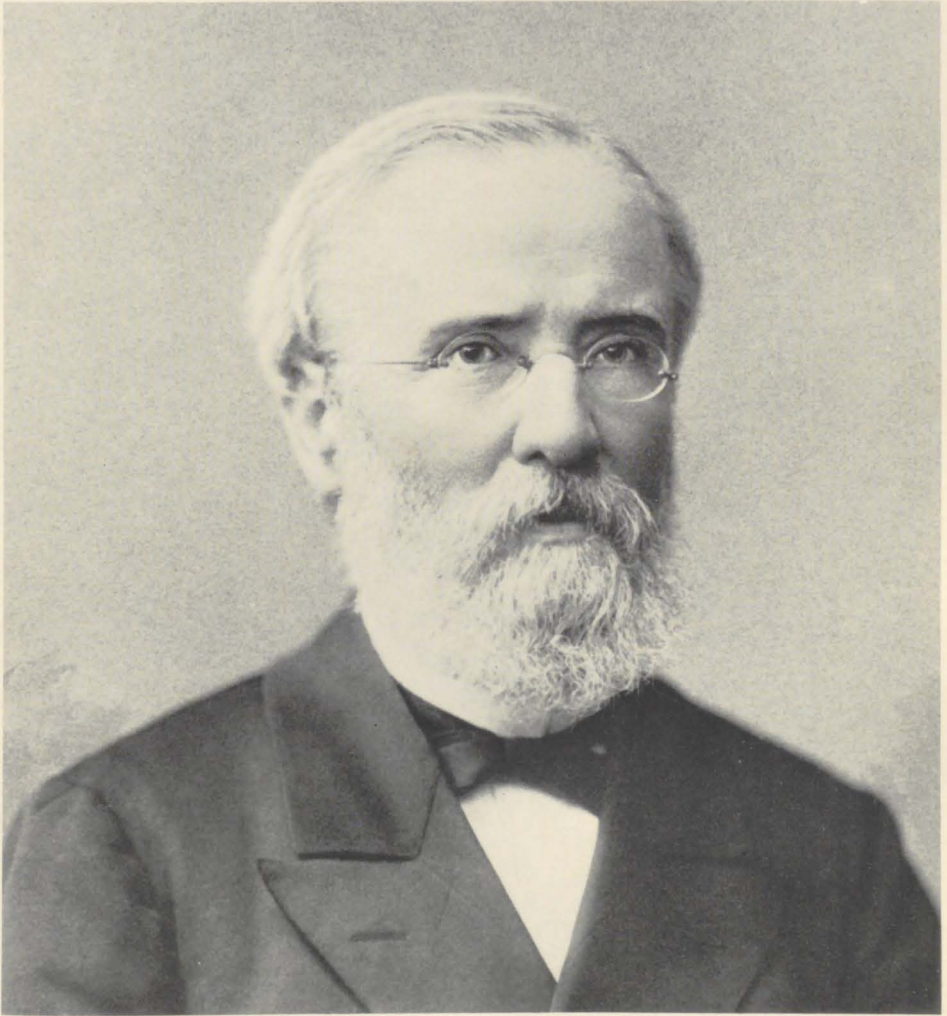


BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



Adolf Hawsrath 1897

Mit freundl. Gen. Handschriftenabt. d. Univ.-Biblioth. Heidelberg. Foto: I. L. Klinger

Herausgeber

Landesverein

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis
für Einzelmitglieder DM 25.-

Einbanddecken zu 7.- DM für den Jahrgang 1979 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift sind an den Landesverein Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstr. 12, zu richten. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postscheckkonto Karlsruhe 164 68-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37
Öffentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010 012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung
und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlag,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-1
Telex 07826904 vgb d
Reproduktionen:
Schuler & Co., Freiburg i. Br.
Kartäuserstraße 50

Adolf Hausrath (1837—1909) Geschichte und Glauben <i>Gustav A. Ungerer, Heidelberg</i>	153
Die Hollerbacher Malerkolonie. <i>Michael Sieber, Dossenheim</i>	167
Hermann Baisch, der bekannte Tiermaler. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	179
Genannt der „badische Kolping“. Ein Gedenkblatt für den Priester Fr. X. Höll. <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	181
Zerbrechlich. <i>Gedicht von Helmut Steinbach</i>	190
Badener im Kapland-Südafrika. <i>Peter Assion, Freiburg</i>	191
Johann Baptist Alzog, Ein bedeutender Kirchenhistoriker. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	201
Am Horizont endet das Sichtbare. <i>Gedicht von Hans Bahrs</i>	204
Caritaspräsident Albert Stehlin. <i>Albert Bissinger, Freiburg</i>	205
Schwarzwald. <i>Gedicht von G. A. Rapp</i>	210
Der Vater der „Klinge“. Dem Kinderdorf-Gründer Heinrich Magnani zum Gedenken. <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	211
Heimweh. <i>Gedicht von Johanna Benzing</i>	216
Johann Baptist Kolb (1774—1816). Ein Pionier der bad. Landesbeschreibung. <i>Hermann Schmid, Überlingen</i>	217
Johann Peter Hebels Vreneli. <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	221
Hans und Verene. <i>Gedicht von Joh. Peter Hebel</i>	230
Karoline von Günderode, zum 200. Geburtstag der Dichterin. <i>Beate Stiehl, Tübingen</i>	231
Aufrechter Gang. Versuch einer Annäherung an Hch. Hans- jakob. <i>Wolfgang Wipprecht, Renningen</i>	235
Die Eichrods. Eine badische Dichterverfamilie. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	249
Johann Georg Jacobi. Professor der schönen Wissenschaften und Poet dazu. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	253
Belchenwanderung. <i>Gedicht von Johanna Benzing</i>	264
Ernst Friedrich Sturm. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	265
D Liabi blit. <i>Gedicht von Karl Kurrus</i>	269
Verbei-kumme. <i>Gedicht von Karl Kurrus</i>	270
Ludwig Boeckh. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	271
Blüetebaum am Schwarzwaldhaus. <i>Gedicht von Richard Gäng</i>	273
Am Summerbed. <i>Gedicht von Richard Gäng</i>	274
Mutter Jolberg. Begründung des Diakonissenmutterhauses in Nonnenweier. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	275
Sommer. <i>Gedicht von Walter Flor</i>	279
Und du reißt zu einer einzigen Mutter. <i>Gedicht von Walter Flor</i>	280
Reinhard Baumeister. Der Schöpfer und Begründer des wissen- schaftlichen Städtebaus. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	281
Joseph Albrecht von Ittner. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	285
Johann Georg Duttlinger. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	295
Eine Amsel singt. <i>Gedicht von Paul Zimmermann</i>	298
Anton Fendrich. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	299
Mensch — Weltall — Ewigkeit. <i>Gedicht von Theodor Meny</i>	304
Aloys Schreiber, mehr als ein Reiseschriftsteller. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	305
Nachtwanderung. <i>Gedicht von Theodor Meny</i>	310
Franz Alexander Böhm. <i>Engelbert Strobel, Karlsruhe</i>	311
Johann Sebastian Clais (1742—1809). <i>Gaston Mayer, Karlsruhe</i>	315
Prominente Besucher des Karlsruher Naturalienkabinetts im Jahre 1835. <i>Gaston Mayer, Karlsruhe</i>	319
Ludwig Wilhelm Otto, Graf von Mosloy (1754—1817). <i>Erwin Dittler, Kebl-Goldschewer</i>	323
Heidelberger Tage eines Frühvollendeten. <i>Lili Fehrlé-Burger, Heidelberg</i>	329
In dir blickt sich das Dasein an. <i>Gedicht von Otto Gillen</i>	332
Dem Gewissen gehorcht. <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	333
Autorenverzeichnis	336
Die Feier zum 100. Geburtstag von Hermann Burte. <i>Karl-Heinz Poble, Wehr</i>	337
Buchbesprechungen	339

Adolf Hausrath (1837 — 1909)

Geschichte und Glauben

Gustav A. Ungerer, Heidelberg

Hausrath ist eine der herausragenden Gestalten des 19. Jahrhunderts in Baden, weil er über sein Fach Kirchengeschichte hinaus eine Fülle von Erinnerungen hinterlassen hat, die für den Historiker unentbehrlich geworden sind.¹ Wir sehen ihn heute als Historiographen einer Welt, die uns in ihren Grundthemen stärker berührt als die Zeitgenossen des Kaiserreichs und der Weimarer Republik.

Dabei erhebt sich die aktuelle Frage, ob Personendarstellung als Geschichte noch eine Existenzberechtigung hat, wo doch inzwischen die Analyse des alltäglichen Lebens des 19. Jahrhunderts — überwiegend in Statistiken vorgelegt — eine bewundernswerte Bedeutung erlangt hat. Indessen ist als Ergänzung der Sozialgeschichte das *experto credite* — glaubt es dem, der es selbst erfuhr — wichtig.²

Hausrath hat in subjektiver und lebendiger Sicht seine Welt dargestellt, so daß sie dem Leser wieder neu ersteht. Und es mag das Flair zwischen den Zeilen sein, das uns interessiert und das uns keine gelehrte Abhandlung vermitteln kann.³

Einem Theologen wird man die Worte der Gebrüder Schlegel aus dem *Athenaeum* an-

messen können: Der Historiker ist ein rückwärtsgewandter Prophet. So stand es auch mit Hausrath, wenngleich seine Töne weniger aufregend waren, als die eines Treitschke.

Schule und Familie

Hausrath ist am 13. Januar 1837 in Karlsruhe in einem regen, offenen Pfarrhaus geboren worden. Geprägt wurde er durch den frühen Tod des Vaters, die Zeit des Vormärz, die Revolution in Baden 1848/49 und stärker noch durch die darauffolgende Zeit der Reaktion. Er gehörte jener badischen Generation an, die Beruf und Politik stets als Einheit betrachtet haben; Hausrath gedämpft zwar als Holtzmann⁴, Wattenbach, Bluntschli, Schenkel und Wundt. Freilich stand er über die Schwelle der Reichsgründung hinaus — im Gegensatz zu vielen Altersgenossen — noch im öffentlichen Leben. Hausrath lebte gern in Karlsruhe und nannte seinen Geburtsort eine angenehme Stadt. Schon 1847 starb der Vater und die vielfältigen Kontakte der Familie, die eine größere Haushaltung nötig gemacht hatten, wurden rigoros eingeschränkt.



Das Schloß Karlsruhe zu Beginn der 40er Jahre des 19. Jahrh.

Foto: I. L. Klinger

Unter dem Pseudonym George Taylor gab Hausrath 1885 einen Roman mit autobiografischen Zügen heraus, in dem er einen Jungen über sich sagen läßt: Nach einer Jugend, die nur eine Abwechslung von Krankheit und Rekonvaleszens gewesen, zwischen Frauen und Dienstboten aufgewachsen, mit ungesunder Lektüre vollgestopft, und träumerisch durch Mangel an gleichaltriger Gesellschaft, war er frühreif und unreif, altklug und unklug.⁵ Dies Selbstbild klingt nun ganz nach Lukas 1,66: Was wird aus dem Kindlein werden?

Der junge Hausrath jedenfalls hatte wohl sehr begründete Schwierigkeiten mit seiner Familie und wurde zu Gymnasialprofessor Gerstner in Karlsruhe in Pension gegeben, damit er mit dessen gleichaltrigem Sohn das Lyceum besuchen sollte. Diesen pädagogischen

Versuch empfand er eher als Gefangenschaft. Die nachträgliche Bewunderung für die 48/49er Revolution ist sicher auch deshalb entstanden, weil die aufregende Zeit ihm die Befreiung aus der Pension brachte. Die Familie floh nach Frankreich, und Hausrath ging in Lauterburg in die französische Schule, wo er die Weltgeschichte im Sinne Louis Napoleons erklärt bekam, so u. a., daß Karl der Große ein Franzose war.

Die Studienzeit

1. Jena

Die Folgen der Revolution mit der Einsetzung der Standgerichte, mit der Wendung der evangelischen Kirche zur Orthodoxie und vor allem die widersprüchlichen Reden der Erwachsenen bei Tisch, haben ihn schon

während der Schulzeit veranlaßt, ein eigenständiges politisches und Glaubensziel zu verfolgen.⁷

Später, als Vikar in Heidelberg, schrieb er seine Lebensmaxime nieder: „Das Gewissen, das vor lauter Sorge für Recht, Ordnung, Gesetz und Pflichten den Menschen keine Zeit läßt, den ewigen Quellen dieser Normen nachzuspüren, verführt auch den Glauben zu einer gesetzlichen, juristischen, ich möchte beinahe sagen: polizeimäßigen Vorstellung von seinem Gott.“⁶ Diese Sätze des 23jährigen zeigen zum einen das Interesse, Theologe zu sein und Kirchengeschichte zu betreiben, zum anderen zeigen sie die liberale Grundeinstellung, die Hausrath sich über politische Querelen hinweg bis ins hohe Alter erhalten hat.

Als Sohn eines Hofdiakons begann er unter dem sanften Druck der Familie das Theologiestudium, zunächst in Jena, wo bestimmend für seine späteren Studien Hase und Droysen als Autoritäten Geschichte und Kirchengeschichte lasen. Immerhin war er zu Anfang schon überzeugt, daß er nichts lehren werde, was er nicht glaubt, und dennoch Geistlicher wird. In diesem „dennoch“ steckt die Problematik theologischen Lebens — und nicht nur des protestantischen — in Baden von 1848 bis über 1870 hinaus. Hiervon hat er später detaillierte Zeugnisse geliefert, sozusagen eine Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts in Einzeldarstellungen im aufgeklärt-evangelischen Tenor.⁸

In der Theologie sah er die sozialen Schwierigkeiten und Bewegungen sowenig wie die verfassungsgeschichtliche Wende, die Baden an eine hegelsche Staatsauffassung heranführte und deren wenig glückliche Vollen dung sich durch die Reichsgründung vollzog. Gervinus' Bedenken gegen den preußischen Kaiserstaat verstand er ebensowenig wie die Tradition der katholischen sozialen Bewegung oder die der süddeutschen Demokraten.⁹

In Jena mokierte sich die junge akademische

Welt über das Berliner geflügelte Wort von der Solidarität der konservativen Interessen. In der Reaktionszeit war Jena — wie Hausrath versichert — ein Hort der Freiheit, und die drei Semester dort haben wohl mehr durch die idealistische ‚Luft‘ als durch gründliche theologische Studien ein so mildes Licht in seiner Erinnerung erhalten.

Exkurs: Staatskirche in Baden

Sowohl Hausrath selbst als auch seine beiden Biografen haben uns über die Situation der badischen Politik in den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts breit orientiert.¹⁰ Was uns heute davon interessiert und worüber Hausrath uns bis in kleinste Facettierungen berichtet, soll hier kurz dargestellt werden. Es ist die Entscheidung für oder gegen eine *vita contemplativa*, so wie wir sie heute in den Kirchen wieder vielfältig erleben. Während wir heute das religiöse Leben eher dem Privatbereich zuordnen, war es im 19. Jahrhundert enger mit dem politischen verbunden. Das Verhältnis Kirche-Staat stellte sich für Baden in folgenden Reformideen dar:

- Der aufgeklärte Absolutismus Josephs des Zweiten hatte eine Trennung von Kirche und Staat initiiert, die noch spürbar war im ehemals vorderösterreichischen Gebiet von Freiburg.
- Eine Weiterentwicklung innerhalb des Verfassungsgedankens war die Staatskirchenhoheit, die eine Selbstregulierung kirchlicher Angelegenheiten vorsah.
- Unter dem Einfluß des Liberalismus war die Idee der *Concordia inter ecclesiam et rem publicam* eine weitere Variante. Gemeint war damit eine vertragliche Abgrenzung und Koordination der kirchlichen und staatlichen Aufgaben. Diese liberalistischen Vorschläge sollten in Baden mit dem Konkordat von 1860 besiegelt werden. Die Freisinnigen rebellierten.
- Nach 1860, im Aufschwung der freisinnigen Bewegung, die zahlreiche kirchlich

gesonnene Anhänger hatte, wurden die Entscheidungen der I. und II. Kammer von der Staatsauffassung Häussers, einem ihrer Mandatsträger, beherrscht: der Staat selbst hat eine religiöse Funktion und Mission, er besitzt die Omnikompetenz über alle Angelegenheiten seiner Untertanen. Die lutherische Auffassung über die Landeskirche hatte sich wiederum in die liberale Welt eingeschlichen. Die Absicht der Freisinnigen war es, die Aufklärung zu ihrem späten Ende zu bringen. Die Schulfrage galt deshalb als der Angelpunkt. Richard Rothe, der Lehrer Hausraths, brachte diese Überlegungen auf die kurze Formel: der Kulturstaat soll die Sittlichkeit verwirklichen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß der Staat Baden in seiner politischen und geistigen Entwicklung im Kleinen das vollzog, was man später im Großen als Kulturkampf bezeichnet hat — nur früher, liberaler und im Ergebnis dennoch hegelianisch: der Staat wurde vergöttlicht.

2. Göttingen

1858 studierte Hausrath ein Semester in Göttingen. Die Stadt hatte auf ihn einen „ehrwürdigen, pedantischen und großväterlichen Eindruck“ gemacht, wie ein gepuderter Gelehrter. Die Kollegien waren von milchfrommer Süßlichkeit, er erfreute sich nur an seinen Fachbüchern und der neueren Literatur (z. B. an Lewes Buch über Goethe), vor allem aber an der Natur.

Göttingen hatte ihn angezogen wegen der Lehrtätigkeit von Hermann Lotze, der 1855 mit seinem Mikrokosmos eine Gegenposition zu den Materialisten Ludwig Feuerbach, Moleschott, Büchner und Vogt erstritten hatte.¹¹ Hausrath war die Materialismus-Diskussion gut bekannt. Hier bewunderte er in Lotze denjenigen, der diese 'Apostel ohne Gott' in seiner Religionsphilosophie abfertigte. Es ist dennoch bezeichnend für Haus-

rath, daß er die Androhung der Regierung, Moleschott in Heidelberg die Lehrbefugnis zu entziehen, lebenslang als falsch beurteilt hat.

Der Zeit entsprechend rangen in der protestantischen Dogmatik der Rationalismus und der Empirismus miteinander. Während die Naturwissenschaften und die Medizin sich in die Tatsachen ihrer experimentellen Forschung vergruben, war der Reflex auf die Theologie nicht anders zu erwarten, denn als Kritik an der historisch unexakten, mythologisch orientierten Kirchengeschichte. Die Frage Kants lag nahe, zuerst nach dem Bewußtsein des Historikers, dann auch nach dem des Gläubigen zu forschen: gelangen wir zur Erkenntnis der Dinge durch die Sinne oder durch den Verstand? Die grundsätzlichere Frage, wie unsere Erkenntnis überhaupt zustande kommt, wurde dabei hintangestellt. (Sie hat einen Freund Hausraths, den späteren Philosophen und Psychologen Wundt zur 'Erfindung' der experimentellen Psychologie veranlaßt.)¹²

Ausweg aus dem Dilemma war, daß neben Vernunft und Erfahrung der sittliche Wille die Türe zum Verständnis der religiösen Welt sei. Und Lotze konnte gegenüber den Materialisten 'vom Fach her argumentieren', weil er selbst Mediziner, Physiologe und Philosoph war. Deshalb erhofften Hausrath und seine Zeitgenossen von ihm eine Antwort auf die These Feuerbachs und seiner naturwissenschaftlichen Anhänger: ist Religion eine Projektion des Menschen selbst oder ein metaphysisches Geschehen?

Im Verständnis der Religionspsychologie des 19. Jahrhunderts führte ein solcher Gedanke zur Problematik der Willens- und Glaubensfreiheit. Und ganz im Sinne der 'sozialen Frage' um 1850 wird die Lösung im Spannungsfeld Individuum-Gesellschaft gesucht: „So bleibt es wohl dabei: Der im Proletariat aufgewachsene Sünder ist das geworden, was er unter der Einwirkung dieser Einflüsse werden mußte, und für seine Schandtaten ist

er sowenig in letzter Instanz verantwortlich, als der Karaibe, der sein eigenes Weib verzehrt. Der Töpfer macht aus dem einen Ton ein Gefäß zur Ehre, aus dem anderen zur Unehre, und das Gefäß spricht nicht zu seinem Bildner: Warum machst Du mich also?“¹³

Göttingen wurde für Hausrath der Ort, die damalige Wissenschaftstheorie zu studieren, ein Gebiet, das er später nur ungern betrat, aber stets achtete.

3. Berlin

In Berlin genoß er die vielfältigen Anregungen in Studium, Freundeskreis und Theater. Dennoch gab es Wermutstropfen. Die Reaktion hatte ihr Netz besonders über die Fremden ausgebreitet. Einem Mitstudenten Hausraths widerfuhr folgendes Ereignis: „Als Ewald im Frühjahr 1858 ohne Paßkarte ankam, erregte seine Mähne den Verdacht der öffentlichen Sicherheitsorgane, er wurde aufgegriffen und noch am späten Abend Jakob Grimm zur Rekognition ins Haus gebracht.“ Auch den jungen Hausrath hätte die Polizei bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin fast noch für einige Tage zurückbehalten.¹⁴

Er war nun im Zentrum des orthodoxen protestantischen Deutschland und fand sich in einem gesellschaftlichen und theologischen Wirrwarr wieder. „Das ist denn ‚das Höhere‘, von dem . . . (der) Berliner mit solcher Vorliebe spricht. Wohin wir schauen, wir gewinnen überall den Eindruck, daß die Kräfte der königlich preußischen Kirche nicht ausreichen, in der Residenz des Landesbischofs neben den alltäglichen und künstlerischen Interessen auch nur einigermaßen zur Geltung zu kommen, ein Faktor im öffentlichen Leben zu werden. Wenn sie aber das nicht erreichen, wie sollte man erwarten, daß sie den Taumel des großstädtischen Treibens, in dem die jungen Seelen untergehn und die Alten verkümmern, auch nur einigermaßen zu bewältigen vermöchten?“¹⁵ — Wie man er-

kennen kann, sind die seelsorgerlichen Aufgaben nach 120 Jahren dieselben geblieben. — In jenem Winter 1858/59 begann sich Hausrath auf das Examen einzurichten und ging nach anfänglichem Zögern nach Heidelberg.

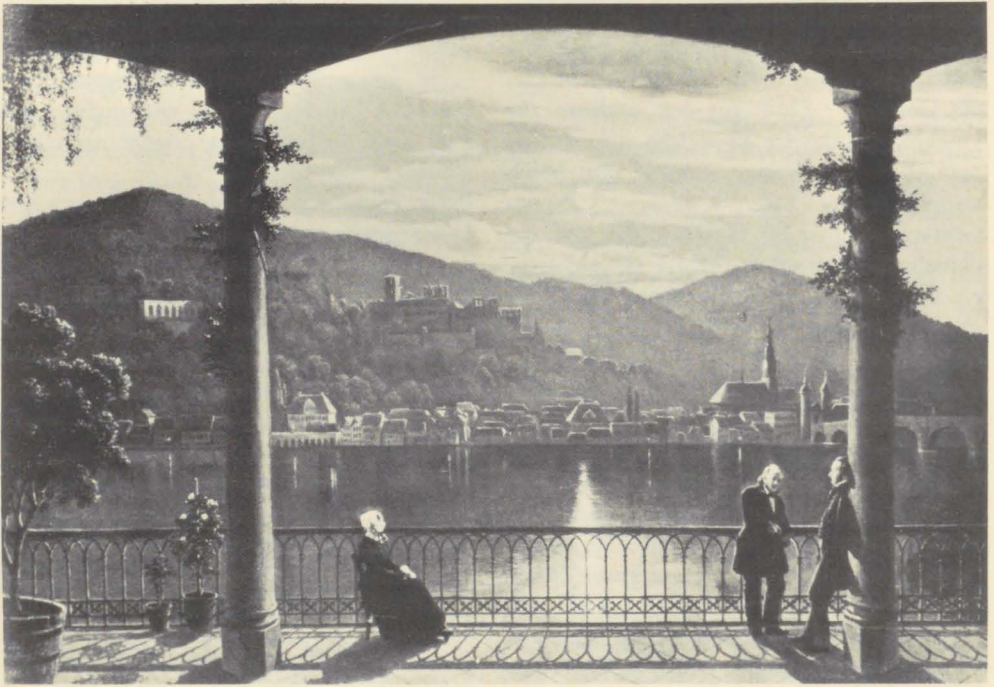
Berlin hatte für ihn noch eine besondere Lehre parat: Schleiermachers Ideen, — er, das lumen mundi, der bedeutende Geist der Theologen — hatten den liberal erzogenen Hausrath durch die Vorlesungen von Twisten tief getroffen. Der Widerspruch zwischen Wundern und Mysterien zu wissenschaftlicher Erkenntnis schreckte ihn anfänglich, dennoch blieb für ihn das religiöse Bewußtsein dadurch unberührt. Seine Schlußfolgerung daraus ist typisch für die Zeit: er verlagert die wissenschaftliche Erfahrung (als Sammlung von aktuellen Tatsachen im theologischen Bereich) in die historische Erfahrung der ‚Gattung‘: „Was Jahrtausende in der Menschheit gelebt, kann nicht nur eine Wahnvorstellung gewesen sein, sondern muß eine tatsächliche innere Erfahrung des Menschen zum Ausdruck bringen, sonst hätte es nicht gedauert.“¹⁶

Es ist, als ob wir den Versuch beobachten, vor der Flut der neuen positiven Wissenschaften zu einer Flucht in die innere — religiöse — Emigration aufzubrechen. „ . . . Man sucht unmittelbare Aussagen unseres Gemüts in Betreff des Religiösen zu konstatieren und ihren Zusammenhang unter sich nachzuweisen.“¹⁷

4. Heidelberg

In der Metropole des Corpslebens gefiel es Hausrath zunächst nicht. „ . . . Die Leute selbst sind wenig regsam, die Kritik, die allein ein wissenschaftliches Leben erwecken könnte, ist von oben verpönt oder wenigstens ignoriert, kein Wunder, daß es mit dem theologischen Leben nicht fort will.“¹⁸

Am Predigerseminar in Heidelberg, das von dem umstrittenen Daniel Schenkel geleitet



Blick vom Haus Fallenstein-Hausrath auf Stadt und Schloß Heidelberg. Das verschollene Gemälde zeigt Gerwinus als Gast der Fallensteins. (G. Saal).

Foto: Kurpfälzisches Museum Heidelberg

wurde, erfuhr Hausrath seine Ausbildung in Homiletik und Katechetik.¹⁹ Nach einer Probepredigt in der Peterskirche hatte ihn ein Seminarist beim orthodoxen Kirchenrat angeschwärzt, was ihm zwar direkt keine Nachteile erbrachte, aber eine unschöne Fama für sein künftiges Leben bedeutete.

1860 hatte Hausrath seine Studien abgeschlossen. Im Jahr, in dem sich für Baden die Wende zum Liberalismus vollzog mit dem Regierungswechsel, den er folgendermaßen erlebte: „Nie werde ich den zweiten April 1860 vergessen, an dem die Würfel endlich fielen. Auf Einladung Kuno Fischers hatte ich ihn nach Mannheim begleitet, wo er in der Druckerei von Hogrefe den neuen Band seiner Geschichte der Philosophie zu korrigieren pflegte, um so den Druck zu beschleunigen. Der erste, der uns entgegnetrat, war der alte Philolog Nüsslin, der kam, um sich zu erkundigen, ob noch immer kein Tele-

gramm aus Karlsruhe eingelaufen sei.“ Das Concordat sollte gegen den Widerspruch der Kammer und weiter Teile der Bevölkerung durchgesetzt werden. „Da endlich kam der Telegrafentbote: das Ministerium entlassen. Stabel Justiz, Lamey Inneres, Vogelmann Finanzen, Ludwig Krieg, Nüsslin Staatsrat ohne Portefeuille usw.“²⁰

Vikariat und erste Forschungen

Inzwischen hatte sich Hausrath mit seiner langjährigen Freundin Frieda Arnold verlobt. Mit ihr hatte er einen lebendigen Briefkontakt nach England unterhalten, der uns über seine persönlichen Ansichten zu Studium, Politik und vor allem kirchlichen Fragen ausführlich orientiert. Die Situation in Heidelberg war keineswegs leicht für einen angehenden Vikar. Das beunruhigende Element war Daniel Schenkel, der sich vom orthodoxen Saulus zum liberalen Paulus gewandelt

hatte, daneben existierte Rothe, der mit seinem freundlichen Wesen, der zurückhalten- den Art und seinem profunden Wissen der kleine Melanchton genannt wurde. Es er- scheint wie ein Problem unserer Zeit, wenn Hausrath schreibt: „Es geht in der Ge- schichte zumeist so, daß die Parteien, die ge- stern noch das Prinzip der Bewegung, des Fortschritts und der Weiterentwicklung ver- traten, schon am ersten Tag, da sie zum Be- sitz gelangt sind dessen, was sie erstrebten, sich selbst wieder abschließen, stabil werden und, statt von ihrer Basis aus weiter zu wach- sen, in Konservatismus gleichsam vorhol- zen.“²¹ Dies zu verhindern fühlte sich aller- dings der Theologe Hausrath berufen, so wie viele seiner Kollegen, die als Privatdozenten Heidelberg bevölkerten und auch verunsich- erten.²² Als Vikar beobachtete er an sich eine Schwäche, die ihn auch später be- drückte: er sprach sehr leise und für eine größere Gemeinde fast unverständlich. Nach Abschluß seiner Dissertation und Beginn der akademischen Laufbahn hat er nur noch sel-

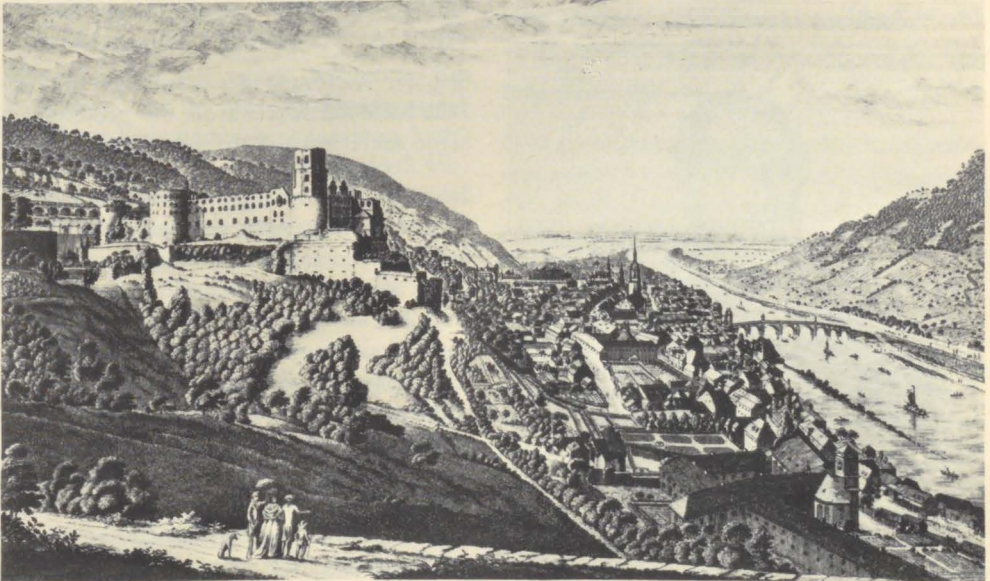
ten gepredigt, fand aber in den Medien von Zeitung und Büchern einen gleichwertigen Ersatz. 1862 erhielt er die Erlaubnis, als Do- zent Kirchengeschichte zu lesen, was er sich schon als Abiturient gewünscht hatte.

Die Predigermelancholie wich der For- schungstätigkeit über das Neue Testament. So bearbeitete er die Interpretation der Jo- hanneischen Apokalypse, die er der ‚Bibel- fabrik‘ Josias Bunsens beisteuerte. Bunsen- hatte eine ganze Reihe junger Wissenschaft- ler um sich geschart, und nach seinem Tod hat der Freund Hausraths, Holtzmann, die Bibelübertragung fortgesetzt. Die Analyse geriet ihm freilich historisch-kritisch, was Bauer in Übereinstimmung mit Hausrath als Mangel gesehen hat, zumal der Beitrag ur- sprünglich nicht akademisch, sondern popu- lär gedacht war.²⁴

Neben der kirchengeschichtlichen Dozentur hatte er eine Reihe außerfachlicher Anregun- gen, die ihn stark bewegten. So entstand z. B. in den 60iger Jahren die experimentelle Psy-

Heidelberg zu Beginn des 19. Jahrh. Stich von J. Rieger.

Foto: I.L. Klinger



chologie; sie befaßte sich mit sinnesphysiologischen Problemen, die wiederum das Gebiet des psycho-physischen Parallelismus betrafen. Wundt, der neben der Völkerpsychologie auf diesem Gebiet sowie über Ethik forschte, spazierte häufig mit seinem Freund Hausrath in den Wäldern um Heidelberg, wobei der Pudel Wundts als Demonstrationsobjekt dienen mußte. — Nach der Gründung des philosophisch-historischen Vereins 1863 hatten beide vor, eine Zeitschrift herauszugeben; aus diesem Plan ist freilich nichts geworden.²⁵

Eine Donnerstagsgesellschaft, die zunächst aufgeschlossene Theologen vereinigte, erweiterte sich später zu einer gelehrten Tafelrunde, in der Hausrath mit Schenkel, Bluntschli, Wattenbach und Rothe diskutierte.

Protestantenverein und publizistische Arbeit

1859 hatte Daniel Schenkel seine Redakteurstätigkeit bei der „Allgemeinen Kirchenzei-

David Schenkel, Lithografie Grimlinger, Zürich.

Foto: S. L. Klinger



tung“ wegen liberaler Haltung aufgeben müssen; kurz darauf gründete er eine neue „Allgemeine kirchliche Zeitschrift“, in der auch Hausrath mitarbeitete.

Im Zeitalter der großen Polemiker (Zola, Treitschke etc.) wurde die Diskussion auch zwischen den theologischen Fraktionen nicht immer im Sinne der Bergpredigt geführt. Hausrath schreibt über Schenkel, daß er die Fähigkeit hatte „aus dem theologischen Gegner ein mythologisches Ungeheuer zu machen, das er dann nach Herzenslust zerzauste und zerpfückte.“²⁶ Daneben übernahm Hausrath die Redaktion des Süddeutschen Evangelischen Kirchenblattes, eine zeitraubende Arbeit. Die inhaltliche Aufgabe war zudem keineswegs angenehm: in beiden Blättern mußte er die Angriffe der Pietisten, die Vorwürfe der orthodoxen Protestanten und die Polemik der katholischen Gegner abwehren. Als Historiker wollte er seine Leser über die Entstehung des Canons der Bibel unterrichten, eine Aufklärung, die der sturen Wortklauberei, dem Biblizismus, entgegenwirken sollte. Hieraus ist eine Sammlung von Aufsätzen entstanden, die man als eine Art Baedeker Palästinas im kirchengeschichtlichen Sinne bezeichnen kann.²⁷

Seit der Auflösung des Deutschen Reiches 1806 hatte das Kircheng Volk der Protestanten keine umfassende Vertretung mehr gehabt.

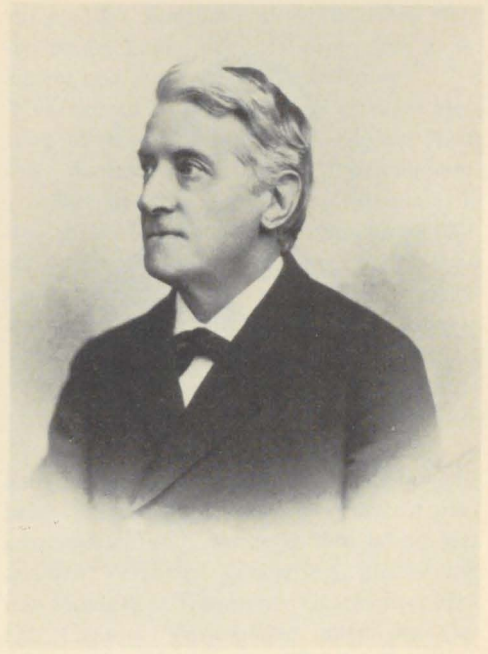
Schenkel faßte die Idee, vor allem die aufgeschlossenen Kreise zu sammeln; es entstand der Protestantenverein, in dem Hausrath Sekretär wurde. Obwohl J. C. Bluntschli und Schenkel mit großer Wortgewalt an die Öffentlichkeit traten, konnte der Verein sein selbstgestecktes Ziel nicht erreichen. Und jene Mütter und Väter, die ihren Kindern eine weniger dogmatische und konservative kirchliche Erziehung wünschten, indem sie die Wahl der Pfarrer mitbestimmen wollten, wurden herb enttäuscht: das Gemeindeprinzip setzte sich nicht durch.

Im Oberkirchenrat in Karlsruhe

Hausraths Schwager, der Staatsbeamte und spätere Ministerpräsident Jolly, votierte 1864 dafür, daß er als Assessor in den Oberkirchenrat berufen werden sollte. Es scheint, daß Hausrath in dem Gebäude Sophienstraße—Hirschstraße in Karlsruhe zunächst keine begeisternden Stunden erlebt hatte: „Man lernte sich im amtlichen Verkehr den ganzen Tag so genau kennen, daß man gar kein Bedürfnis hatte, sich auch am Abend noch näher zu treten.“²⁸ — Zu tun hatte er mit der religiösen Erziehung der Kinder, mit Konfirmationsproblemen, mit der Überwachung der Pfarrkandidaten, mit der Aufsicht über einige Diözesen und Schulangelegenheiten und mit den theologischen Prüfungen. Im gleichen Jahr heiratete er. (Seine Frau entstammte der Familie Fallenstein, die eine der schönstgelegenen Villen in Heidelberg — spätere Wirkungsstätte von Max und Marianne Weber — besaß.²⁹ Die Trauung hielt Rothe.)

Karlsruhe erschien ihm angenehmer, als er Kontakt zum damaligen Reformator der Dramaturgie, Devrient, aufgenommen hatte. Zudem entwickelten sich persönliche Freundschaften zu Gustav Freitag, Max Duncker und vor allem Heinrich von Treitschke, die er alle im Hause seines Schwagers Baumgarten kennengelernt hatte. Während dieser Zeit arbeitete Hausrath weiter an neutestamentlichen Problemen, aus denen 1865 das Buch „Der Apostel Paulus“ hervorging. Tenor des Buches war die wissenschaftliche Bibelkritik und kurze Zeit nach seiner Veröffentlichung wurde es in mehrere Sprachen übertragen.

Die Reformgesetze unter der Regierung Lamey, ab 1860, griffen massiv in das Verhältnis Kirche—Staat ein. Auch Hausrath wurde davon persönlich — ebenso wie in seinem Amt — bewegt, um so mehr als sein Schwager Jolly an deren Ausarbeitung beteiligt war. Diese turbulente Zeit ist bei Joseph Becker



Julius Jolly, Schwager Hausraths, bad. Ministerpräsident.
Stadtarchiv Karlsruhe

sowie im neu erschienenen Band *Badische Geschichte* dargestellt, eine weitere Erörterung erscheint deshalb nicht vonnöten.³⁰

Leben-Jesu-Forschung

Eine für Hausrath wissenschaftlich wichtige und zugleich öffentlich diskutierte Frage war die ‚Leben-Jesu-Forschung‘. Sie war nicht nur eine innerkirchliche, sondern wurde zu einer politischen Angelegenheit.

1835 hatte Strauss sein ‚Leben Jesu‘ publiziert.³¹ Dieses Buch war von den Theologen sehr übel aufgenommen worden. „Einen Raffael und Dürer, Dante und Klopstock kann keiner begreifen, der das Christentum haßt.“³² — Hausrath selbst hatte im Jahre 1862 das Markusevangelium quellenkritisch untersucht und Anmerkungen zum Lebensbild Jesu als menschliche Gestalt gemacht.³³ Ohne Zusammenhang mit Hausraths Veröf-



Richard Rotbe. Lith. B. Weiss 1854. Foto: J.L. Klingner

fentlichung folgte E. Renans ‚Vie de Jésus‘ 1863, im gleichen Jahr von D. Fr. Strauss ‚Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet‘ und David Schenkels ‚Das Charakterbild Jesu‘.

Für die wissenschaftliche Arbeit war Schenkels Buch durchaus entbehrlich, für die damalige kirchenpolitische Lage aber war es eine Art Anschlag gegen das Dogma. Schenkel wurde daraufhin zum Vorwurf gemacht, daß er und seine Anhänger sich nicht mehr unter dem ‚Bekenntnis‘ befänden, d. h. außerhalb der von Hebel vermittelten ‚Unierten Kirche‘ stünden. Ein Kritiker von Schenkels Jesu-Bild hatte einen Spottvers verfaßt:

Des Herrn Charakter, wie ich suche,
kann ich nicht finden in dem Buche,
doch finde ich Herrn Schenkel seinen,
das heißt — keinen.³⁴

Hausrath empfand es als schmerzlich, daß dieser Streit selbst mitten durch den Oberkir-

chenrat ging und persönliche Freunde entfremdete. In den Angriffen der Orthodoxen sah er allerdings die Lehrfreiheit bedroht, ein Problem, das über Baden hinaus die Gemüter in Schwaben, Hessen und Preußen bewegte.

In der Folgezeit standen politische Fragen im Vordergrund: Großdeutsche Lösung oder kleindeutsche (mit Preußen); dabei brachte der Krieg 1866 für Hausrath und seine Freunde einen Umschwung zugunsten Preußens. — Von nun aber war der Streit um die innerkirchliche Verfassung und um dogmatische Divergenzen der Sache der deutschen Einigung untergeordnet, und so kam man zu keiner abschließenden Aussage in theologischen Fragen.

In der I. Kammer

Nach dem Krieg 1870/71 begann für Hausrath eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit. 1867 war er Professor in Heidelberg geworden und die folgende Zeit bis zu seinem Tod 1909 ist ausgefüllt mit historischen Forschungen auf mehreren Gebieten wie dem Alten und dem Neuen Testament, der Geschichte der Reformation, der Entwicklung der Dogmendiskussion im 19. Jahrhundert, sowie synoptischen Arbeiten über Häretiker des Mittelalters. Neben diesen wissenschaftlichen Publikationen schrieb er eine Reihe von Romanen und Novellen.

Vor der Besprechung einiger wesentlicher Werke Hausraths soll seine politische Tätigkeit kurz erwähnt werden. 1889 — 52jährig — wurde er als Vertreter der Universität Heidelberg in die 1. Kammer entsandt. Seiner freisinnigen Auffassung der früheren Zeit folgend, wurde er Mitglied der Nationalliberalen Fraktion. Obgleich ihn eine Menge parlamentarischer Arbeit erwartete, gewann er der Situation doch humoristische Seiten ab. So schrieb er nach der Eröffnung in einem Brief nach Heidelberg: „Ich muß vorläufig sagen, daß unsere süddeutschen Juncker eigentlich ganz gemütliche Käuze

sind.“³⁵ (In der I. Kammer saßen die Vertreter des Adels, der Kirchen und Universitäten.)

Es waren jene Jahre, in denen sich die Nationalliberalen erneuert hatten und gleichzeitig das Zentrum unter Wacker aus der katholischen Volkspartei hervorgegangen war. Die Universitäten nahmen einen ungeahnten Aufschwung. — Hausrath war auch außerhalb der I. Kammer in der Hochschulpolitik tätig. In Heidelberg wurde er zweimal zum Rektor (eigentlich Prorektor, da der Großherzog nominell Rektor war) gewählt, wobei ihm das Universitätsjahr 1901/02 fast unerträglich wurde durch die immense Verwaltungsarbeit. 1907, zwei Jahre vor seinem Tod, wurde er Ehrenbürger der Stadt Heidelberg.

Geschichte zwischen Offenbarung und Erfahrung

Im Vergleich zu seinen Kollegen wurde Hausrath schon in relativ jungen Jahren mit Ehrungen bedacht. Mit 32 Jahren erhielt er den Doktor honoris causa der Wiener theologischen Fakultät wegen seiner fundierten Kenntnisse in neutestamentlichen Fragen. In seinem Dankeschreiben heißt es: „Erlauben Sie mir, daß ich die verliehene Würde dankbar nehme als Aufforderung, meine Arbeit nicht in den Dienst der Zeitströmungen, noch in den einer Gewalt, sondern lediglich in den Dienst der Wahrheit zu stellen.“³⁶ Interesse weckt heute, daß Hausrath eben jene Polarisierung von orthodox-fortschrittlich, positivistisch-idealistisch, *vita contemplativa-vita activa* nicht mitvollzog und wir ihn so nicht einordnen können. Als Theologe betrachtete er die aufstrebenden Wissenschaften Medizin, Physik, Chemie mit ihrer oft theorielosen Anhäufung von Fakten als *dubios*. Das Vorwort zu seinen Religiösen Reden und Betrachtungen aus dem Jahr 1872 enthält über die theologischen Aspekte hinaus eine durchaus moderne Zielrichtung: „Die Prinzipien des Denkens, die Offenbar-

ungen des Empfindens verkümmern über der Beobachtung, der Erfahrung, dem Experiment und ihren Hilfswissenschaften.“

Weiterhin ist es aus Hausraths geistiger Haltung verständlich, daß er die religiöse Kraft des katholischen Lebens bewunderte: „... hier ist mehr Freiheit der Erbauung, in dem dieser Kultus uns weiten Spielraum läßt, die Symbolik seiner Formen mit dem Gehalt unseres inneren Lebens zu erfüllen.“³⁷ Dagegen stellt er psychologisierend die evangelische Praxis: „Wie langweilig ist eine gewöhnliche Versammlung mit einer gewöhnlichen Predigt eines gewöhnlichen Geistlichen.“³⁸

Sein bedeutendstes Werk, die Neutestamentliche Zeitgeschichte,³⁹ dessen Vorwort programmatisch war, wurde in den Jahren der ‚großen Versuche‘ geschaffen, gleichzeitig mit Mommsens Römischer Geschichte, Moritz Cantors Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik, Wundts Grundzügen der Physiologischen Psychologie u. a. m. Die vier Bände weisen Hausrath als mutigen und zugleich selbstkritischen Forscher aus. Er wagte den großen Wurf in einer Zeit, in der die meisten Fachkollegen aus Furcht vor der Fülle ungeklärter historischer Details zu einer Gesamtschau nicht kommen wollten.

Die Auffassung, Geschichte als Dialektik der sozialen Zustände zu erklären, wie es zuvor Marx, dann Adolph Wagner (1835–1917) unternahmen, konnte Hausrath in den Prinzipien nicht annehmen. „Das Christentum ist das Werk Christi, nicht der Verhältnisse.“⁴⁰ Also doch eine ‚heilige‘ oder Heilsgeschichte? Keineswegs: Als Historiker läßt er keine ‚magische‘ noch ‚mythische‘ Ableitung des Christentums zu. Für ihn ist Christus der Untertan des Antipas, der Gegner der Rabbiner.⁴¹ Auch hier wird die Stellung Hausraths deutlich: ‚Prophete links, prophete rechts, das Weltkind in der Mitten‘, Geschichtsschreibung nicht als Ablehnung oder Zustimmung, sondern als Berichtigung zu begreifen.



Eduard Devrient.

Eduard Devrient (1801–1877), Leiter des Hoftheaters Karlsruhe.

Foto: J. L. Klingler

Weitere Forschungen

1876 erscheint Hausraths Untersuchung über David Friedrich Strauss, den Leben-Jesu-Forscher. Mit diesem Werk beginnt er seine historischen Darstellungen der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert.⁴² — Obgleich Hausrath die Anthropologie Strauss' nicht im geringsten teilt, sieht er in ihm doch einen bahnbrechenden Geist, der den Kampf mit der verkrusteten Welt der damaligen Theologie aufnimmt, eine Herkules-Arbeit, für die Strauss zweifellos um einige Unzen zu leicht an Geist war. In mehreren Italienreisen schuf sich Hausrath das Wissen und die örtliche Kenntnis zu seiner Studie über Luther in Italien (1894).⁴³ Sie wurde durch einen interessanten Fund angereichert: Hausrath hatte ein Pilgerbuch entdeckt, nach dessen Anweisungen Luther

das päpstliche Rom besucht und kommentiert hatte. — Schon in den ‚Kleinen Schriften‘ (1883)⁴⁴ war ein Artikel über ‚Luther und Käthe‘ erschienen und die Biografie des Reformators sollte zum zweiten Hauptwerk Hausraths werden. In ganz anderer Richtung wirken die Eindrücke Italiens ebenfalls fort: der Romanautor Hausrath verlegt den Ort der Handlung seines ‚Antinous‘ (1880) ins kaiserliche Rom.

Nach langer Quellenforschung war inzwischen ein anderes Projekt gediehen. 1891–95 publiziert er über die mittelalterlichen Haeretiker — Protestanten im wörtlichen Sinne —, die er als Märtyrer versteht, Abälard, Arnold von Brescia und die Arnoldisten.⁴⁵

Es mutet merkwürdig an, daß Hausrath in einem Brief an seinen Verleger Rodenberg 1890 sich selbst als „echten Sozialisten“ bezeichnete;⁴⁶ damit will er ausdrücken, daß er sich mit seinen historischen ‚Weltverbessern im Mittelalter‘ identifiziert und sie ebenso wie sich selbst gegenüber den zeitgenössischen aufstrebenden Sozialisten abgrenzen möchte.

Zum Melancthon-Jubiläum 1897 hielt Hausrath eine Rede, die u. a. die theologische Konvergenz zu Luther, aber auch die Divergenz beider beleuchtete. Eindringlicher noch geriet die Abhandlung ‚Luther und Aleander auf dem Reichstag zu Worms‘ — im gleichen Jahr. Wir sehen schon in Umrissen den Entwurf zur Biografie Luthers.

Mit der Rektoratsrede über die ‚Heidelberger Theologen des 19. Jahrhunderts‘, war er auch zum Geschichtsschreiber seiner Fakultät, zum Schreiber einer Ideengeschichte geworden.

Das Volksbuch

1904 erscheint ‚Luthers Leben‘ im ersten Band. Dieses Werk könnte man dem Genre des Bildungsromans zuordnen, wengleich die quellenkritische Arbeit in jeder Zeile sichtbar wird. Auch die Tendenz des Buches

hat Hausrath nicht verschwiegen, wenn er schreibt: „... in ihm (Luther, Verf.) besiegt der Liberale den großen Freiheitskämpfer... und der Altgläubige sieht in ihm den Erneuerer des biblischen Glaubenslebens.“⁴⁷

Luther wird hier usurpiert von der liberalen politischen Richtung, eine zeitbedingte Sicht, die sicherlich seiner Persönlichkeit eher gerecht wird als beispielsweise die Publikationen über den Klassenkämpfer. Als Widerspruch zu diesem Zitat erscheint, daß Hausrath im gleichen Atemzug ein Programm vorlegt, das nicht die politische Geschichte der Reformationszeit, sondern deren Geistesgeschichte zum Gegenstand hat.

George Taylor

Die Früchte der Quellenforschung pflückte Hausrath nicht nur für seine wissenschaftlichen Werke. Ein boshafter Kollege nannte ihn, wegen seiner Tätigkeit als Romancier, den besten Schriftsteller unter den Kirchenhistorikern und den besten Kirchenhistoriker unter den Schriftstellern. Ein Körnchen Wahrheit ist sicher davon richtig. Seine Romane und Novellen sind uns heute zum größten Teil Dokumente des Fin-du-siècle. Wie Fritz Martini von Heyse sagt, daß seine Sprache ‚vom gleichmäßigen edlen Bildungsstil nicht loskommt‘, so auch bei Taylor-Hausrath.⁴⁸ Er ist wohlwollend mit Felix Dahn verglichen worden oder mit den Darstellungen des Ägyptologen Georg Moritz Ebers (1837–1898), dessen Geschick in der Verknüpfung seines gelehrten Wissens mit spannender, konfliktreicher Handlung lag. Dies gilt zum Teil auch für Hausraths Romane. Andererseits sehen wir die Schwächen ebenso wie sein Biograph Kappstein, der über den Roman Potamiäna sagte: „... zuweilen (hat man) den Eindruck, als sei ein gewisser Theologieprofessor aus Heidelberg... an der akademischen Durchbildung des einfachen Mannes von Alexandria (wo die Legende spielt. Verf.) nicht ganz unbeteiligt.“⁴⁹

Die Sujets zu seinen dennoch unterhaltensamen Büchern stammen aus der Antike, dem Mittelalter und der Reformationszeit. Die Kulturschilderung und der historische Hintergrund sind mit großer Werkstreue verfaßt. So entstanden von 1880 bis 1900 insgesamt acht Romane und Novellen. Nachdem das Pseudonym gelüftet war, schlug die Meinung über sie in heftige Kritik um. Hausrath rührte das wenig. Seine Bücher erreichten trotzdem bis zu acht Auflagen. „Mir ist die Romanform nur eine der Formen, in die ich den einzigen Zweck aller meiner Arbeit kleide.“ „Nehmen mir die Leute mein trockenes Brot nicht ab — nun so streiche ich ihnen Butter darauf, dann schnappen sie danach.“ Etwas selbstkritischer bemerkt er: „Der Professorenroman ist vielleicht gar keine Dichtungsart, sondern eine didaktische Spezies...“⁵⁰

Forschung als Dienst

Überschaut man das Leben Hausraths, erstaunt die große wissenschaftliche Breite, die sich zum Ziel setzte, vor allem den Laien — nicht nur den Fachgenossen — daran teilnehmen zu lassen, ihn zu instruieren, zu bilden; Popularisierung im guten Wortsinn. Aber die Zeiten waren doch anders geworden, der ästhetisch-kontemplative Typus des Forscher-Dichters fügte sich nicht mehr so glatt in die lautstark gewordene Politik oder in die ihrer Familiarität beraubte Universität. Zu Ende seines reichen Lebens meinte dann auch Hausrath: „Die Welt, die wir liebten, nimmt schon zuvor von uns Abschied und die, von der wir einst scheiden werden, ist dann bereits nicht mehr die unsere...“⁵¹

Für freundliche Hilfe danke ich Herrn Dr. W. Werner und den Damen und Herren der Universitätsbibliothek Heidelberg sowie Herrn Stadtarchivar Berchtold und der Fotografin Frau I. L. Klinger. Besonderen Dank schulde ich Herrn Dr. D. Golücke vom Kurpfälzischen Museum Heidelberg.

Anmerkungen

1) Zur Biografie:

K. Bauer: Adolf Hausrath. Leben und Zeit. Band I 1837—1867, 1933.

Th. Kappstein: Adolf Hausrath. Der Mann, der Theologe, der Dichter. 1912.

Adolf Hausrath. In: Badische Biographien, Teil VI, 1935, S. 31—44 (Kappstein).

Hausrath, Adolf, In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 1928, S. 1661.

2) Aeneis 11, 283

3) Vor allem in: A. Hausrath: Alte Bekannte (3 Teile) 1899, 1901, 1902.

A. Hausrath: Richard Rothe und seine Freunde (2 Teile), 1902/1906

4) Holtzmann war ein enger Freund Hausraths. S. Badische Biographien, Teil VI, 1935, S. 579—586 (Klostermann).

5) Aus dem Roman ‚Elfriede‘, zit. nach Bauer, S. 53

6) zit. nach Bauer, S. 161

7) Das Folgende nach K. Bauer, s. Anm. 1

8) s. A. Hausrath: Richard Rothe. . .

9) Hierzu auch der neue Band: Badische Geschichte. (Hrsg. J. Becker et al.) 1979

A. Hausrath: Ein Prophet der Volkspartei. In: Preussische Jahrbücher, Band 59, Heft 6, Juni 1887, S. 559 ff.

10) J. Becker: Der badische Kulturkampf und die Problematik des Liberalismus. In: Badische Geschichte. 1979, S. 86—102.

J. Becker: Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. 1973

11) Rudolf Hermann Lotze (1817—1881)

12) G. A. Ungerer: Wilhelm Wundt als Psychologe und Politiker. In: Psychologische Rundschau, Heft 2, 1980.

G. A. Ungerer: Wilhelm Wundt und Heidelberg. In: Badische Heimat, Heft 1, 1978, S. 31—43.

G. A. Ungerer: Heidelberg vor der Reichsgründung 1871. In: Badische Heimat, Heft 3, 1979, S. 423—438.

13) Schriftliche Arbeiten zum Licentiatenexamen in Heidelberg. Heidelberger Fakultätsbuch 1861/62.

14) Hausrath besuchte 1856 seinen Paten von Marschall, der badischer Gesandter in Berlin war.

15) Bauer, S. 129.

16) Bauer, S. 134.

17) ebd.

18) Bauer, S. 141.

19) A. Hausrath: Geschichte der theologischen Fakultät zu Heidelberg im 19. Jahrhundert. Rektoratsrede 1901.

20) A. Hausrath: Alte Bekannte I, S. 57 ff.

21) Bauer, S. 161 ff.

22) G. A. Ungerer: Der Professor unter den Arbeitern. In: Rhein-Neckar-Zeitung, 3/4. Nov. 1979, S. 14.

23) A. Hausrath: Richard Rothe I, S. 299.

24) Später verändert in D. Schenkels Bibellexikon.

25) E. Hofmann: Zur Erinnerung an die Gründung des Historisch-philosophischen Vereins. In: Rupertocarola, 5. Jg., Nr. 9/10, 1953.

26) A. Hausrath: Richard Rothe II, S. 222.

27) A. Hausrath: Geschichte der alttestamentlichen Literatur in Aufsätzen. 1864.

28) A. Hausrath: Alte Bekannte I, S. 73, zit. nach Bauer S. 199.

29) Dort kehrte Gervinus ein, der den zweiten Schwager Hausraths, Baumgarten, als ‚Hilfsarbeiter‘ (Bauer, S. 201) für seine historischen Studien in Lohn genommen hatte.

30) s. Anm. 10, 2

31) A. Hausrath: David Fr. Strauss und die Theologie seiner Zeit. Zwei Teile, 1876/78.

32) Kappstein, S. 108.

33) A. Hausrath: Die synoptischen Evangelien, ihr Ursprung und geschichtlicher Charakter. 1862.

34) Bauer, S. 228.

35) Kappstein, S. 74.

36) Kappstein, S. 92 ff.

37) Kappstein, S. 97.

38) Vorwort zu: Religiöse Reden und Betrachtungen.

39) Teil 1—4, 1868/72/73/77.

40) Vorrede zur neutestamentlichen Zeitgeschichte.

41) Kappstein, S. 87

Ein weiterer Versuch: A. Hausrath: Über Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. 1908.

42) s. Anm. 31

43) A. Hausrath: Luthers Romfahrt. 1894.

44) A. Hausrath: Kleine kirchengeschichtliche Schriften. 1883.

45) Ursprünglich war das Programm weiter gefaßt. Zu den Genannten sollten dargestellt werden: Dante, Colas Rienzi, Hus, Savonarola, Serveto, Galilei.

46) Kappstein, S. 144.

47) Vorrede zu Luthers Leben, Band I.

48) Fritz Martini: Deutsche Literaturgeschichte. 1961, S. 421.

49) Kappstein, S. 169 ff.

50) Kappstein, S. 157.

51) Kappstein, S. 67.

Hausrath fährt fort: „Mit diesem Gedanken sehe ich seit Jahren der Zerstörung des Heidelberger Schloßbildes zu. . .“ Im gleichen Sinn der Kunsthistoriker Carl Neumann: Heidelberg als Stadtbild. 1911, S. 34: „Es ist nicht zu sagen, wieviel Böses ein einzelner in seinem Wahn anrichten kann, daß nicht 100 Jahre reichen, es wieder gut zu machen.“

Die Hollerbacher Malerkolonie

Ein Kapitel badischer Kunstgeschichte

Michael Sieber, Dossenheim

Am 29. Juni d.J. wird im Bezirksmuseum Buchen eine Ausstellung über die „Hollerbacher Malerkolonie“ eröffnet. Sie dauert bis zum 3. August. Wir begrüßen es sehr, daß die Werke dieser Kunstepoche der Allgemeinheit in einer gemeinsamen Ausstellung zugänglich gemacht wird und wünschen der Veranstaltung einen vollen Erfolg.

Die Schriftleitung

I.

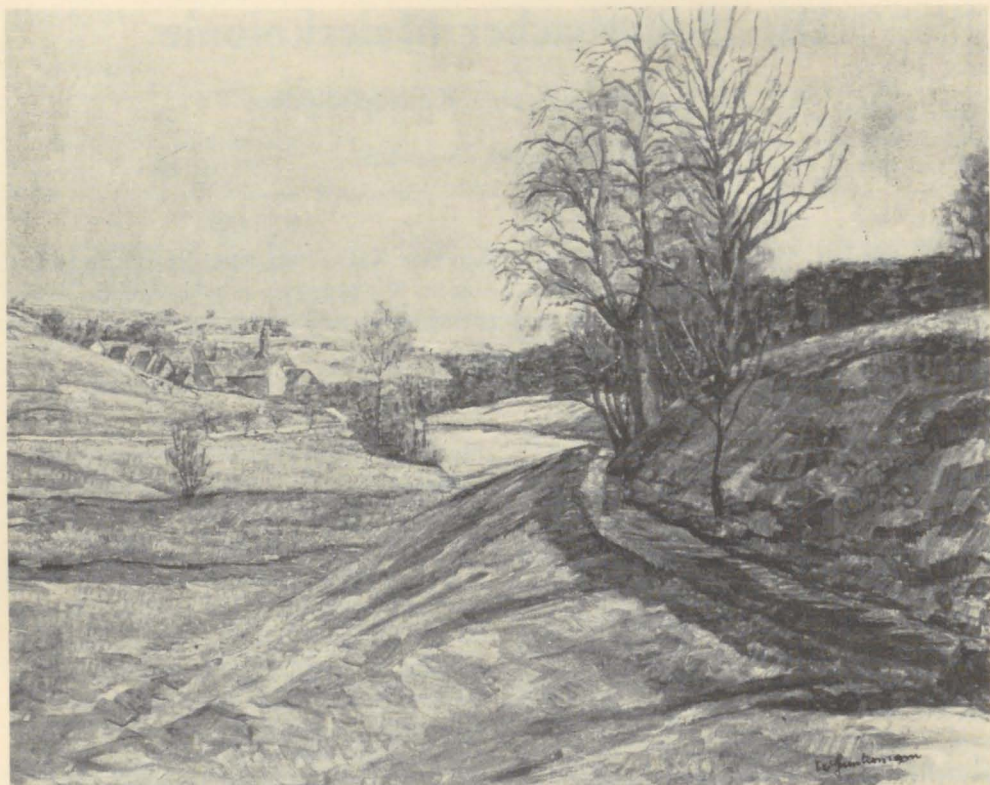
„Es ist überhaupt ein Charakteristikum modernen Künstlergepräges, nicht mehr so wie früher nach möglichst großen Vereinigungen von Zünflern zu streben, sondern eher auszuschneiden aus dem lauten, mißtönenden Getriebe des Stadtlebens, die Einsamkeit aufzusuchen und im stilleren, freieren, ungetrübteren Verkehr mit der Mutter Natur und deren noch nicht verbildeten Geschöpfen ihre Ideale reiner zu bewahren oder zu läutern.“

Paul Schultze-Naumburg¹⁾

Hollerbach. Heute haben wir diesen Ort als Begriff vereinnahmt und schwärmen von der „Malerkolonie“, vom „Refugium wilder Freiheit“. Dabei ist dieses Dorf mehr zufällig zum Domizil einer Gruppe von Malern geworden, zu einer Künstlerkolonie. Der Begriff Künstlerkolonie wird heute „auf solche vorwiegend ländliche Orte oder begrenzbare Landschaften angewandt, in denen sich mehrere bildende Künstler entweder für längere Zeit freiwillig niedergelassen haben oder in die sie zu wiederholten Malen zum Zwecke künstlerischer Tätigkeit zurückgekehrt sind“.²⁾ Mit Franz Wallischeck fing es an. Wann er zum ersten Mal in den Odenwald kam, können wir heute nur noch vermuten. Gesichert ist lediglich, daß er von 1897 bis 1898 die

Mudauer Kirche ausmalte und um die Jahrhundertwende die Jagd in Hollerbach gepachtet hatte. Dort traf ihn im Jahre 1905 der Kunstgewerbeschüler Arthur Grimm; eine für beide folgenreiche Begegnung. Vermutlich hat Wallischeck als eine Art Mentor für den Jüngeren gewirkt, der sich nach langem Ringen entschließen konnte, seinen seit kurzer Zeit ausgeübten Beruf als Zeichenlehrer aufzugeben und in Karlsruhe bei Trübner zu studieren. Die beiden trafen sich auch während des Studiums regelmäßig, gemeinsam gingen sie in Hollerbach auf die Jagd. 1907 kam Wilhelm Guntermann nach Hollerbach, also zwei Jahre bevor auch er in Karlsruhe studierte. „Damit war dort eine Malerkolonie gegründet, und wir kamen jedes Jahr auf längere Zeit wieder dorthin.“³⁾ Die Gruppe vergrößerte sich rasch: Harold Brunsch, ein Deutschamerikaner aus San Francisco, Rudi Burckhardt aus Basel, Waldemar Coste aus Kiel und der Däne Ejner Quaade gesellten sich dazu.

Spricht man von der Hollerbacher Malerkolonie, so steht dieser Begriff für einen wichtigen regionalen Beitrag zur deutschen Landschaftsmalerei am Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Hollerbacher bildeten ein eigenständiges Glied in einer Kette gleichgesinnter Interessengruppierungen, die aus den vom technischen Fortschritt überrollten, entseelten und ihrer Ursprünglichkeit beraubten



Kirche in Hollerbach, Öl auf Leinwand, 90 × 70, Wilhelm Guntermann.

Foto: L. Krieg-Sieber

Städten flohen, um in der unberührten Idylle ländlicher Gebiete den unmittelbaren Kontakt mit der Natur wieder zu gewinnen.

Wer waren sie und was wollten sie?

Ihre Herkunft war ebenso verschieden, wie ihre weiteren Lebenswege. Selbst ihre Ziele waren unterschiedlich. Über eine verbindliche und von allen Mitgliedern der Kolonie vertretene Kunstanschauung sind keine authentischen Nachrichten überliefert. Gemeinsam allerdings suchten sie mit ihrer dörflichen Lebensform nach Ausdrucksmöglichkeiten für ein neues Gefühl künstlerischer Freiheit. Abseits aller großstädtischen Hektik bescherte ihnen das Landleben eine Fülle

stimmungsvoller Motive. Das gemeinsame Arbeiten waren sie von der Akademie her gewohnt, sie setzten es auf dem Lande fort und arbeiteten nach gleichen Modellen, nach denselben landschaftlichen Bildvorwürfen, darin dem Leibl-Kreis ähnlich.

Befragt man die Leistungen dieser Künstlergruppe nach verbindlichen formalen Konstanten und charakteristischen Wesensmerkmalen, so überrascht als Ergebnis ein breit gefächertes, keineswegs gleichartiges Angebot malerischer Stilprinzipien. Die künstlerische Aneignung und Ausdeutung landschaftlicher Bildvorwürfe galt jedoch allen Hollerbachern als wichtigste Aufgabe.

Und hat auch jeder mit seiner Begabung etwas anderes angefangen, sind auch ein

paar weit über ihre Anfänge hinausgewachsen, während andere im hohen Alter wieder nach dort zurückgekehrt sind, so kann doch bei jedem nachgewiesen werden, daß sein Lebenswerk ohne die Früchte dieser Aufenthalte nicht vorstellbar wäre.

Betrachtet man das Werk des „ersten“ Hollerbachers Franz Wallischeck, so begegnet man einem Künstler, der sich nur langsam, in ständiger Auseinandersetzung mit seiner Umgebung, entwickelte. Im Odenwald, wo er fast 40 Jahre lebte, wurde dieser Einsiedler und Sonderling kaum zur Kenntnis genommen. Heute ist er fast vergessen und seine Bilder blieben weitgehend unentdeckt. Zugang zu seinen Arbeiten zu finden, war aber auch in keiner Schaffensperiode leicht; zu widersprüchlich ist sein Werk.

Manches ist ihm bei seiner Suche mißglückt: es gibt Bilder, in denen seine Persönlichkeit und Eigenart kaum mehr zu erkennen sind. Und daneben manche Meisterwerke, da gestaltet er die Motive mit spontaner, lockerer Pinselschrift, als ob es in der Ölmalerei keinerlei handwerklichen Probleme gäbe. Wer sich heute, fast vier Jahrzehnte nach seinem Tode, mit dem Leben und Werk dieses Künstlers auseinandersetzen möchte, kann kaum auf Briefe, Tagebücher, Veröffentlichungen oder ähnliches zurückgreifen. Fast scheint es, als habe er mit seinen Arbeiten nie das Ziel einer öffentlichen Wirkung angestrebt. Und doch verdanken wir diesem bescheidenen Maler eines der wichtigsten Kapitel der neueren badischen Kunstgeschichte: die Entstehung der Hollerbacher Malerkolonie.

Franz Wallischeck, am 3. Dezember 1865 in Wiesloch geboren, ist als Sohn eines Dekorations- und Kirchenmalers erblich vorbelastet. Trotzdem vollzog sich seine Entwicklung nicht ohne Umwege. Zunächst einmal studierte er an der Kunstgewerbeschule in München Architektur und Innendekoration. In einer Möbelfabrik im Rheinland fand er eine erste Anstellung. Sein Drang zur Malerei



Franz Wallischeck, Selbstporträt 1895.

Foto: Lilo Krieger-Sieber

war jedoch stärker als der Wunsch nach einem gesicherten Lebensunterhalt. So ging er an die damals in ausgezeichnetem Ruf stehende Akademie der Bildenden Künste nach Karlsruhe. Seine Lehrer waren Leopold Graf von Kalkreuth, der bei Lenbach gearbeitet hatte und 1895 einen Ruf nach Karlsruhe annahm; Caspar Ritter, seit 1888 als Lehrer für Bildnismalerei an der Karlsruher Akademie und schließlich Claus Meyer, dessen Meisterklasse Wallischeck besuchte. Meyer, bis 1890 an der Münchner Akademie tätig, brachte die virtuose Beherrschung der Technik aus der Münchner Schule mit nach Karlsruhe. Bei ihm, so darf man annehmen, lernte Wallischeck die naturalistische Freilichtmalerei kennen. Nach dieser umfassenden Ausbildung unternahm er Studienreisen nach Rom, Florenz, Holland, Belgien, Paris und London. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, richtete er sich in Karlsruhe ein Atelier ein, das er auch während seiner jahrelangen Aufenthalte in Hollerbach nicht aufgab.



Arthur Grimm, Selbstporträt,
Öl auf Leinwand, 1904.

Foto: Lilo Krieg-Sieber

Dort lernte Wallischeck von seinen Künstlerfreunden die Malweise der Trübnerschule mit ihrer breitflächigen Art der Pinselführung und Vereinfachung der Farbenskala kennen, die sich vom Naturalismus eines Claus Meyer wesentlich unterschied. Die neuen Eindrücke zeigten ganz allmählich Auswirkungen in seinen Bildern. Er begann, die naturgetreue Abbildung des Gegenstandes zu „vernachlässigen“, um ihn in freiere, malerische Gebilde umzusetzen. In diesem Zwiespalt zwischen der naturalistischen Farbe und der Trübnerschen Flecktechnik glitt er manchmal ins Triviale ab, schaffte aber in dieser Zeit auch großartige Meisterwerke. Daß Wallischeck kaum ein Bild datierte, macht es nicht leicht, seine Entwicklung zeitlich nachzuvollziehen und die einzelnen Werke einzuordnen. An Hand der auf Ausstellungen in Baden-Baden (1909,

1910, 1919) und im Münchner Kunstverein (1912) gezeigten Bilder läßt sich der Einfluß der Trübnerschüler im einzelnen nachweisen.

Versucht man, sein künstlerisches Leben und Werk zu deuten, dann scheint es, als habe er sich dem beherrschenden Einfluß der modernen Entwicklung verweigert, welche die technische und industrielle Revolution als künstlerische Herausforderung betrachtete. Statt dessen zog er sich aufs Dorf zurück, wohnte lieber in der Nähe bäuerlicher Bevölkerung und freier Natur und Landschaft. Beides, Land und Leute, malte er oft, eine Wirkung nach draußen hat er anscheinend nicht gesucht. So ist er über die badischen Grenzen hinaus kaum bekannt geworden.

Sein Name findet sich heute in keinem Künstlerlexikon. Während seine Malerfreunde Ausstellungen belieferten und sich einen Namen machten, wurde es immer ruhiger um ihn. Zurückgezogen und verarmt starb er am 23. Februar 1941 in Karlsruhe, in der Welt draußen ein Unbekannter.

Arthur Grimm. — Man ist gewohnt, ihn volkscundlich zu deuten und sein Werk romantisch zu verstehen. Ob man ihn nun aber „Odenwaldmaler“ nennt, oder ob man sein Verhältnis zur Heimat verklärend in den Vordergrund stellt, in beiden Fällen mißverstehen man möglicherweise seine Bedeutung. Wer sich heute, 30 Jahre nach dem Tod Arthur Grimms, dem Werk und dem Leben dieses Künstlers unbefangen zu nähern versucht und sich dabei nicht von der landläufig herrschenden Meinung leiten läßt, sondern Wirkungen und Zusammenhänge selbständig und unvoreingenommen entschlüsseln möchte, wird nicht umhin können, dieses Wort vom „Odenwaldmaler“ als irreführende und ungerechte Betrachtungsweise aufzudecken.

Gewiß, Arthur Grimm war Odenwälder. Das bedeutet jedoch zunächst nur, er ist in Mudau geboren und aufgewachsen und hatte dort seine ersten Berührungen mit künstlerischer

schem Schaffen. In der Verwurzelung mit dieser Herkunft liegt gleichzeitig aber auch so etwas wie die tragische Komponente in seinem Künstlerleben: er hat vergeblich versucht, sich von dort zu lösen. Davon soll noch die Rede sein. In seinen „Erlebnissen und Betrachtungen eines Malers“, die als unveröffentlichtes Manuskript vorliegen, werden wir Zeuge, wie — so der Schriftsteller und Freund des Malers, Kasimir Edschmid — „Grimms Lebensschicksale merkwürdige Kurven gingen.“⁴⁾

Die Malerei Arthur Grimms kam in ihren ersten Anfängen aus dem Odenwald. Schon recht früh meldete sich seine künstlerische Berufung zu Wort. Natürlich schien es den Eltern und Verwandten anfangs unvorstellbar, daß einer von ihnen „Künstler“ werden wollte. Zunächst nur sehr scheu und gleichsam mit einem schlechten Gewissen, hat der Absolvent des staatlichen Lehrerseminars seinen Wunsch geäußert, Maler werden zu wollen. Daß einer, der einen so guten Beruf hatte, das Wagnis eines Kunststudiums eingehen wollte, fand nicht viel Gegenliebe. Trotzdem ließ sich der Junglehrer beurlauben und schrieb sich im Oktober 1902 an der Kunstgewerbeschule Karlsruhe ein. Nach dem Examen folgten ein paar Jahre Tätigkeit als Zeichenlehrer, bis er schließlich Ostern 1907 endgültig aus dem Staatsdienst ausschied und sich in der Zeichenklasse bei Schmid-Reutte an der Kunstakademie Karlsruhe einschrieb.

Die wichtigste Ausbildung jedoch erhielt er bei Wilhelm Trübner. Als er von einem Aufenthalt Trübners in Hemsbach hörte, packte er kurzerhand einige Bilder zusammen und besuchte den berühmten Professor, der ihn sofort in seine Meisterklasse aufnehmen wollte. Dort nun, an die frühe Malweise Trübners anknüpfend, entwickelte er seine satten, dunklen Farbharmonien, die seinen Bildern einen ausgeprägten Charakter verleihen. Das Sehen von Tonwerten, wie sie gegen- und zueinander stehen; den klaren Auf-

bau, der jeder Effekthascherei in Farbe oder Lichtführung aus dem Weg geht: das waren die Grundlagen einer soliden Malkultur, die er bei Trübner lernte.

Schon bald wurde die Kunstwelt auf diese Begabung aufmerksam. Im Jahre 1909 erhält Grimm das Ehrengeld der vereinigten Kunstfreunde in den Ländern am Rhein und im Frühjahr 1910 für sein Bild „Blick auf Säckingen“ (heute im Besitz des Landesmuseums Mainz) den Preis der Rheinlande. Er stellte seine Bilder in deutschen Kunstvereinen aus, beschickte die Sezessionen in Berlin und Darmstadt mit Werken. In Hollerbach, dem idyllischen Sitz der Malerkolonie, verbrachte er den größten Teil der Ferien mit sechs Trübnerschülern. Aufenthalte in Paris, Südfrankreich, Berlin folgten und schließlich, 1925, eine ausgedehnte italienische Reise. Dort, so scheint es, stand Grimm auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. Wenn er auch in einer Reisebeschreibung schilderte, dort keine guten Bilder gemalt zu haben, so hat er diese Ansicht in seinem viel später erstellten Werksverzeichnis korrigiert.

Vielleicht war der größte Teil seiner schöpferischen Kraft verbraucht, weil sie ihn konzentriert auf diese Phase hinführte. Zurück in Baden-Baden, fand er seinen Strich kaum wieder. Er war sich dessen wohl bewußt. Mit einer großartigen Ehrlichkeit hat er seine Arbeiten bewertet. Anderen Künstlern, wenn sie ihre Erinnerungen aufzeichnen, fehlt oft der Mut, eine ehrliche Selbsteinschätzung zu wagen. So gesehen übt Arthur Grimm eine bemerkenswert schonungslose Selbstkritik. In einem Verzeichnis, in das er alle seine Werke aufgenommen hat, versah er nämlich die künstlerisch wertvollen, von denen er meinte, „sie vertreten zu können“, mit einem kleinen grünen oder blauen Kreis. Von insgesamt 905 Gemälden oder graphischen Arbeiten erhielten gerade 257 dieses Prädikat. Und als Meisterwerke hat er genau 47 Gemälde bezeichnet. —



Blick auf Mudau, Öl auf Pappe, 1943, 80 × 60, Arthur Grimm.

Foto: L. Krieg-Sieber

Dem entscheidenden künstlerischen Kampf unterlag Grimm in Baden-Baden, der Stadt, von der er schrieb, daß ihn die „gepflegte Atmosphäre nicht angeregt habe“.⁵⁾ Die Bilder und der Mensch paßten auf die Dauer nicht mehr zusammen und auf einmal ging auch die „Linie seiner Malerei nicht mehr stet“⁶⁾ (Edschmid). Die Unterschiede waren zu groß: da gab es die „Gesellschaft“ von Baden-Baden: zum Freundeskreis seiner Frau gehörten Reinhold Schneider, Kasimir Edschmid, Otto Flake, Helene von Nostiz. Und da, unter all diesen Kosmopoliten sollte sich nun der Dorfschullehrer aus Mudau zurechtfinden. Grimm war als Spaßmacher beliebt; als Künstler anerkannt oder gar aufgenommen, wurde er in diesen Kreis nicht. Es war wohl nicht die Stadt, die ihn vertrieb, son-

dern die Unfähigkeit, sich in dieser „weltmännischen“ Umgebung zurechtzufinden, deren Sprache zu benützen. Auch die Trennung von seiner Frau wird so verständlich. Stephanie Grimm-Brenner fand unter dem Einfluß der Ecole de Paris den Anschluß an die Moderne. Arthur Grimm konnte diese Entwicklung nicht nachvollziehen, die Trennung war vorgezeichnet.

Zurückgekehrt in den Odenwald nach Mudau wurde er als Künstler nicht mehr gefordert, er war dort schon zu sehr anerkannt. „Geistig war ich in der Heimat geborgen“, schrieb er in sein Tagebuch, wozu also sollte er sich da noch mit zeitgenössischem Kunstschaffen auseinandersetzen? Das ist durchaus nicht überheblich gemeint. Damit soll nur zu erklären versucht werden, warum sich

Grimm in den dreißiger und vierziger Jahren als Maler kaum noch weiterentwickelt hat. Er selbst war sich dessen am meisten bewußt. Kaum eines der 47 Bilder, die er in seinem Werkeverzeichnis als seine Meisterwerke bezeichnet hat, ist nach 1930 entstanden. Das ist gewiß kein Zufall.

Zu werten aber ist schließlich ja auch sein Gesamtwerk und nicht eine einzelne Schaffensperiode. Und dieses Werk ist reich an großen künstlerischen Leistungen. Es ist — in seiner ganzen Vielfalt — noch nicht gezeigt worden und der Öffentlichkeit daher weitgehend unbekannt. Das Werk dieses großen badischen Malers, so scheint es, ist immer noch zu entdecken.

„Es fing in der Kleinstadt an, mit dem humanistischen Gymnasium und der Kirche, deren zwangsweiser Besuch den einzigen freien Vormittag zum Zeichnen verdarb.“ So beginnen die Lebenserinnerungen des Wilhelm *Guntermann*, die in handschriftlicher Fassung und bisher unveröffentlicht vorliegen. Die Kleinstadt, von der die Rede ist, heißt Bensheim an der Bergstraße; dort wurde Guntermann am 19. März 1887 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. Von seiner Kindheit ist wenig bekannt; er selbst hat nie viel davon berichtet. Allerdings wissen wir, daß schon in frühesten Jahren seine liebste Beschäftigung das Zeichnen gewesen ist. Um sich Zeichenbögen und Malstifte kaufen zu können, bettelte er sich Pfennige zusammen. Als Kind schon hat er den Wunsch geäußert, Maler werden zu wollen, was freilich niemand ernst genommen hat. Seine Eltern müssen manchmal ratlos gewesen sein, als der Schüler sich am Sonntagvormittag irgendwo versteckte und sich sogar einschloß, nur um nicht die Kirche besuchen zu müssen, sondern zeichnen zu können.

Der Oberprimaner wollte noch immer Maler werden und an einer Akademie studieren. Der Vater gab schließlich nach und fand sich bereit, das kostspielige und langwierige Studium zu finanzieren, als einige zur Bewer-

tung bei der Karlsruher Akademie eingereichte Arbeiten von Wilhelm Trübner mit höchstem Lob bedacht wurden. Trübner bekleidete damals das Amt des Akademie-Direktors. Er wurde neben dem Leiter der Zeichenklasse Schmid-Reutte in den Jahren 1909 bis 1916 zum wohl wichtigsten Lehrer für Guntermann.

Nach Hollerbach kam er durch Arthur Grimm. Diese Aufenthalte verhalfen ihm zum Durchbruch. Es war dies die Zeit, in der sich seine Berufung bestätigte. Die Kolonie löste sich nach dem Ersten Weltkrieg allmählich auf. Guntermann arbeitete bis 1929 als freier Maler in Hollerbach. Es folgten Studienreisen nach Italien, Spanien, Holland, Belgien und Frankreich, die nachhaltige Eindrücke hinterlassen haben. Wieder kehrte er 1939 in den Odenwald zurück und arbeitete in Bad König. 1965 mietete er sich in Darmstadt ein, wo er noch im hohen Alter täglich vor der Staffelei stand, umgeben von zahlreichen seiner Arbeiten: „Bilder muß man im-

Wilhelm Guntermann

Foto+L. Krieg-Sieber





Waldemar Coste, Selbstbildnis, Öl auf Leinwand.

Foto: L. Krieg-Sieber

mer um sich haben, um sie kontrollieren zu können.“

Man wird Guntermann nicht gerecht, wenn man ihn „nur“ als Trübnerschüler bezeichnet. Er hat sich von der gebundenen, dunklen Tonmalerei Trübners gelöst, auch wenn seine Bilder auf eine unverwechselbare Weise die hohen künstlerischen und maltechnischen Qualitäten des Trübnerschen Realismus belegen. Vor allem hinterließ „Gunter“, wie ihn eine Freunde nannten, ein hochgeschätztes Frühwerk, das auf zahlreichen Ausstellungen in ganz Deutschland gezeigt wurde. Er, der an dem Kapitel Odenwälder Kunstgeschichte einen großen Beitrag mitgeschrieben hat, starb am 23. November 1976 in Darmstadt, nur wenige Monate vor seinem 90. Geburtstag.

Für den heutigen Betrachter erweist sich Waldemar Coste als außerordentlich reflektierter Künstler, der sein Werk mit zahlreichen Texten begleitete, die uns Einblick ver-

schaffen können in eine ständige Suche und schöpferische Unruhe. Coste wurde am 26. Mai 1887 in Kiel geboren; durch Umsiedelung seiner Eltern kam er im sechsten Lebensjahr nach Frankfurt am Main. Bereits mit 17 Jahren wandte er sich der Malerei als Berufsstudium zu und wurde Schüler bei Professor Eggersdörfer an der Frankfurter Kunstakademie Städel. Seine vermutlich wichtigste künstlerische Ausbildung hat auch er bei Wilhelm Trübner bekommen. In der Meisterklasse des Karlsruher Professors lernte er die Primamalerei als Technik und künstlerische Einstellung kennen, die seine Schaffensweise lange Jahre prägte.

Die ersten Hollerbacher, Wallischeck, Grimm und Guntermann lernte Coste 1908 kennen. Grimm war es auch, der ihn zu Aufenthalt im Odenwald angeregt hat. Seine ersten Eindrücke hielt er in einem Skizzenbuch fest, das seine zeichnerische Begabung und den Reichtum an Motiven eindrucksvoll belegt. Noch mehrere Jahre nach seinen Studien in Karlsruhe hat er Hollerbach besucht und im Odenwald einige seiner schönen Frühwerke geschaffen.

Ausgedehnte Reisen führten ihn unter anderem nach Holland, Belgien, Frankreich, Griechenland, Spanien und zusammen mit Ejner Quaade, einem weiteren Hollerbacher, nach Dänemark. In Italien studierte er die Fresken von Giotto, Massacio, Perugino und begann — nach Deutschland zurückgekehrt — „al fresco“ zu malen, d.h. Wand- oder Deckengemälde abschnittsweise auf frischem, noch nicht erhärtetem Kalkverputz fertigstellen. Die Kunstwelt und Kritik wird aufmerksam auf diese Begabung. Ausstellungen seiner Werke werden in Breslau, Hamburg, Frankfurt, Kiel, Freiburg, Gera, Kopenhagen und im Haus der Kunst in München gezeigt.

In einer Reihe von großen Aufträgen kann er nun ganz aus dem Vollen schöpfen. Die Odyssee im Saal des Holzhausenschlößchens zu Frankfurt ist die erste seiner großen Fres-

kenmalereien, der Saal der Frankfurter Deutschen Bank mit einer Darstellung der vier Lebensalter schließt sich an, dann folgt ein Auftrag nach Berlin zur Darstellung der Künste in einer Villa und nach Tübingen, um in der alten Aula der Universität in den Metamorphosen des Ovid die ganze Schönheit der Antike festzuhalten. Die Freskenmalerei beginnt allmählich den Stil seiner Ölgemälde zu verändern. Mehr und mehr löst er sich von seinem Lehrer, „ich habe kein Verhältnis mehr zu Trübner“ notiert er in sein Tagebuch. Langwierig wird dieser Prozeß der Loslösung, manchmal schmerzhaft. „Endlich haben meine zehntägigen Bemühungen um mehr Einfachheit zum Erfolg geführt“, beschreibt er einmal seine Arbeit.

Ende der dreißiger Jahre — zwischenzeitlich hatte er Architekturstudien betrieben — findet er seinen eigenen, unverwechselbaren Stil, macht sich frei von Trübner und frei auch von der freskenhaften Ölmalerei. Seine Bilder werden heller, bekommen eine andere, nüchterne Sachlichkeit und kühle Stofflichkeit; sie scheinen äußerst reduziert und auf das Wesentliche konzentriert. „Erst in den letzten Lebensjahren entmaterialisiert sich die Farbe, das Motiv wird sublim vergeistigt“ beschreibt es der Kunstkenner und Freund Dr. Otto A. Jäger.⁷⁾ „Auf der Höhe seiner Kunst und seines Schaffens“⁸⁾ stirbt Coste am 28. Februar 1948 in Glinde bei Hamburg.

Aus der Schweiz kam Rudi *Burckhardt* nach Hollerbach, ein Mann mit humanistischer Bildung und Lebenseinstellung. Rudolph Wilhelm Burckhardt-Kestner wurde am 10. Juni 1888 als Sohn eines Bankiers in Basel geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er im Kreise von sechs Geschwistern auf einem Anwesen der Familie in Gellert bei Basel.

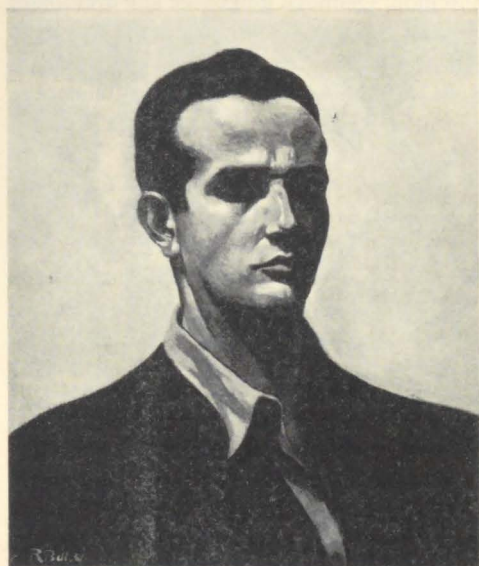
1908, mit 20 Jahren, begann er sein Maleriestudium bei Hermann Meyer an der Gewerbeschule in Basel. Noch im gleichen Jahr wechselte er an die Karlsruher Kunstakade-

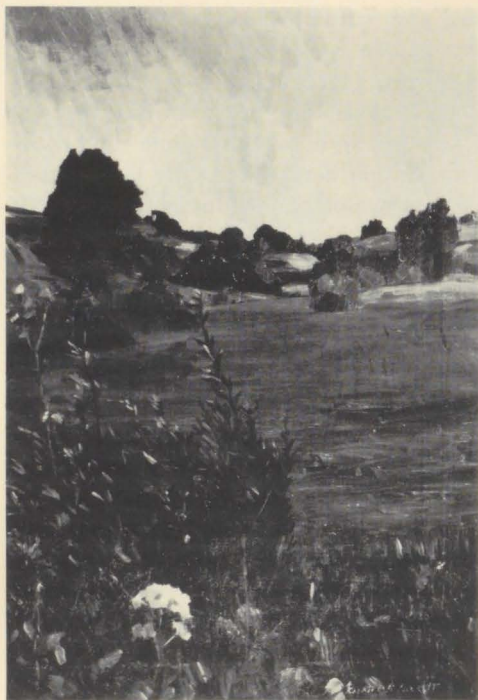
mie und wurde Schüler bei Walter Georgi, der gerade einen Ruf von München nach Karlsruhe angenommen hatte, und bei Wilhelm Trübner. Bis 1912 blieb Burckhardt in Karlsruhe. In dieser Zeit lernte er über Arthur Grimm die Hollerbacher Gruppe kennen und schloß sich ihr an. Im Sommer 1910 reisten Burckhardt und Grimm zusammen durch die Schweiz und hielten sich auch mehrere Wochen in Basel auf.

Von 1912 bis 1914 studierte Burckhardt an der Academie Ranson in Paris bei Maurice Denis, Paul Serusier und Felix Vallotton, drei Mitgliedern der Künstlergruppe „Nabis“. Die „Nabis“, schon 1889 von Serusier gegründet, versuchten in der Nachfolge Gauguins, der impressionistischen Auflösung der Form den schärfsten Kampf anzusetzen. Kennzeichnend für ihre Ziele ist die Begeisterung für die Dichtung der Symbolisten und ihre Ansicht, daß es in der Malerei nicht genüge, die Natur „nur“ wiederzugeben.¹⁰⁾ Serusier hatte Denis mit diesen neuen Ideen bekannt gemacht, denen sich auch Vallotton

Rudi Burckhardt, Selbstporträt, Öl auf Leinwand.

Foto: L. Krieg-Siebert





Odenwaldlandschaft, Öl auf Leinwand, 50 × 70,
Rudi Burckhardt.

Foto: L. Krieg-Sieber

anschloß. Dennoch gingen sie alle drei später getrennte Wege, die für uns deshalb interessant sind, weil Burckhardt von jedem beeinflusst wurde. Denis, den auf einer Italienreise vor allem die Werke von Francesca und Angelico beeindruckten, verlegte sein Hauptinteresse auf die sakrale Kunst. Valloton, der wahrheitsfanatische Beobachter und zugleich der großartige Stilist, „suchte nach einer Malerei, die von jedem direkten Naturbild frei ist.“¹¹⁾ Am wenigsten änderte sich der Stil Serusiers: Vereinfachung der Zeichnung, Betonung eines flachen Bildraumes sowie eine Neigung zu einfachen Themen charakterisieren sein Schaffen während eines Zeitraumes von nahezu 40 Jahren. Seine Kunst litt darunter, daß er sich allzusehr auf Theorien stützte, die sich schwerlich seiner eigenen Malweise anpassen ließen.¹²⁾

Und die Kunst Burckhardts? „Aus Angst, sich auf eine Ausdrucksart zu fixieren, versucht er sich in allen Möglichkeiten“ heißt es in einer Ausstellungskritik. Könnte es da Zusammenhänge geben zwischen seiner Ausbildung und seiner Unentschlossenheit, seiner „ewigen Suche nach dem Gleichgewicht zwischen den Dingen“.¹³⁾

Das vielfältige Angebot der Stilprinzipien, die er in seiner Studienzeit kennenlernte, scheint eher hemmend auf ihn gewirkt zu haben. Man könnte fast meinen, durch dieses Angebot sei ihm die Spontaneität abhanden gekommen. Er hat zeitlebens seinen eigenen Stil gesucht, ohne ihn wahrscheinlich je zu finden, so daß es fast unmöglich ist, Burckhardts Kunst auf einen Nenner zu bringen, der sie zuverlässig und einigermaßen vollständig charakterisieren könnte.

Vermutlich war Burckhardt überfordert, aus dem bei sechs Lehrern Gesichteten, das ihm Gemäße zu finden und weiter zu entwickeln. Gegensätzlichere Lehrer hätte er sich aber auch kaum suchen können: Der Traditionalist Trübner, dem Impressionismus nahestehend und ein solider Handwerker, der Theoretiker Serusier, der nicht einmal im eigenen Werk die von ihm entwickelten Grundsätze realisieren konnte; Denis mit seiner flächendeckenden, dekorativen Malweise, die bei Trübner gewiß keine Anerkennung gefunden hätte. Aber jeder beeinflusste den jungen Burckhardt auf seine Weise.

Aus finanziellen Gründen, aber wohl auch, weil er Zweifel bekam, hörte er einige Jahre ganz mit dem Malen auf. Nachdem er sich 1921 endgültig wieder der Malerei zuwandte, hatte er durchaus Erfolg. Seine Werke wurden in den Tuilleries Paris, in der Kunsthalle Basel und auf der Schweizer Nationalen Kunstausstellung 1931 gezeigt. Doch eine gewisse Unsicherheit blieb. 1936 schreibt er aus der Toscana an seine Frau: „Es geht also darum, eine Ausdrucksmöglichkeit zu finden, die es erlaubt, meinem Werk eine bestimmte Beschaffenheit zu geben. Und das

ist, da es sich um eine Gewissensfrage handelt, problematisch.“ Dem leichten Handwerk, einem Handwerk des „ungefähr“ hat Burckhardt mißtraut. Vielleicht ist deswegen sein Verhältnis zur malerischen Technik in gewissem Sinne zwiespältig, weil er seine Bilder geradezu intellektuell perfektionieren wollte, anstatt sie mit ganz spontaner Ursprünglichkeit zu malen. Daß sie dennoch auf uns wirken, läßt auf eine große Begabung schließen. „Seine Landschaften, farblich fein abgestimmt und äußerst zart, verführen uns, trotz einer Suche nach Modernität, die etwas künstlich anmutet“.¹⁴⁾

Nach einem erfüllten Leben, das er zeitweilig auch in den Dienst von Vertriebenen und Kriegsgefangenen gestellt hatte und in dem er als Präsident des Romanisch Schweizerischen Künstlerbundes für die Interessen seiner Kollegen Verantwortung zu tragen hatte, starb er am 26. Dezember 1974 in Pully bei Lausanne.

Seit 1911 arbeitete auch der Däne Ejner Quaade (1885 bis 1966) in Hollerbach. Er hielt sich schon seit 1904 in Deutschland auf und studierte einige Zeit bei Walther Pütner in München. Durch Vermittlung seines Freundes Coste kam er 1911 zu Trübner nach Karlsruhe. Danach arbeitete er bei Professor Spinner an der Akademie in Florenz. Mit Waldemar Coste bereiste er in den zwanziger Jahren fast ganz Dänemark. Im hohen Alter von 72 Jahren richtete er sich in der Nähe von Silkeborg (Jütland) auf einem Bauernhof den Hühnerstall zum Atelier ein und fand dort nach vielen Jahren des Umherirrens sein Malerparadies.

Von einem weiteren Hollerbacher, dem Deutschamerikaner Harold *Bruntsch* aus San Francisco ist kaum etwas bekannt. Vermutlich kam er durch seine Schwester Margarethe, eine hochbegabte Altistin am badischen Hoftheater, nach Karlsruhe und lernte dort einige der Hollerbacher Maler kennen. Innerhalb der Kolonie scheint er mehr für die Leibesertüchtigung zuständig gewesen zu

sein, denn „er trieb viel Sport und führte die Leichtathletik nach olympischen Regeln ein“.¹⁵⁾

So können wir es bei Arthur Grimm nachlesen, der ihn 1911 malte und dem dabei eines seiner schönsten Porträts gelang.¹⁶⁾

II.

Gehen uns diese Maler und ihre Werke heute noch etwas an? Betreffen sie uns noch — über eine gewisse kunst- und kulturhistorische Neugier hinaus? Und schließlich: was rechtfertigt den Versuch der „Wiederentdeckung“ dieser regionalen Künstlervereinigung, deren Mitglieder schließlich zu einer Zeit tätig waren, als Europa schon dem Expressionismus huldigte?

Zugegeben, in der Hollerbacher Zeit gibt es keinen stürmischen Aufbruch; man könnte sogar aus der Sicht des heutigen Betrachters sagen, die Situation ist von Verspätung gekennzeichnet. Wie kommt es aber, daß sich eine breite Öffentlichkeit wieder den Werken dieser Zeit zuwendet, die einmal fast

Ejner Quaade

Repro: L. Krieg-Sieber



gänzlich aus unserem Bewußtsein entschwunden waren? Derartige Zuwendungen brauchen ja „eine Resonanz, um als solche gelten zu können. Und diese Resonanz ist nur möglich, wenn es dafür eine Disposition gibt“.¹⁷⁾

Man spricht jedenfalls wieder vom 19. Jahrhundert und von den Jahren nach der Jahrhundertwende. Werke aus dieser Zeit werden in großen Ausstellungen gezeigt¹⁸⁾ und erzielen Höchstpreise auf dem Kunstmarkt. Wer sich freilich damit begnügen wollte, einfach eine Mode festzustellen, macht es sich zu leicht. Es ist auch nach den Ursachen zu fragen, die diese Rückbesinnung ausgelöst haben können. Erinnern wir uns, von der Flucht des Künstlers aufs Land war die Rede, von der Flucht aus der großstädtischen Hektik in die Idylle.

„Dergleichen aber bewegt und motiviert auch heute eine in der Angst vor ihrem selbstbeförderten Fortschritt, im Schrecken vor der Anwendung ihrer eigenen Möglichkeiten unsicher gewordene Gesellschaft. Sie versucht, in verklärender Erinnerung die Formation vergangener Epochen zurückzugewinnen. Sie versucht, die Natur neu zu entdecken und ihr die alte Mächtigkeit wiederzugeben“.¹⁹⁾

All dies ist auch in den Werken der Hollerbacher wirksam, ist belegt durch ihre Texte und die Wahl ihrer Motive. In ihren Bildern wollten sie die Natur wiedergeben, wie sie ist, ohne Pathos und falschen Effekt: sie schilderten, was sie sahen, fügten nichts hinzu und nahmen nichts weg, folgten dabei der Maxime Leibls, was in der Natur stört, soll auch im Bild stören. Die Hollerbacher gaben ihrer Begabung nach, beabsichtigten nicht, einzuschläfern und nicht aufzuschrecken. Sie wollten aber, indem sie zeigten, was sie selber empfanden, gewiß auffordern zur Einsicht. Ein Vorhaben, so scheint es, das man als Versuch der Wiedereroberung der Natur durch die Kunst begreifen kann.

Wiedereroberung der Natur.

Das wird man auch noch nach 75 Jahren — wenngleich nicht ohne betroffenes Zögern — als ein sehr modernes, sehr zeitgemäßes Gefühl unserer Jahre erkennen können.

Anmerkungen:

¹⁾ Paul Schultze-Naumburg; Karlsruher Kunstleben in: Kunst für Alle IX, 1894, S. 136

²⁾ Gerhard Wietek; Deutsche Künstlerkolonien und Malerorte, München 1978, S. 6

³⁾ Vergleiche: Arthur Grimm; Hollerbach, ein Malerort im Odenwald in: Der Wartturm (A. F.), 10. Jg., Nr. 7

⁴⁾ Zitiert nach: Kasimir Edschmid: Arthur Grimm; in Darmstädter Tagblatt vom 12. Februar 1933

⁵⁾ Zitiert nach: Arthur Grimm, Erlebnisse und Betrachtungen eines Malers; Unveröffentlichtes Manuskript

⁶⁾ Edschmid a. a. O.

⁷⁾ Zitiert nach: Otto A. Jäger in: Katalog Waldeemar Coste, Gedächtnisausstellung, Hamburg 1944

⁸⁾ Otto A. Jäger; a. a. O.

⁹⁾ Zitiert nach: Arthur Grimm; Erlebnisse und Betrachtungen eines Malers, Unveröffentlichtes Manuskript

¹⁰⁾ Zitiert nach: Herbert Read; Maurice Denis in: Kindlers Malerei Lexikon Band 3, München 1976, S. 204

¹¹⁾ Zitiert nach: K. Farmer; Felix Vallotton in: Kindlers Malerei Lexikon Band 12, S. 124

¹²⁾ Zitiert nach: Herbert Read; a. a. O., Band 11, S. 168

¹³⁾ Beaux Art, Lausanne vom 15.3.1930

¹⁴⁾ Zitiert nach: Schweizer Kunst, 1975, Heft 2, S. 6

¹⁵⁾ Vergleiche: Arthur Grimm; Hollerbach, ein Malerort im Odenwald

¹⁶⁾ Beschrieben bei: Josef August Beringer, Badische Malerei 1770—1920, Karlsruhe 1922, S. 168

¹⁷⁾ Hanno-Walter Kraft; Wiederentdeckungen in der Kunstgeschichte in: Neue Züricher Zeitung, Nr. 266, vom 15.11.1975, S. 66

¹⁸⁾ Zum Beispiel: Die Münchner Schule 1850—1914, im Haus der Kunst in München 1979 Die Düsseldorfer Malerschule, im Kunstmuseum Düsseldorf 1979

¹⁹⁾ Peter Wapnewski; Der Zeitgenosse unserer Zukunft in: DIE ZEIT, 19.10.1979, Nr. 43, S. 54

Hermann Baisch

Der bekannte Tiermaler

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Hermann Baisch, dem der Ruf eines ausgezeichneten Tiermalers vorausging, hat auch als Landschaftsmaler Beachtliches geleistet. Nach dem frühen Ableben seines Münchener Lehrers Adolf Lier galt Baisch mit gewisser Berechtigung als ein Hauptvertreter der deutschen Freilichtmalerei. Die Kunstkritik rühmte die kraftvolle Art seiner Tierdarstellung, während bei seinen Landschaftsbildern Schlichtheit und Natürlichkeit hervorgehoben wurden. Reisen in das holländische Küstengebiet verschafften ihm die entsprechenden Motive und waren mit die Ursache, daß er sich auch allgemein der Kunst der Niederländer zuwandte.

Obwohl am 12. Juli 1846 in Dresden geboren, blieb die sächsische Elbemetropole ohne Einfluß auf Baischs künstlerische Entwicklung. Siedelten doch die Eltern kurze Zeit später nach Stuttgart über, wohl veranlaßt durch die Tatsache, daß sein Vater, der Lithograph Wilhelm Heinrich Gottlieb Baisch, in der württembergischen Landeshauptstadt am 3. Juni 1805 das Licht der Welt erblickt hatte. In Stuttgart ist dann später auch der Vater von Baisch am 3. Januar 1864 aus dem Leben geschieden. Der Besuch der Stuttgarter Kunstschule und die anfängliche Mitarbeit im väterlichen Geschäft vermittelten dem Jüngling die ersten künstlerischen und praktischen Erfahrungen.

1868 sehen wir den jungen Baisch in Paris, dessen reiches kulturelles Leben und das eifrige Studium der Museen ihm entscheidende Eindrücke vermittelten. Im darauffolgenden Jahre nach Deutschland zurückgekehrt, schloß sich Hermann Baisch in München



Hermann Baisch (1846—1894)

Bad. Gen.-Landesarchiv Karlsruhe

dem Schülerkreis von Adolf Lier an, dem fast gleichzeitig auch sein späterer Schwager Gustav Schönleber angehörte.

Zahlreiche Kunstreisen, die ihn nicht nur in die Niederlande, sondern auch in die Welt der Alpen führten, gaben dem begabten jungen Tiermaler eine günstige Gelegenheit, sich auch zum Landschaftsmaler zu entwickeln. Neben kleineren Gemälden und Studienskizzen entstanden auch große Ausstellungsbilder unter seiner geschickten Hand. Seit 1876 bis zu seinem frühen Tode war Hermann Baisch ordentliches Mitglied der Königlichen Akademie der Künste in Berlin. Baisch hatte sich als Künstler in Fachkreisen

schon allgemeine Anerkennung erworben, als er am 1. Oktober 1881 als Lehrer der Tier- und Landschaftsmalerei an die Karlsruher Kunstschule (der späteren Akademie der bildenden Künste) berufen wurde. War er unterdessen doch schon in München und Stuttgart mit einem Ehrendiplom und in Wien mit der großen goldenen Staatsmedaille, die nur einmal im Jahre einem nicht österreichischen Künstler verliehen wurde, ausgezeichnet worden. Bereits am 28. Oktober 1881 ernannte man Baisch zum Professor, eine Würde, die mit der Staatsdienereigenschaft und der badischen Staatszugehörigkeit verbunden war. Allerdings erreichte erst sein im Juni 1891 abgelegter Beamteneid die Unkündbarkeit auf Lebenszeit.

Weniger Glück hatte Baisch in familiärer Beziehung, da seine erste am 1. Januar 1854 geborene Frau Julie, eine Schwester Schönlebers, die er am 7. Juni 1875 geheiratet hatte, bereits am 22. August 1881 starb. Dieser Ehe entstammten zwei Töchter und ein Sohn. Seine zweite Gemahlin Anna geb. Cox, die am 3. April 1863 in Bielefeld das Licht der Welt erblickte, war schon verwitwet, als sie Baisch am 6. Dezember 1883 heiratete. Sie schenkte am 24. November 1884 dem Künstler einen weiteren Sohn.

In den Jahren 1884/85 und 1893/94 nahm Baisch die Direktionsgeschäfte der Kunstschule wahr. Auch an äußeren Ehrungen sollte es dem talentierten Künstler und von seinen Schülern verehrten Lehrer nicht fehlen. Nachdem er 1885 das Ritterkreuz I. Klasse zum Zähringer Löwen erhalten hatte, bekam er am 24. April 1889 hierzu zugleich mit Hermann Volz und Gustav Schönleber das entsprechende Eichenlaub. Zum gleichen Orden wurde Hermann Baisch dann noch am 24. April 1892 das Kommandeurkreuz II. Klasse verliehen.

Der künstlerische Erfolg von Hermann Baisch, der Ehrenmitglied der Kunstakademien von München, Berlin und Wien war, zeigte sich auch darin, daß es ihm gelang,

auf einer Reihe internationaler Gemäldeausstellungen so z.B. in Berlin, Wien, London, Melbourne und Karlsruhe zahlreiche goldene und silberne Medaillen zu erringen. Gemälde von ihm befinden bzw. befanden sich u. a. in den Galerien von Breslau, Donaueschingen, Frankfurt, Karlsruhe, München, Prag (Rudolphinum) und Stuttgart.

Völlig überraschend wurde Hermann Baisch in den besten Mannesjahren am 18. Mai 1894 vom Tode ereilt. Für die drei noch minderjährigen Kinder aus der ersten Ehe übernahm ihr Onkel Gustav Schönleber die Vormundschaft. Schönleber war es auch, der eine vielbeachtete Ausstellung des künstlerischen Nachlasses seines verstorbenen Schwagers veranlaßte. Kurz vor Hermann Baisch segnete auch sein Bruder Otto das Zeitliche, der seit 1885 in München Hauptredakteur der Zeitschrift „Über Land und Meer“ gewesen war und für den der Maler eine Reihe von Liedern und Sinnsprüchen mit Radierungen versehen hatte.

Zeitgenössischen Zeitungsberichten über die Beerdigung des Verewigten können wir entnehmen, daß der Sarg von Studierenden der Akademie getragen wurde, während diesem ehemalige Schüler von Baisch mit brennenden Fackeln vorangingen.

Symbolhaft für den Erfolg der nachgelassenen Werke von Baisch war u. a. die Tatsache, daß der Erbgroßherzog im Juli 1894 eine mit „Idylle“ bezeichnete Skizze des Künstlers für den damals namhaften Preis von 1000 Mark erwarb.

Wie wichtig übrigens die obenerwähnte staatliche Zugehörigkeit zu einem bestimmten deutschen Land vor dem Ersten Weltkrieg anzusehen war, erkennen wir daraus, daß im abschließenden Schreiben der Personalakten ihres Vaters am 16. Juli 1912 die älteste noch ledige Tochter des Malers Elsa, für einen Reisepaß nach Rumänien um den Nachweis der badischen Staatsangehörigkeit bat.

Genannt der „badische Kolping“

Ein Gedenkblatt für den Priester Franz Xaver Höll

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

„... Anfang April 1858 ging ich wieder auf die Walz. Ich marschierte durch die Pfalz über Landau nach Germersheim und über den Rhein zurück nach Karlsruhe und landaufwärts über Baden-Baden, Offenburg, Lahr nach Freiburg, woselbst ich wieder Arbeit nahm ... Freiburg ist nach seiner Lage eine der schönsten Städte Deutschlands; aber was mir fehlte, war entsprechender Anschluß an gleichgesinnte junge Leute. Ein Zusammenhang mit Fachgenossen bestand zu jener Zeit nicht ... Die Zunft war aufgehoben, und neue Gewerksorganisationen gab es noch nicht. Politische Vereine, denen man als Arbeiter hätte beitreten können, existierten ebenfalls nicht. Noch herrschte überall in Deutschland die Reaktion.“

Diese Schilderung stammt aus den Erinnerungen eines wandernden Drechslergesellen, der freilich nicht nur romantisch gestimmt, sondern offenbar auch politisch interessiert und deshalb auf der Suche nach einer Vereinigung war, in der man Meinungen mit jungen Leuten austauschen, Verständnis für gemeinsame Anliegen und anständige Geselligkeit finden konnte.

In Freiburg fand er, was er suchte, denn er schrieb weiter in seinen Erinnerungen:

„Für reine Vergnügungsvereine hatte ich aber keinen Sinn — und auch kein Geld. Da hörte ich von der Existenz des katholischen Gesellenvereins, der am Karlsplatz sein eigenes Vereinshaus hatte. Nachdem ich mich vergewissert, daß auch Andersgläubige Aufnahme fänden, trat ich, obgleich ich damals Protestant war, demselben bei.



Franz Xaver Höll (1817–1879)
Archiv H.L. Zollner, Ettlingen

... Der Präses des Freiburger Vereins war der später sehr bekannt gewordene Professor Alban Stolz.

Es wurden zeitweilig Vorträge gehalten und Unterricht in verschiedenen Fächern erteilt, so z.B. im Französischen. Der Verein war also eine Art Bildungsverein ... Auch das Bedürfnis nach Umgang mit gleichaltrigen und strebsamen jungen Leuten fand hier seine Befriedigung. Auch den Gründer dieser Vereine, Pfarrer Kolping, damals in Köln,

der, irre ich nicht, selbst in seiner Jugend Schuhmachergeselle war, lernte ich in Freiburg kennen, woselbst er eines Tages einen Vortrag hielt.“

Doch genug mit solchen Zitaten, die in die Frühzeit der katholischen Gesellenvereine, der späteren Kolpingsfamilien, zurückführen. Wichtiger erscheint es, nun endlich zu sagen, wer denn diese Erinnerungen an Freiburg und an den Vortrag Adolf Kolpings niederschrieb: Jener Drechslergeselle war kein anderer als August Bebel, damals 18 Jahre alt und ab 1865 Vorsitzender der Arbeiterbildungsvereine, aus denen die Sozialdemokratische Partei Deutschlands hervorging. Was Bebel jedoch nicht erwähnte, oder im Jahr 1910, da er diese Lebenserinnerungen niederschrieb, wohl vergessen hatte, war die Tatsache, daß just um die gleiche Zeit jener Mann zum Diözesanpräses aller schon bestehender Gesellenvereine berufen wurde, dem diese Zeilen gelten: Franz Xaver Höll.

Schon als „Held“ ins Kirchenbuch geschrieben

Selbstverständlich gibt es allerlei Lebensbeschreibungen Hölls; doch wie seine — übrigens sehr dürftige — Würdigung in den offiziellen „Badischen Biographien“ sagen sie über die Herkunft dieses Mannes, den man mit Fug und Recht den „badischen Kolping“ nennen darf, übereinstimmend nur etwa folgendes aus: Er sei am 27. Mai 1817 in Ettlingen als Sohn armer, aber ehrsamer katholischer Handwerksleute geboren. Das ist teils falsch, teils unzulänglich. Es war daher unumgänglich, auch einmal die Ettlinger Kirchenbücher und zeitgenössische Literatur zu Rate zu ziehen. Danach ergeben sich folgende Tatsachen:

Am 9. Februar 1796 heiratete der aus Birkenfeld stammende ledige Schuhmacher Christophorus Hell (!) in der Ettlinger Pfarrkirche die ledige Margaretha Strohmayer, Tochter des Bäcker-Ehepaares Joseph und

Elisabeth Strohmayer. Getraut wurden die jungen Leute vom Kaplan der Pfarrkirche St. Martin, Joseph Stebel; Trauzeugen waren der Brautvater und der Schlossermeister Ignaz Eckard, beide Bürger von Ettlingen.

Wenn man bedenkt, daß ein knappes halbes Jahr nach dieser Eheschließung vor den Toren Ettlings zwischen Österreichern und Franzosen die Schlacht bei Malsch geschlagen, daß von da an bis 1815 das badische Land und mit ihm die Stadt Ettlingen mittel- oder unmittelbar von den Kriegen der Napoleonischen Zeit betroffen waren, kann man sich ein gutes — besser gesagt, ein übles — Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen der Stadt und ihrer Bewohner machen. Hinzu kam, daß Handel und Gewerbe darniederlagen, und daß beispielsweise im Geburtsjahr Franz Xaver Hölls in Ettlingen bei 3000 Einwohnern nicht weniger als 32 selbständige und 33 unselbständige Schuhmacher Arbeit und Verdienst suchten; daß also das Handwerk von Vater Christoph Höll keineswegs einen goldenen Boden hatte. Bis zum Jahre 1812 hatte er bereits sieben Kinder zu ernähren, drei Buben und vier Mädchen; eines war in der Wiege gestorben. Am 26. Mai 1817 wurde den Hölls das neunte und letzte Kind geboren. Es war noch einmal ein Bub, und er erhielt in der Taufe den Namen Franz Xaver. Er hieß also nicht nach seinem Taufpaten, dem Schuhmacher Jakob Reich, sondern — vielleicht in Erinnerung an das längst aufgehobene Ettlinger Kolleg — nach dem großen Missionar des Jesuitenordens. Der Familienname des Täuflings geriet übrigens beim Eintrag ins Taufbuch dem alten Stadtpfarrer Johannes Gläß ein wenig daneben. Der Geistliche schrieb nicht „Höll“, auch nicht „Hell“ wie bei den anderen Kindern des Schuhmachers. Er schrieb — ein wenig zitterig aber deutlich lesbar — „Held“. Es war einer jener Zufälle, die aus späterer Sicht fast wie eine Prophetie erscheinen.

Zunächst erwies sich der Bub eher als der Held von allerhand Bubenstreichen. Trotz-

dem: in der Schule scheint Franz Xaver ebenfalls ein „Held“ gewesen zu sein. Er fiel auf durch seine Begabung und durch seine Lernbegier, so daß er in Latein und Französisch unterrichtet wurde, was durchaus möglich war, da Ettlingen seit 1808 eine Lateinschule besaß: ein „Pädagogium“, das sich im Nord- oder Neubaufügel des einstigen Jesuitenkollegs befand und aus dem St. Erhards- oder Schulfonds finanziert wurde — aus Geldern mithin, die von der Liquidierung des Jesuitenkollegs Anno 1773 und von der Aufhebung seiner St.-Erhards-Kirche herrührten. Den Unterricht am Ettlinger Pädagogium versahen unter der Oberaufsicht des Stadtpfarrers die Kapläne. Ihnen ist es vermutlich zu verdanken, daß Franz Xaver als 15jähriger Lateinschüler in das Rastatter Lyzeum überwechseln und dort in die vierte Klasse eintreten konnte. In manchen Lebensbeschreibungen Hölls wird angedeutet, hilfsbereite Nachbarn und Gönner hätten das Ihre dazu beigetragen, daß Franz Xaver die traditionsreichste Schule in Rastatt besuchen konnte. Leider ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen herauszufinden, wer diese Förderer waren. Notwendig waren sie indes- sen dringend. Denn 1831, ein Jahr vor Franz Xavers Wechsel nach Rastatt, war ihm der Vater gestorben; 1834 segnete auch die Mutter das Zeitliche. Am 1. September 1837 legte er in Rastatt die Reifeprüfung ab und bezog dann — und wiederum auf Stipendien angewiesen — die Universität Freiburg, um dort Theologie und Philologie zu studieren. Der strengen Zucht des Rastatter Lyzeums entronnen, scheint Franz Xaver in Freiburg eine Zeitlang so etwas wie ein „verbummelter Student“ gewesen zu sein — was ihn einerseits durchaus sympathisch macht, und was zu seiner menschlichen Reife entscheidend beitrug. Doch der Genuß der akademischen Freiheit, die damals auch einem Theologiestudenten infolge des fehlenden Konvikts noch leicht- fiel, führte andererseits dazu, daß Franz Xaver Höll beim Abschlußexamen nicht den

vorgeschriebenen Notendurchschnitt erreichte, durchfiel und auf Wiederholung der Prüfung im nächsten Jahr hingewiesen werden mußte. Für einen Stipendiaten war das Durchfallen bei der Prüfung ein vernichtender Schlag. Wovon sollte er nun ein Jahr lang sein Leben fristen? Franz Xaver versuchte, bei den Brüdern, von denen drei wie der Vater Schuhmacher geworden waren, und bei Verwandten die notwendigen Mittel für den Lebensunterhalt zu erlangen. Vergebens, der durchgefallene Student hatte sie enttäuscht; sie verargten ihm, daß er ihre kargen Zuwendungen offenbar vergeudet, und daß er sie zum Spott der Nachbarn gemacht hatte. So mußte Höll denn froh sein, daß er im Winter 1840 eine Schreiberstelle bei der Militärischen Schneiderei im Ettlinger Schloß übernehmen konnte — vermutlich dank der Unterstützung des Schneidermeisters Staud, der Hölls Schwester Marie geheiratet und eine sichere Stellung bei der Militärschneiderei hatte.

Erste Kämpfe und Bewährungsproben

Im Sommersemester 1841 besuchte der Kandidat der Theologie wieder die Vorlesungen der Freiburger Universität. Die Philologie hatte er aufgegeben, um seine Kräfte nicht zu zersplittern, und nach bestandener Prüfung trat er in das Erzbischöfliche Klerikal-Seminar in Freiburg ein, wo er im August 1842 zum Priester geweiht wurde. Sein erstes Meßopfer feierte er dann am 4. September 1842 in seiner Heimatstadt Ettlingen.

Mit seiner ersten Anstellung hatte Franz Xaver Höll Glück wie kaum ein zweiter seines Kurses. Als das Priester-Seminar von Freiburg ins ehemalige Benediktinerkloster St. Peter verlegt wurde, erhielt Höll dort die Stelle des Vikars, nicht zuletzt um den Seminar-Regens zu entlasten, der zugleich das Amt des Pfarrers für die Gemeinde St. Peter und ihre vielen weitzerstreuten Höfe mitzu- versehen hatte. Doch das beschauliche Mit-

wirken in der Seelsorge, die priesterliche Tätigkeit in der prächtigen Abteikirche zu St. Peter, die Höll vielleicht an Frauenalb erinnerte, das er noch im unzerstörten Zustand kannte, die Zurückgezogenheit auf dem hohen Schwarzwald: all das war dem temperamentvollen und von Natur aus unternehmungslustigen Ettlinger weder zu bescheiden, noch zu langweilig. Aber bald kamen für den Jungpriester, den man im Ettlinger Taufbuch unter dem Namen „Held“ eingetragen hatte, die Zeiten des Kampfes und der Bewährung. Am 12. Februar 1845 erhielt er Weisung, das stille St. Peter zu verlassen und als Erster Kaplan an die katholische Stadtkirche St. Stephan nach Karlsruhe zu gehen. Das Großherzogtum Baden besaß seit 1818 eine Verfassung, und nach ihren §§ 9 und 10 hatten alle Staatsbürger, unbeschadet ihrer Konfession, gleiche Rechte und Pflichten. Da die Verfassungswirklichkeit indessen meistens doch etwas anders aussieht als der Verfassungstext, war die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums für einen katholischen Priester immer noch ein hartes Pflaster. Unter den 24 000 Residenzeinwohnern bildeten die 9000 Katholiken nach wie vor eine Minderheit, und die Pfarrgemeinde St. Stephan war eigentlich nicht viel mehr als eine größere Diaspora-Gemeinde. Allerdings brauchte der katholische Stadtpfarrer von Karlsruhe, Valentin Gaß, deswegen nicht zu resignieren. Bedeutende Persönlichkeiten und angesehene Familien zählten zu seinen Pfarrkindern; unter ihnen — um wenigstens ein paar Namen zu nennen — der Archivdirektor Franz Josef Mone, der Baurat Karl Baader, der Finanzrat Bernhard Baader und seine karitativ verdienstvoll tätige Frau Amalie und, nach seinem Übertritt zum katholischen Glauben, der Baudirektor Heinrich Hübsch; ferner der preußische Gesandte, General Joseph Maria von Radowitz, der Minister Freiherr von Blittersdorf und der Kammerherr von Berckheim, alle mit ihren Familienangehörigen u. a.

Zu diesen aktiven und einflußreichen Katholiken stieß nun als Seelsorger und nicht von Ämtern und Rücksichten beengter Vertreter des Stadtpfarrers der Erste Kaplan Franz Xaver Höll, der schon nach kurzer Zeit vor allem durch seine Predigten auffiel.

„Auf der Kanzel erschien er wie ein Chef vor seinem Regiment, aller Augen hingen an ihm, wenn sein edles, zündendes Wort erschallte. So stand er und sprach, und seine Faust fiel oft wie Hammerschläge auf den Rahmen der Kanzel. Wie ein Bataillon umstanden die Männer seine Kanzel.“

So schilderte ein Mitkaplan den Prediger Höll, der bei aller Geschliffenheit seiner Sprache doch stets volkstümlich genug blieb, so daß alle seine Hörer versicherten, keiner seiner Nachfolger habe diesen Kaplan als Prediger übertroffen. Auch das militärische Bild, das der Confrater des Kaplans Höll gewählt hatte, paßte durchaus zu den religiösen und politischen Zeitverhältnissen — auch schon vor den Sturmjahren der Revolution von 1848/49. Schon 1845 war nämlich der Gründer der „Deutsch-Katholiken“, Johannes Ronge, in Karlsruhe aufgetreten und hatte sich darum bemüht, in der badischen Residenz eine freigeistige und romfreie Gemeinde zu bilden. Während es dem abgefallenen schlesischen Kaplan in der Residenz nicht glückte, Proselyten zu machen, hatte er, nach den Aufzeichnungen des Baumeisters Johann Ulbrich, in Hölls Vaterstadt Ettligen vorübergehenden Erfolg, da ihm der spätere Revoluzzer Philipp Thiebauth im Gasthaus „Sonne“ Gelegenheit verschafft hatte, entgegen dem staatlichen Verbot, zu reden und zu werben. Auch im Endstadium des Vormärz, während der revolutionären Wirren von 1848 und erst recht beim badischen Aufstand von 1849 blieb Franz Xaver Höll — abermals im Gegensatz zu seinen meist republikanisch, ja sogar radikal gesinnten Ettlinger Landsleuten — ein loyaler Staatsbürger und Priester. Das entsprach gewiß nicht seiner Veranlagung — er wird von

Freunden als aufbrausend und manchmal recht hitzig charakterisiert — und es mag sich für uns Heutige etwas enttäuschend anhören. Es erklärt sich aus dem Gegensatz zwischen der Kirche und den radikalen, mitunter auch anarchistischen Tendenzen, die bei diesem Aufstand hervortraten, und welche die Revolution von gerechtfertigten demokratischen Zielen abzudrängen versuchten. Und es erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß führende Männer im badischen Katholizismus, z. B. der Politiker Franz Buß, die Lösung brennender sozialer Fragen nicht im Sinne von Marx, Engels und ihres Kommunistischen Manifests zu lösen gedachten, sondern mit den Mitteln des Rechts, der Gesetze und auf dem Boden christlicher Verantwortung für den Nächsten.

So kam es zu einer seltsamen Begegnung, deren Ursachen im dunkeln liegen, und die Franz Dor in seinem Werk „Lebensbilder aus dem Seelsorgeklerus“, vermutlich nach Berichten von Augenzeugen, folgendermaßen beschrieben hat:

„Wer immer in der Lage war, verließ die Stadt (Karlsruhe) mit ihren Greuelszenen, sogar der Landesfürst, Großherzog Leopold, mußte (in der Nacht vom 13./14. Mai 1849 mit seiner Familie) die Flucht ergreifen und suchte sicheren Schutz im Ausland; er kam zunächst nach Lauterburg im Elsaß. Ein eigentümliches Zusammenwirken der Umstände wollte es, daß auch Höll dahinkam. Die Verlegenheit der einfachen Landleute war groß, der Fürst fand kaum eine Nachtherberge; nur im Pfarrhaus fand er eine Unterkunft, indem sein Landsmann Höll das einzige zur Verfügung stehende Fremdenbett dem unglücklichen Landesvater überließ.“
Zum Abschluß dieses Kapitels vermerkte Franz Dor dann:

„Als einige Monate später die Ruhe wieder in der Heimat eingekehrt war und die preußischen Truppen für Ordnung sorgten, erhielt Kaplan Höll vom Kriegsministerium den ehrenvollen Auftrag, mit Zustimmung

der hohen Kirchenbehörde in der Militärseelsorge Aushilfe zu leisten. Bis zum Abzug der preußischen Soldaten wirkte er in den verschiedenen Zweigen der Pastoration in der Garnison wie im Feldlager mit. Seine Mitarbeit fand auch die Anerkennung des Königs von Preußen. Unter dem 18. März 1851 erhielt er mit einer Anzahl hochgestellter Persönlichkeiten den Roten Adlerorden vierter Klasse.“

Von der Kanzel in den Kerker

Noch unter dem frischen Eindruck der Kampfhandlungen von 1849, nach den Erfahrungen, die er bei der Betreuung verwundeter und kranker Soldaten gesammelt hatte, nicht zuletzt aber infolge der Einblicke, die ein gewissenhafter Seelsorger auch in die physischen und materiellen Verhältnisse seiner Pfarrgemeinde gewinnt, unterstützte Höll nach Kräften den Plan Amalie Baaders, in Karlsruhe für arme Kranke jeder Konfession ein Spital zu errichten. Der Kaplan von St. Stephan schuf hierfür die organisatorischen Grundlagen durch Sammlungen, Aufrufe und Vorträge; er gründete zusammen mit Amalie Baader, der vielleicht wohlthätigsten Frau Badens im 19. Jahrhundert, einen Vinzentius-Frauenverein und mietete schließlich das ehemalige Gewerbehaus, in dem barmherzige Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul den Pflegedienst wahrnahmen. Endlich konnte man auch den Gedanken verwirklichen, ein neues großes Krankenhaus zu bauen. Es entstand nahe dem Karlstor nach den Plänen von Heinrich Hübsch, wurde am 28. August 1859 eröffnet, und es besteht als Einrichtung heute noch, wenn auch der ursprüngliche Heinrich-Hübsch-Bau vor einigen Jahren abgerissen werden mußte.

Weniger Erfolg wurde Franz Xaver Höll zuteil, als er versuchte, eine Schule für katholische Mädchen zu gründen und Ordensfrauen den Unterricht zu übertragen. Groß-

herzog Leopold stand Hölls Plan noch wohlwollend gegenüber, aber nach dem Tod des Fürsten wehte in Baden bald ein immer schärferer antiklerikaler Wind. Ohne jetzt auf den Beginn und den Fortgang des Kirchenkampfes in Baden näher als nötig einzugehen, hier nur soviel:

Zu den ersten Konflikten zwischen Staat und Kirche kam es, als Erzbischof Hermann von Vicari den Oberkirchenrat, eine trotz dieses Namens staatliche Behörde, ersuchte, sein Oberhirtenamt nach den Kirchengesetzen wahrnehmen zu können. Da es dem Erzbischof jedoch nicht gelang, mit seinen Vorstellungen beim Oberkirchenrat durchzudringen, entschloß er sich zur Exkommunikation der katholischen Mitglieder des Oberkirchenrats. Ob diese Maßnahme klug war, sei dahingestellt; sie ist nur aus den schroffen Gegensätzen zu verstehen, die damals das Verhältnis zwischen Staat und Kirche belasteten. Jedenfalls — Kaplan Franz Xaver Höll verkündete am 18. November 1853 von der Kanzel der Karlsruher Stephanskirche die Entschließung des Erzbischofs und wurde unmittelbar nach dem Gottesdienst auf das Karlsruher Stadtamt zitiert. Er wurde zu acht Wochen Gefängnis verurteilt, ferner zur Bezahlung der angefallenen Gerichtskosten. Außerdem wurde Höll angewiesen, die Residenz zu verlassen und sich bis zum Antritt der Gefängnisstrafe in seiner Heimatstadt Ettlingen aufzuhalten.

Wie viele Geistliche während des badischen Kirchenkampfes den Weg ins Gefängnis antreten mußten, ist zwar zahlenmäßig bekannt, doch ist diese Verfolgung nach jener des Dritten Reiches eigentlich heute gegenstandslos geworden und längst nicht mehr so aufsehenerregend wie vor einem Jahrhundert.

Für Franz Xaver Höll, der seine Haft im Dezember 1853 antreten mußte, waren die Wochen erzwungener Muße im Durlacher Amtsgefängnis eine Gelegenheit, sich geistig auf neue Aktivitäten vorzubereiten. Kaum

auf seine Karlsruher Stelle zurückgekehrt, stellte er sich und seine Feder in den Dienst der jungen katholischen Presse. Beiträge Hölls erschienen in der „Süddeutschen Zeitung“, im „Deutschen Wochenblatt“, im „Mainzer Journal“ und vor allem im „Karlsruher Anzeiger“, der ab 1863 den heute noch bekannten Titel führte: „Badischer Beobachter“.

Genau so, wie Adolf Kolping getan

Indessen: Zeitungen werden für den Tag geschrieben, und so rührig Hölls Feder auch gewesen sein mag — dem Priester, Prediger und Redner lag doch mehr daran, die Menschen unmittelbar anzusprechen; sie in einer Überzeugung zu bestärken, auf ein gemeinsames Ziel auszurichten, sie „heranzubilden zu Vätern, zu Meistern, zu Bürgern und zu Christen“, genau so, wie es der Kaplan Adolf Kolping 1847 in Elberfeld getan und dann mit seinem Kölner Gesellenverein fortgesetzt hatte. Gedacht, getan — am Sonntag, dem 26. April 1857, nach einer Predigt über den Guten Hirten, lud Höll alle jene Männer zu einer Vorversammlung ein, die „Interesse für das Handwerk und dessen Hebung hätten“. Wie schon in einem Referat vor dem Karlsruher „Katholischen Verein“ im März 1857, so legte Höll auch in diesem Vortrag ausführlich die Ziele und die Tätigkeit eines Gesellenvereins dar.

Am 10. Mai 1857, am Schutzfest des heiligen Joseph, erfolgte die Gründung des Gesellenvereins Karlsruhe, am 1. Juni hielt der Verein im Gasthaus „Ritter“, Ecke Lange- und Waldhornstraße, seine erste Versammlung ab, und am 17. Juni teilte der Karlsruher Gesellenvereins-Präsident Franz Xaver Höll dem, ihm offenbar bereits wohlbekannten, Adolf Kolping mit: der Katholische Gesellenverein in der badischen Residenz zähle schon 218 Mitglieder, darunter 91 „Mitwirkende“; dem Vorstand gehörten der Kammerherr von Berckheim an, ferner der Baudirektor Hein-

rich Hübsch und der Hofrat Karl Zell. Außerdem gebe es, gewissermaßen als „Vorschule“ für den Gesellenverein, einen blühenden Jünglingsverein mit 136 Mitgliedern. Etwa gleichzeitig erschien in der „Badischen Landeszeitung“ ein ausführlicher Bericht, in dem u. a. zu lesen war:

„Der unlängst hier gegründete Gesellenverein erfreut sich trotz seines kurzen Bestehens eines so raschen und kräftigen Aufkommens, daß sich an demselben schon über 150 Gesellen und 100 Mitwirkende beteiligt haben, welche sich alle recht wohl darin befinden. Neben der Pflege des religiös-sittlichen Elements und dem Unterrichte in den im Alltag vorkommenden Kenntnissen wechseln erbauliche Kirchengesänge mit anderen weltlichen, heiteren Gesängen gewürzt, bei bescheidenem Trunke. Keine Zusammenkunft geht vorüber, ohne daß von dem einen oder anderen Mitgliede in einer eindringlichen herzlichen Ansprache alle Anwesenden ermahnt und aufgefordert werden, sich durch ein Gott und rechtschaffenen Menschen wohlgefälliges, religiös-sittliches Leben auszuzeichnen, andernfalls gewünscht werden müsse, daß man aus dem Verein trete, um nicht genötigt zu sein, die fernere Beteiligung zu verweigern.“

Daß es neben dem Bericht in dieser gemäßigt-konservativen Zeitung an kritischen und feindseligen Meldungen in gegnerischen Blättern nicht fehlte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Hinzuweisen bleibt eigentlich nur auf den letzten Satz in der „Badischen Landeszeitung“, weil aus ihm hervorgeht, daß der Präses anscheinend ein strammes, fast autoritäres Regiment führte.

Dem Gesellenvater Kolping in Köln schien das jedoch zu imponieren, denn nur wenige Tage nach Hölls Meldung nach Köln empfahl Kolping einem elsässischen Geistlichen, der sich mit dem Gedanken trug, ebenfalls einen Gesellenverein zu gründen, er möge sich die Karlsruher Gründung zum Vorbild nehmen und sich dort beraten lassen. Am 18.

Juli 1857 aber schrieb er an den „lieben Konfrater“ und Präses Höll:

„... Daß in Karlsruhe ein Gesellen-Verein zusammengekommen ist und sichtbar Gottes Segen bereits über ihm ruht, hat mich außerordentlich gefreut. Wäre ich noch ein so freier Vogel wie vor Jahr und Tag, könnte ich mir die Freude nicht versagen, eine Reise nach Baden zu machen, um einmal mit da-
beisein zu können.“

Am bemerkenswertesten aber ist die Äußerung Kolpings in dem gleichen Brief:

„Ihr in Baden müßt nun auch schon zusammenhalten und einen Mittelpunkt suchen, in Karlsruhe oder in Freiburg. Es geht besser und leichter so.“

Der Mittelpunkt und damit eine einheitliche Leitung innerhalb der Erzdiözese wurde wirklich notwendig für die Gesellenvereine, die 1852 in Freiburg, 1856 in Offenburg und Mannheim und eben jetzt in Karlsruhe entstanden waren; zu denen 1858 noch weitere hinzukamen: in Bühl, in Gengenbach, in Pfullendorf, in Tauberbischofsheim, in Villingen und, am 19. Juni 1858, in Hölls Vaterstadt Ettlingen. Daß Franz Xaver Höll die Gründung des Ettlinger Gesellenvereins unmittelbar angeregt und unterstützt habe, ist bereits 1958 in der Festschrift „100 Jahre Kolpingfamilie Ettlingen“ vermutet worden. Es ist zwar immer noch nicht möglich, solches Einwirken des Karlsruher Präses auf die Ettlinger Gründung schwarz auf weiß nachzuweisen, doch hat die Vermutung weiterhin sehr viel für sich. Im Juni 1859, genau zu der Zeit, als der Ettlinger Gesellenverein entstand, verwirklichte Erzbischof von Vicari Adolf Kolpings Vorschlag zum organisatorischen Zusammenschluß der Gesellenvereine und ernannte Franz Xaver Höll zum Diözesanpräses aller inzwischen entstandener Gesellenvereine. Am 5. Oktober 1859 trafen sich die Präses der Vereine — im einzelnen werden Freiburg, Karlsruhe, Zähringen, Mannheim, Lahr, Waldkirch, Oberkirch, Bühl und Bruchsal, nicht aber Ettlingen, ge-

nannt — zu einer beratenden Versammlung in Offenburg, wo u. a. ein Statutenbüchlein für alle badischen Vereine angenommen wurde. Zur weiteren Förderung der Gesellenvereine trug eine Generalversammlung zu Freiburg bei. Kolping selbst hielt dort eine zündende Rede über die soziale Lage, über Mißstände auf diesem Gebiet und deren Behebung — und möglicherweise hat August Bebel den Gesellenvater bei dieser Gelegenheit gehört.

„Sei begrüßt Badenia's Präses“

Franz Xaver Hölls Ernennung zum Diözesanpräses bedeutete gewiß eine Anerkennung für seine Leistungen; zugleich aber trat er damit ein Amt an, das ihm eine Last von Arbeit auflud. Besuchsreisen führten ihn immer wieder landauf, landab, und es mag eine Genugtuung für ihn gewesen sein, als ihn bei der Rückkehr von einer solchen Reise der Chor des Karlsruher Gesellenvereins mit einem Lied begrüßte, das der Kapellmeister Wilhelm Kalliwoda vertont hatte. Es begann mit den vom Vize-Präses verfaßten Zeilen:

„Sei begrüßt Badenia's Präses / Sei begrüßt mit Herz und Mund.“

Trotzdem: die Seelsorgerpflichten als Erster Kaplan an der Karlsruher Stadtkirche St. Stephan — einen höheren Grad hat Höll aus mancherlei zeitbedingten Gründen als Seelsorger nie erreicht — und das Wirken als Diözesanpräses zehrten an seinen Kräften, so daß ihm Kolping zum Trost einmal ans Krankenbett schreiben mußte, Unkraut vergehe nicht. War das noch ein Wort rheinischen Humors — eine gewisse Sorge um den badischen Konfrater war doch herauszuhören, als Kolping am 1. März 1859 an seinen „lieben Höll“ nach Karlsruhe schrieb: „Das sieht aber ja aus, als ob Du das ganze Badener Land voll Gesellenvereine pflanzen wolltest ... Ihr beißt Euch doch gewaltig heraus. Nun, es tut Not, daß wir allenthalben

die deutsche Kraft zusammenhalten, werden doch die Zeiten ernst und schwer, daß einem der Humor darüber vergehen solle ... Mir ist's auch nicht rosig zu Mute, bin oft körperlich verstimmt und geistig müd ...“

Ja, einmal mahnte er den hitzigen Ettlinger ganz deutlich:

„Du bist alt genug, zu wissen, was Du anfängst, wie Du's anfängst, und wann zum Reden und Schweigen Zeit ist! Ich hoffe, Du tust redlich Deine Pflicht, und das wird genug sein.“

Schließlich faßte er sogar einmal den alten Mitstreiter — um im militärischen Vergleich Kolping zu bleiben — beim Porteepe:

„Also, Xaverius Höll, nimm Dich zusammen und stehe Deinem Posten mit todverachtendem Mut vor, damit Du das Feld behauptest. Sammle alle anderen Häupter unter Deinem Kommandostab und fühle Dich ganz in Deiner Feldherrnwürde — ein Knirps vor unserem Herrgott und ganz Höll vor den Menschen. Also wär's, daß Du es beizeiten weißt!“

Sie waren gut gemeint, die Tröstungen, die Mahnungen, die Ermunterungen des Gesellenvaters aus Köln, der selbst nur noch ein halbes Jahrzehnt zu leben hatte. Aber der „Badische Kolping“ hatte sich aufgezehrt, so daß der Erzbischof schon 1858 an das Ministerium schreiben mußte:

„Höll, dessen eifriges segensvolles Wirken, wie auch sein reiner sittlicher Wandel einem Großherzogl. Ministerium nicht weniger als Uns bekannt, hat infolge unausgesetzter Berufsanstrengungen seine Kräfte bereits erschöpft und seine Gesundheit zerrüttet.“

Im Meer der Vergessenheit verschwunden?

Am 23. Oktober 1862 wurde der 55jährige Franz Xaver Höll als Geistlicher Rat in den neugebildeten Katholischen Oberstiftungsrat versetzt, eine staatlich-kirchliche Kollegialbehörde in Karlsruhe, der die Aufsicht und Rechtsvertretung in kirchlichen Vermö-

gensangelegenheiten oblag. Auch durfte der — so eine boshafte Zeitungsstimme — „älteste Vikar des Landes“ weiterhin in der Seelsorge seiner bisherigen Pfarrei mitwirken. Ebenfalls gleichzeitig legte Höll die Ämter des Diözesanpräses und des Präses des Karlsruher Gesellenvereins nieder. Man hatte dem kranken Mann etwas Gutes antun, ihm nach 18 Jahren aktiver Pastoration einen ruhigen Posten geben wollen. Eine Art von Pfründe mit verbesserter Besoldung, nachdem er sich in den fünf Jahren als Leiter des Gesellenvereinswesens aufgerieben hatte. Vielleicht mag diesem oder jenem die Zeit seines Wirkens als „badischer Kolping“ arg zu kurz erscheinen; indessen, man sollte nicht übersehen, daß dieses Halbjahrzehnt die Zeit des Aufbaus war, daß die Betreuung der Gesellenvereine zwischen Bodensee und Odenwald auch eine körperliche Strapaze bedeutete, und daß alle Mühen in der Situation des andauernden Kirchenkampfes eben auch eine robuste Ettlinger Natur erschüttern konnten. Immerhin — das Aufbauwerk war getan, die Gesellenvereine konnten weitergedeihen.

Franz Xaver Höll lebte und wirkte von nun an in stiller Zurückgezogenheit, besonders nachdem 1871 seine Bewerbung um die freigewordene Pfarrei St. Stephan in Karlsruhe wegen des Einspruchs von seiten des Landesherrn, der hier das Präsentationsrecht besaß, abschlägig beschieden worden war. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er im Vinzentius-Krankenhaus, um das er sich nach wie vor kümmerte, und in dessen Kapelle er täglich die Messe feierte — bis ihn 1877 ein zweiter Schlaganfall niederwarf. In jenen letzten Jahren lernte ihn der Pfarrer, Landtagsabgeordnete und Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob kennen, und es lohnt sich — trotz gelegentlicher maliziöser Schlenker, die der boshafte Haslacher nun einmal nicht lassen konnte — das darauf bezügliche Kapitel in Hansjakobs Buch „In der Residenz“ als Abgesang dieses Lebensbilds von Franz Xaver Höll zu zitieren:

„Schwester Blandina“, so schreibt Hansjakob zunächst von der Oberin, „ist heute die Säule des Vinzentiushauses, nachdem sein Gründer, der frühere Kaplan und spätere Oberstiftungsrat Höll seit Jahren ein halbgelähmter Mann ist. Ich hatte den seinerzeit in Karlsruhe berühmten Kaplan Höll, in den fünfziger Jahren die Seele der katholischen Pfarrei, erst kennengelernt, als ich 1871 in den Landtag kam. Er wohnte damals im Pfarrhaus oberhalb des Sakristans und war infolge allzuvieler Arbeiten ein gebrochener Mann; aber aus der Ruine schaute noch ein energischer, starker Geist und ein liebenswürdiger heiterer Charakter ... Er zog später ins Vinzentiushaus, und da verkehrte ich noch viel öfters mit ihm, dem einst so gefeierten und jetzt vergessenen Mann. Als Kaplan war er ein hervorragender Kanzelredner gewesen, und Kapläne, die gut predigen, haben allezeit viele Verehrerinnen unter den Damen gefunden. So auch Höll. Aber nur eine besuchte ihn noch und las ihm täglich vor — ein Fräulein von Stengel, Tochter des früheren Finanzministers. Sie war schon eine ältere Jungfrau, an der ich aber stets mit vielem Respekt hinaufschaute, weil sie so treu zu dem verlassenen Manne hielt und ihm seine trüben Tage zu verkürzen suchte.“

Franz Xaver Höll starb am 23. Mai 1879 und wurde auf dem alten Karlsruher Friedhof beigesetzt. Nach der Jahrhundertwende wurden seine sterblichen Überreste auf dem neuen Hauptfriedhof umgebettet. Der Stadtpfarrer Benz von Karlsruhe würdigte an der Bahre des Dahingeschiedenen dessen Verdienste. Nachrufe erschienen im „Badischen Beobachter“ und ausführlich im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“. Der in Ettligen erscheinende „Mittelbadische Courier“ erwähnte den Heimgang des gebürtigen Ettlingers mit keinem Wort. In Wilhelm Burgers kirchlichem Heimatbuch „Das Erzbistum Freiburg“, erschienen 1927, taucht Hölls Name nur einmal in völlig belanglosem Zusammenhang auf, und in der Jubiläums-

schrift zum 150jährigen Bestehen der Erzdiözese Freiburg sucht man eine Erwähnung des „badischen Kolping“ vergebens.

Doch bereits Heinrich Hansjakob hatte feststellen müssen:

„Wie schnell ein Mensch vergessen ist, erfuhr ich von einem meiner Kooperatoren, der von 1905 bis 1910 in Karlsruhe war und nie auch nur den Namen Höll gehört hat. So verschwinden wir Menschen in wenig Jahren, ja selbst nach wenigen Wochen im großen Meer der Vergessenheit ...“

Fast will es scheinen, als entsinne man sich heute wieder dieses — so Franz Dor in seiner Schrift — „Mannes der Tat“. Kurz vor Hölls

hundertstem Todestag hat die Stadt Ettlingen eine neue Straße nach ihm benannt, und die Kolpingfamilien in Ettlingen und Karlsruhe haben seiner gedacht mit dem Gelöbnis, seinen Namen nicht länger zu vergessen, sondern im Namen des „badischen Kolping“ ihre Ziele zu verfolgen.

Anmerkung:

Der Aufsatz folgt im wesentlichen den Vorträgen des Verfassers bei der Kolpingfamilie Ettlingen am 3. Dezember 1978 und bei der Kolpingfamilie Karlsruhe am 22. Mai 1979.

Zerbrechlich

*Hat der ein Glück,
denkt mancher sich
und wird vor Neid ganz blaß.
Dabei vergißt er allzugern:
Glück bricht so leicht wie Glas.*

Helmut Steinbach

Badener im Kapland/Südafrika

Hans Jürgen Linde, Auswanderer von 1753, und seine Nachkommen

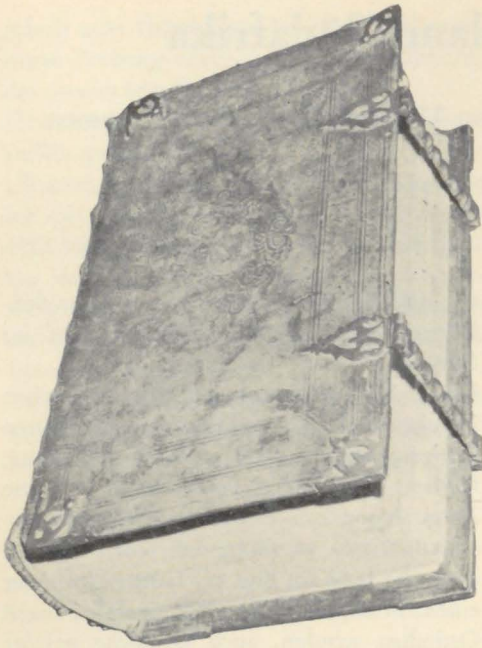
Peter Assion, Freiburg i. Br.

Wer Gelegenheit hat, die Republik Südafrika zu bereisen und sich von den Schönheiten des Landes wie von der Krise seiner in Apartheid lebenden mehrrassigen Bevölkerung ein eigenes Bild zu machen, der sollte nicht versäumen, in der Kap-Provinz auch den östlich von Kapstadt gelegenen Swellendam-Distrikt und dessen Hauptort Swellendam zu besuchen. In der „Drostdy“, dem 1746/47 erbauten Sitz des ehemaligen „Landdrosts“ (Landrats), wird er ein vorzüglich ausgebautes Museum antreffen, das Auskunft gibt über die Anfänge der weißen Landnahme im äußersten Süden Afrikas und detailgetreu die Lebensbedingungen der ersten Kolonisten dokumentiert¹). Wer aber — wie der Verfasser im Februar 1976 — als Badener in dieses Museum kommt, wird sich durch ein altes Buch, sorgfältig unter Glas verwahrt, noch besonders überrascht sehen. Dieses Buch — eine schön in gepreßtes Leder gebundene deutsche Bibel — ist nämlich wie folgt erklärt: „B 36 o — Bibel of Hans Jürgen Linde, who came to the Cape in 1753 from Durlach near Karlsruhe in Baden“. Ein Badener aus Durlach also kam 1753 nach Südafrika und brachte aus der Heimat diese Bibel mit! Sie muß noch bei seinen Nachkommen in hohen Ehren gestanden haben. Auf dem Vorsatzblatt nennt sich, bereits holländisch schreibend, ein J. Linde als Besitzer: „Dit boek joort toe J. Linde“. Es muß der gleiche sein, von dem das Museum ein Portrait und weitere Erinnerungsstücke besitzt: Jacobus Linde, der Sohn jenes Hans Jürgen und Inhaber hoher Militär-Ämter. Weitere Generationen hindurch war das Buch in Familienbe-

sitz und kam als Geschenk einer Urgroßmutterin des Jacobus Linde vom „Lindeshof“ ins Museum.

Die Zufallsbegegnung mit der Lindeschen Familienbibel war Veranlassung, den Spuren der genannten Familie weiter nachzugehen, forderte doch allein schon deren badische Abstammung eine Erklärung. Gängiges Geschichtswissen ist zwar, daß jenen Holländern, die 1652 am Kap der Guten Hoffnung einen Stützpunkt für die Seefahrt nach Ostindien schufen, auch Deutsche gefolgt sind und zusammen mit den später so genannten „Buren“ von Kapstadt aus das Land besiedelten. Es wird dabei jedoch fast immer nur an Niederdeutsche gedacht, an die unmittelbaren Nachbarn der Holländer und Auswanderer aus den deutschen Küstengebieten, die tatsächlich die Hauptmasse der Deutschen in Südafrika gestellt haben²). Daß es gleichzeitig aber auch eine süddeutsche Einwanderung gab, ist nicht zu übersehen, wurde doch erst 1975 in der „Badischen Heimat“ an einen anderen „Badenser auf dem Cap“ erinnert: an Johann Michael Elser aus dem Harthdorf Spöck, der 1764 nach Kapstadt kam, es hier zu großem Wohlstand brachte und seinen früheren Landesherrn, den Markgrafen Carl Friedrich (1728—1811), mit heimgesandten Kuriositäten für das Karlsruher Naturalienkabinett erfreute³).

Weitere verstreute Nachrichten sind der Literatur zur recht gründlich aufgearbeiteten Kolonialgeschichte Südafrikas⁴) zu entnehmen. Man stößt dort auf weitere namentlich bekannte Badener und Pfälzer, die schon im



Die deutsche Bibel, die der Durlacher Auswanderer Hans Jürgen Linde 1753 mit nach Südafrika brachte (Drostdy-Museum Swellendam).

18. Jahrhundert ans Kap kamen, darunter etwa auf Karl Georg Wieser aus Heidelberg, 1734 Besitzer der bedeutenden Weinfarm Groot-Constantia, und auf eine Berühmtheit wie den 1754 in Freiburg i.Br. geborenen Anton Anreith, in seiner Geburtsheimat vergessen, in Kapstadt aber als jener Bildhauer ein Begriff, der „die schönsten Schöpfungen der Skulptur in Südafrika“ für Kirchen und Regierungsgebäude hervorgebracht hat⁵⁾.

Elser, Wieser, Anreith und weitere Landsleute kamen alle auf die gleiche Weise nach Südafrika: als Soldaten, die die Ostindische Gesellschaft der Holländer (gegr. 1602) für ihren Kap-Stützpunkt angeworben hatte. Diese große Handelsgesellschaft unterhielt in Kapstadt zum Schutz des Hafens und des versorgenden Umlandes eine Garnison, in Amsterdam aber ein Werbebüro, wo sich junge und wagemutige Männer für fünf

Jahre als Soldaten oder für drei Jahre als Matrosen verdingen konnten: mit der Aussicht, nach Ablauf des Vertrages einen neuen Kontrakt zu schließen oder aber — falls nicht Heimkehr gewünscht war — als „Freibürger“ am Kap zu bleiben. Von dieser Möglichkeit, in Afrika eine neue Existenz aufzubauen, machten Holländer und von Anfang an auch Deutsche Gebrauch. Schon die erste Freibürger-Liste von 1657 enthält neben den Namen von 32 Niederländern auch die von 15 Deutschen. Nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges und bei dem Elend, das auch lange nach Friedensschluß noch herrschte, gab es zur Auswanderung ja Grund genug, und es ist bezeugt, daß sich vor dem Haus der Gesellschaft in Amsterdam die Ausreisewilligen in solchen Massen drängten, daß nur ein Teil berücksichtigt werden konnte. Im 18. Jahrhundert, als sich das wirtschaftliche Leben wieder normalisiert hatte, ließ der Andrang dann nach. Gleichwohl war gerade um 1750 eine bedeutende Zunahme der Deutschen beim Militär und bis 1775 der Höhepunkt deutscher Einwanderung⁶⁾ zu beobachten: wohl das Ergebnis gezielter Werbung, die nun auch durch reisende Werbe-Offiziere erfolgte und nicht zufällig genau um diese Zeit auch Süddeutsche für die Ausreise gewann. Schieden die jungen Männer — meist etwa 25jährig — dann aus den Diensten der Gesellschaft aus, so heirateten sie und blieben entweder als Handwerker in Kapstadt oder wurden Farmer im Kapland, indem sie sich ein Stück Land zuweisen ließen: kleinen Eigenbesitz oder eine „Leihfarm“ der Regierung, die später in eine erbliche Eigenfarm umgewandelt wurde. Eheschließungen erfolgten z.T. mit deutschen Mädchen (neben Soldaten und Matrosen gab es auch unmittelbar eingewanderte Deutsche), noch öfter aber mit Holländerinnen, weil damit materielle Vorteile verbunden waren⁷⁾. Die deutsche Sprache kam dann meist rasch außer Gebrauch. Andererseits war auch der Regierung aus politischen

und religiösen Gründen daran gelegen, daß die Deutschen kein kulturelles Sonderdasein entwickelten: Holländisch war einzige Amtssprache, und nur die Annahme des reformierten Glaubens ermöglichte den Zugang zu öffentlichen Ämtern⁸⁾. So gingen die Deutschen, deren Einwanderung zwischen 1748 und 1807 sogar die der Niederländer übertraf⁹⁾, ganz im Kapholländertum auf: „sie waren zufrieden, ihr Auskommen zu haben, und bemühten sich, treue Bürger des Staates zu sein, in welchem sie lebten“¹⁰⁾.

Vergewissert man sich dieser Fakten, so bekommt wie von selbst auch das Leben jenes Hans Jürgen Linde, „who came to the Cape in 1753 from Durlach“, Profil. Der Südafrika-Literatur ist er ebenfalls kein Unbekannter, und was sich bei Werner Schmidt-Pretoria über ihn findet, bestätigt Vermutungen und liest sich wie der „klassische“ Lebenslauf eines Kap-Deutschen des 18. Jahrhunderts: „Hans Georg Linde (oder Linden) aus Durlach traf 1753 als Soldat mit der ‚Leyden‘ ein und wurde im folgenden Jahr Wagenbauer. Am 5. November 1758 nahm er, Bürger geworden, die Kapländerin Catharina Elisabeth Swart zur Frau. Linde wurde Farmer im Swellendambezirk und Ende November 1759 vom Landrat Johannes Andreas Horak zum Signalwärter in den Tigerbergen bestellt. Anfang 1774 passierte die Gesellschaft des schwedischen Reisenden Thunberg seinen Besitz. Die Ehe wurde durch 6 Kinder gesegnet“¹¹⁾. Das von Moritz veröffentlichte „Verzeichnis der zwischen 1652 und 1806 am Kap eingewanderten und eingebürgerten Deutschen“ bestätigt das Datum der Ankunft, des Beginns der Tätigkeit als Wagenbauer, der Bürgerwerdung und der Verheiratung¹²⁾, wozu nur wenig zu ergänzen bleibt. Wie üblich war Linde genau fünf Jahre im Dienst der Gesellschaft, davon vier Jahre — bis 1758 — als Wagenbauer. Soldaten wurden nämlich im Zivildienst auch als Handwerker beschäftigt, bevorzugt beim Wagenbau, nachdem in der sich vergrößern-

den Kolonie ein besonderer Bedarf an Fuhrwerken bestand. Der Erwerb der Bürgerpapiere und die Eheschließung mit einer Holländerin folgten sofort nach der Entlassung, und ebenso die Niederlassung als Farmer im Swellendam-Distrikt.

Auch Linde dürfte damals zwischen 20 und 30 Jahre alt gewesen sein. Sein genaues Geburtsdatum war jedoch nicht, wie es zunächst leicht möglich schien, in Durlach zu ermitteln. Bei Nachforschungen zu Lindes

Kommandant Jacobus Linde als Anführer der Bürgerwehr von Swellendam in der Schlacht am Blauen Berg 1806. Gegen die Engländer, die siegreich blieben, trug Linde letztmals die holländische Trikolore um den Leib. (Aquarell, Drostdy-Museum Swellendam).



Herkunft stellte sich nämlich heraus, daß dieser nicht direkt aus Durlach gestammt haben kann. Darauf war schon Prof. Roller gestoßen, der die Kirchenbücher der evangelischen Pfarrei Durlach bis 1800 familienkundlich ausgewertet hat und aus Presseveröffentlichungen der Zeit um 1900 von Hans Jürgen Linde wußte. In seinem Hauptwerk schreibt Roller: „Einzelne Durlacher Bürgersöhne und -töchter sind wohl weit in die Welt zerstreut worden. So hören wir von solchen, welche sich in Wien, in Genf, in Amsterdam, in Venedig, im Banat ansässig machten. Einer starb sogar in Ostindien, und ein anderer siedelte sich bei den Buren in Südafrika an“¹³). Zu diesem letzteren und zu drei weiteren angeblichen Durlachern in Südafrika, von denen die „Badische Presse“ berichtete¹⁴), stellt Roller jedoch in einer Anmerkung klar, daß nur „Christian Ackermann 1719/20 aus der Stadt Durlach selbst nach Kapland ausgewandert (war). Die anderen scheinen aus dem Amte oder der Markgrafschaft Durlach zu stammen.“ Er übernahm demnach nicht eine Spekulation in sein Buch, der er vorübergehend anhing und die sich in seinen nachgelassenen Materialien zur Durlacher Bevölkerungsgeschichte — jetzt im Generallandesarchiv Karlsruhe — dokumentiert fand. Hier hat Roller auf einer Stammtafel das siebte Kind des Durlacher Hintersassen Simon Linder, der 1699 bei Alt Adam Goldschmied wohnte, mit jenem Hans Jürgen Linde, der 1753 nach Kapstadt ging, zu identifizieren versucht¹⁵). Dieses Kind — ein Sohn — ist nämlich ohne Namen bezeugt und bot sich daher zu dieser Verknüpfung an. Mit Recht hat Roller aber selbst wieder davon Abstand genommen. 1717 als Bub von 4 Jahren genannt, hätte der als Auswanderer Vermutete 1753 immerhin schon 40 Jahre alt sein müssen, und dies widerspricht allem, was man sonst über das Alter der fürs Kapland angeheuerten Soldaten weiß. Da Roller als bester Kenner der Durlacher Kirchenbücher Hans Jürgen Linde auch mit

keiner anderen Familie Linde, Linden oder Linder der Stadt Durlach in Verbindung bringen konnte, bleibt es wohl dabei, daß der Betreffende nur der Herkunft aus Amt oder Markgrafschaft nach ein „Durlacher“ war. Daß er selbst bei der Anwerbung als Soldat Durlach als Herkunftsort genannt hat, widerspricht dem nicht: ob „in“ oder „bei Durlach“ geboren, interessierte ja nicht weiter, und daß man sich in der Ferne eher mit einem größeren Ort identifiziert als mit einem unbekanntem Dorf, ist ja eine allgemein geläufige Tatsache. Ebenso ist mit Roller davon auszugehen, daß in der Fremde der Familienname „Linder“ zu „Linde“ geworden ist, wohl aus Gründen der Aussprache-Erleichterung. Wie durch weitere Kenner der Durlacher Bevölkerungsgeschichte bestätigt wird¹⁶), taucht der Name „Linde“ in Quellen der fraglichen Zeit nie auf. „Linder“ aber ist nicht nur für Durlach¹⁷), sondern für die ganze Markgrafschaft als häufiger Name zu belegen und noch heute im Großraum Karlsruhe nicht selten.

Den entscheidenden Fingerzeig, wo Genaueres zu ermitteln sei, gaben die von Hermann Jacob ausgewerteten Verzeichnisse jener Pflchtigen, die 1709 beim Regierungsantritt Karl Wilhelms von Baden-Durlach dem neuen Landesherrn zu huldigen hatten¹⁸). Träger des Namens Linder wohnten damals in Hagsfeld, Holzen, Welmlingen, Tüllingen, Binzen, Egringen, Kirchen, Maleck und Stein. In der Stadt Durlach fehlte noch der Name, und auch im gleichnamigen Oberamt hat ihn nur Hagsfeld aufzuweisen. Hier waren allerdings gleich drei Linder seßhaft: Hans Andreas (20 Jahre), Hans Konrad (16 Jahre) und Hans Georg (ohne Altersangabe). Hans Georg — amtlich für Hansjörg oder Hans Jürgen — hieß sonst kein Linder in der Markgrafschaft, und wenn man dem verbreiteten Brauch, Namen auf Söhne und Enkel fortzuerben, Bedeutung beimißt, so hat es stark den Anschein, daß der huldigungspflichtige Hans Georg Linder ein direkter

Vorfahre des etwa 1730/35 geborenen und 1753 ausgewanderten Hans Jürgen Linde war! Dieser wäre also aus Hagsfeld gegenüber Durlach, dem gleichnamigen heutigen Stadtteil von Karlsruhe, gebürtig gewesen. Die zum Glück gut über den Krieg gekommenen älteren Kirchenbücher der evangelischen Laurentiuspfarrei Hagsfeld¹⁹⁾ lieferten zu dieser Vermutung jede nur wünschbare Bestätigung. Zwischen 1720 und 1750 ist in Hagsfeld dreimal ein Neugeborener mit dem Familiennamen Linder auf den Vornamen Hans Georg getauft worden: 1721, 1730 und 1750. Nur einer aber taucht nicht mehr im Totenbuch auf und weist auch beim Geburteintrag nicht den üblichen ergänzten Sterbevermerk auf: der 1730, am 21. September, als Sohn des „Hans Jerg Linder, Schmid“ und seiner Ehefrau Magdalena geb. Brombacher zur Welt gekommene²⁰⁾. Dem Alter und dieser Tatsache nach muß es sich um den Gesuchten handeln. Zusammen mit seinem Geburtsdatum haben wir aber zugleich die soziale Herkunft und weiteres zur Familiengeschichte ermittelt.

Der schon 1721 getaufte Hans Georg hatte die gleichen Eltern, war also ein Bruder, jedoch als Kind von zwei Monaten wieder verstorben, so daß der 1730 Geborene noch einmal den gleichen Namen, den Traditionsnamen der Familie, erhalten können. Die Familie zählte zur Handwerkerschicht und war besser gestellt als jene Tagelöhner, die sonst die meisten Auswanderer gestellt haben. Als 1733, am 3. Mai, ein weiterer Sohn — Johann Michael — geboren wurde, ist als Pate u. a. Michael Linder, Bäcker und Wirt zu Knielingen, genannt, und eine Patin Hans Georgs war u. a. die Frau des Hofschmieds Beyer. Der Schmied Hansjörg Linder ließ allerdings seine Kinder früh schon als Waisen zurück: das Totenbuch verzeichnet bereits für den 4. November 1735 sein Ableben²¹⁾. Der heranwachsende Hans Georg bzw. Hans Jürgen könnte jedoch bei dem genannten Verwandten das gleiche Handwerk er-

lernt haben²²⁾, ehe ihn Abenteuerlust — weniger wohl materielle Not — in die Ferne trieb. Daß er sich in Kapstadt zum Wagenbauer eignete, könnte sehr wohl mit dem ursprünglich erlernten Schmiede-Handwerk zusammenhängen. In Hagsfeld ließ er mehrere Verwandte zurück, vor allem seinen Bruder Johann Michael, der es ebenda zum Schultheißen brachte und möglicherweise auch mit dem 1763 genannten Kronenwirt Michael Linder identisch ist. Johann Michael Linder starb in Hagsfeld 1810 an Altersschwäche²³⁾.

Das weitere Schicksal des Hans Georg aber, der sich Hans Jürgen Linde nannte und 1758/59 auf einer Farm bei Swellendam niederließ, kennen wir dann aus der Literatur, aus der oben zitiert wurde. Im Zuge fortschreitender Kolonialisierung war die Kapkolonie in vier Verwaltungsdistrikte eingeteilt worden. Swellendam war ursprünglich nur ein jenseits des Breede Riviers gelegener Außenbezirk des Distriktes Stellenbosch gewesen. Die weitere Expansion der Siedler hatte jedoch 1745 die Erhebung zum selbständigen Distrikt zur Folge gehabt. Als Landdroste wurden vom holländischen Gouverneur in Kapstadt nacheinander deutschstämmige Beamte eingesetzt: so auch der genannte Johannes Andreas Horak, der aus Altdamm in Norddeutschland gebürtig war und dann von 1749 bis 1766 amtierte²⁴⁾. Möglicherweise hat dies die Ansiedlung deutscher Kolonisten begünstigt. Was Linde betrifft, so war eine weitere Bevorzugung die Bestellung zum Signalwärter, d. h. zum Chef einer jener Wachtposten, die die Kolonie vor Überfällen zu schützen hatten — ein entsprechend verantwortungsvolles Amt. Die Landnahme war ja nicht im Niemandsland erfolgt, sondern in zuvor schon von Eingeborenen bewohnten Gebieten. Buschmänner, Hottentotten und an der Ostgrenze Xhosa wurden zurückgedrängt, rächten sich aber durch Überfälle auf die Farmen der Weißen und Viehdiebstähle. Das Leben der Erstsied-

ler war hart und durch eine Serie ständiger Grenzkonflikte bedroht. Hinzu kam später die Bedrohung von außen: 1806 besetzten bekanntlich die Engländer das Kap und setzten hier der holländischen Herrschaft bzw. der inzwischen zur Selbständigkeit gelangten Batavischen Republik für lange Zeit ein Ende. Linde bzw. seine Nachkommen waren in diese Ereignisse mehr als andere hineinverstrickt, und dies ließ es lohnend erscheinen, auch den weiteren Weg dieser „Baderner“ in Südafrika zu verfolgen, wobei sich herausstellen sollte, daß Hans Jürgen Linde der Stammvater einer großen und heute in Südafrika weit verbreiteten Familie war.

Den von C. C. de Villiers zusammengestellten „Geslagsregisters van ou Kaapse Families“²⁵) (Geschlechtsregister alter Kapscher Familien) ist zu entnehmen, daß Hans Jürgen Linde und seiner Frau Elisabeth — die er als Witwe eines Pieter Moolman geheiratet hatte — zwischen 1759 und 1767 sechs Kinder geboren wurden: vier Söhne und zwei Töchter. Von diesen stammen die heute noch in Südafrika lebenden Lindes ab, u. a. der zur sechsten Generation gehörende Johannes Cornelius Linde, Bergwerksingenieur in Johannesburg, dem als Familienforscher zu dem Folgenden wertvollen Hinweise verdankt werden. J. C. Linde machte u. a. darauf aufmerksam, daß nach strenger Landessitte der erstgeborene Sohn stets den Namen des Großvaters väterlicherseits, der zweitgeborene stets den Namen des Großvaters mütterlicherseits erhielt²⁶). Da Lindes ältester Sohn ebenfalls auf Hans Jürgen getauft wurde, dürfte dies nicht nur eine Wiederholung des väterlichen Vornamens gewesen sein, sondern ist als Bestätigung dafür aufzufassen, daß der in Hagsfeld beheimatete Großvater tatsächlich jener oben belegte Hansjörg Linder war, denn auch der zweite Sohn wurde der Tradition entsprechend benannt: Jacobus nach dem Vater der Mutter, Jacobus Swart.

Auf seiner Farm zog der aus Baden gekommene Hans Jürgen Linde Vieh. Noch mehr aber widmete er sich wohl dem Anbau von Getreide, nachdem der Swellendam-Distrikt der wichtigste Getreideproduzent der Kolonie war. 1761 war er schwer krank, denn aus diesem Jahr datiert ein von der Ehefrau veranlaßtes gemeinsames Testament, das aber erst 1775 — nach dem Ableben Lindes oder seiner Frau — der „weeskamer“ (Waisenkammer) vorgelegt wurde zur gesetzlichen Regelung der Erbfolge. Ob es Linde selbst war, der 1775 — dann erst 45 Jahre alt — starb, ist ungesichert, denn sein Sterbedatum konnte bisher nicht ermittelt werden²⁷).

Besser sind wir über den Bürgerkommandanten Jacobus Linde, seinen am 16. November 1760 geborenen zweiten Sohn, informiert, dessen Name in den Geschichtsbüchern Südafrikas verzeichnet ist. Jacobus Linde war Farmer wie sein Vater und besaß die (ererbte?) Farm „Ganzekraal“ im Swellendam-Distrikt: zusammen mit seiner 1782 geheirateten Frau Johanna Francina Groenewald, die dem Namen nach offenbar ebenfalls deutscher Abstammung war. Daneben aber zeichnete sich Jacobus Linde militärisch aus, indem er bei der Bürgerwehr aktiv wurde, die die Kolonisten u. a. in den Distrikten Stellenbosch und Swellendam zu ihrem Schutz ins Leben gerufen hatten. 1804 ist er als Rittmeister der Bürger-Kavallerie von Stellenbosch bezeugt²⁸), und nachdem es ihm in dieser Funktion gelungen war, Verräterei im aus Hottentotten gebildeten Hilfskorps zu unterdrücken, erhielt er am 15. August 1805 vom Gouverneur eine Auszeichnung. Sie wurde in Stellenbosch überreicht, wo er bei einer großen Parade mitwirkte — nun als Rittmeister der Bürger-Kavallerie von Swellendam²⁹). Zu dieser Zeit organisierte die Regierung (der Batavischen Republik) die Landesverteidigung neu und versuchte nicht zuletzt mit Auszeichnungen den Wehrwillen der Siedler zu stärken: gegen die Engländer und deren Griff nach dem Kap.



Jacobus Linde als „Feldkommandant“ im Krieg mit den Eingeborenen. Zeichnungen auf einem Blatt von C. Piazza Smith (Africana Museum and Library Johannesburg, Inv.-Nr. 47/308). Das Frauenporträt ist wohl dasjenige seiner Frau.

Jacobus Lindes große Stunde kam dann 1806, als am 4. Januar die englische Flotte vor Kapstadt vor Anker ging und wenig später unter Generalmajor Baird 6 600 Soldaten an Land setzte. Die Kapländer hatten dagegen nur 1 400 Mann aufzubieten, die jedoch — befehligt von dem holländischen General Janssens — zu entschlossener Gegenwehr bei Kapstadt in Stellung gingen³⁰). Schon am 5. Januar war die Bürger-Kavallerie unter den Rittmeistern Linde und Pieter Human zur Verstärkung in die Stadt gekommen, und bei der Bürgerwehr lag dann auch die Hauptlast der Verteidigung, da die regulären Soldaten der Garnison aus Furcht vor den Engländern z.T. schon vorzeitig auseinanderliefen. Am 8. Januar kam es am Blauen Berg zum Kampf, und die Bürgerwehr mit Jacobus Linde „nahm rühmlichen Anteil... und zeichnete sich durch tapferen Widerstand aus“³¹). Gleichwohl setzte sich die Übermacht der Engländer durch, 337 Kapländer verloren ihr Leben, und beim Rück-

zug nach Rietvley verringerte sich die Heimwehr durch Desertation auf 500 Mann. Kapstadt kapitulierte, und bis zum 10. Januar kam die totale Kapitulation weiterem Blutvergießen zuvor. Die geschichtliche Bedeutung der mit Lindes Namen verbundenen Schlacht liegt u. a. darin, daß von hier aus die Entstehung des heutigen Landes Südafrika datiert, denn erst um englischer Unterdrückung zu entgehen, machten sich ab 1834 die Buren auf den großen Treck und eroberten von den Zulus die nordöstlichen Gebiete.

1806 wurden die Bürger von den neuen Herren des Landes eidlich auf die Treue zum englischen König verpflichtet, behielten aber ihren Besitz und größtenteils auch etwaige Ämter. Jacobus Linde blieb entsprechend Bürgerkommandant, bis zu seinem 80. Lebensjahr sogar, und neue Aufgaben stellten ihm die sogenannten „Kaffernkriege“ gegen die „Kaffern“, d.h. die Xhosa an der Ostgrenze der Kolonie. Schon 1799 hatte es wieder schwere Spannungen gegeben, als der

zeitweise als Grenze respektierte Große Fischfluß von den Weißen überschritten, von den Xhosa aber zurückerobert wurde, und schon 1803 war daraufhin eine Gesandtschaft, der auch Linde angehört hatte, zu den Xhosa-Häuptlingen zu Verhandlungen geschickt worden³²). Die Interessenkonflikte eskalierten jedoch zu nicht weniger als sechs „Kaffernkriegen“, unter denen beide Seiten schwer zu leiden hatten. Ein großer Viehraub unter Häuptling Hintsa führte zum sechsten „Kaffernkrieg“: die Bürger bewaffneten sich und setzten mit Kommandant Linde an der Spitze derer von Swellendam den Eingeborenen militärisch zu³³). Hintsa kam daraufhin am 29. April 1835 ins englische Lager und bat um Frieden, der unter der Bedingung gewährt wurde, daß das geraubte Vieh zurückgegeben werde. Wenig später wurde Hintsa jedoch erschossen: wie es heißt bei einem Fluchtversuch, als er eine Truppenabteilung zum Vieh führen sollte. Daraufhin kam es mit seinem Nachfolger Krelü zum Friedensschluß.

Für seine Verdienste in den sechs Kriegen erhielt Linde zu seiner Farm „Ganzekraal“ noch die Farmen „Bloemskraal“ und „Oudekraal“ hinzu³⁴). Auf der letzteren — am Kornland-Fluß gelegen und heute zu dem Ort Riviersonderend bei Swellendam gehörig — starb er, 83jährig, am 2. Mai 1843 und wurde auch dort auf dem Familienfriedhof begraben. Im Museum zu Swellendam erinnern an ihn sein Porträt, Waffen und Möbel aus seinem Besitz sowie eine Wagentruhe³⁵).

Aus der Ehe des Jacobus Linde waren zehn Kinder hervorgegangen³⁶). Sein dritter Sohn Johannes Christoffel (geb. 1799), genannt Jan und Bürgerkommandant wie der Vater, erbte die in „Leeukraal“ umbenannte Farm „Bloemskraal“. Hier — und auf „Ganzekraal“ — leben noch heute Nachkommen, die jedoch den Namen Beyers führen: Jan Linde hatte nur eine Tochter, Isabella Maria, die Jacob Hendrik Beyers heiratete. Die heu-

tigen Besitzer von „Lindeshof“ — so heißt der Gesamtbesitz — sind dessen Enkel.

Durch Jan Lindes Brüder und Onkel verbreiteten sich die Familie und der Name jedoch in ganz Südafrika³⁷). Zwei Hauptlinien werden heute unterschieden: die „Swellendammers“, die in der Kap-Provinz siedeln, und die „Vrystaters“, die hauptsächlich um Bloemfontein in der Provinz Oranje-Freistaat wohnen. Die Lindes sind in der Landwirtschaft, beim Weinbau, in der Industrie, in akademischen Berufen usw. tätig. Ein starkes Familiengefühl hält sie zusammen, so daß neuerdings auf Vereinsbasis auch ein „Lindefamilienbund“ gegründet und ein Familienwappen — es zeigt einen Schild mit drei Lindenblättern — eingeführt werden konnten. J. C. Linde in Johannesburg läßt regelmäßig einen Familienbrief ausgehen und bereitet ein zweibändiges Werk zur Geschichte der Familie und aller ihrer Glieder vor. Mit sich verstärkendem Interesse richtet sich der Blick vom Heute in die Vergangenheit. So wurde am 17. September 1961 auch feierlich ein Gedenkstein auf dem zuvor vernachlässigten Grab der beiden Kommandanten Jacobus und Jan Linde errichtet, und der Familienbund hat als eine seiner Aufgaben formuliert, den deutschen Ursprung der Familie zu erforschen und Kontakte nach Deutschland zu knüpfen. Man trifft auf die gleichen Bestrebungen auch in anderen alten Familien Südafrikas, auf ein Zusammenrücken gerade zur gegenwärtigen Zeit und auf ein Wissensbedürfnis, das gegen geforderte Veränderungen auch familiäre Traditionen aufbietet. Davon unabhängig bleibt es Aufgabe der Auswandererforschung, zum Verständnis des in Südafrika Gewordenen beizutragen und dazu auch familiengeschichtliche Informationen zu sammeln.

Anmerkungen:

1) Vgl. M. E. und A. Rothman, *The Drosty at Swellendam*, Revised Edition by *Mary Alexander Cook*, Swellendam 1974.

²⁾ Dazu *Eduard Moritz*, Die Deutschen am Kap unter holländischer Herrschaft 1652–1806 (= Die Deutsche Leistung in der Welt, Bd. 3), Weimar 1938; *Werner Schmidt-Pretoria*, Der Kulturanteil des Deutschtums am Aufbau des Burenvolkes (= Sonderveröffentlichung II der Geographischen Gesellschaft zu Hannover), Hannover 1938; *Oskar Hintrager*, Geschichte von Südafrika, München 1952, S. 38 ff.

³⁾ *Gaston Mayer*, Johann Michael Elser (1742–1799), ein erfolgreicher Spöcker Auswanderer, in: *Badische Heimat* 55 (1975), S. 99–102.

⁴⁾ Siehe vor allem *Christoffel Coetzee de Villiers*, Geslacht-Register der oude Kaapsche Familien (hrsg. von *G. M. Thael*), 3 Teile, Kapstadt 1893. Auf diesem Werk fußt *H. T. Colenbrander*, De Afkomst de Boeren (hrsg. vom Allniederländischen Verband), 1902, der außerdem die Musterrollen der Zivilbeamten und Soldaten der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft ausgewertet hat und ein namentliches Verzeichnis des „Stammeltern“ (aller mit Kindern gesegneten Eheleute) des Kaplandes von 1657 an gibt: mit Angabe der ursprünglichen Nationalität, des Tages der Eheschließung und der Kinderzahl. Zu beiden Werken vgl. *Max Gerstenbauer*, Entstehung des niederdeutschen Volksstammes in Südafrika, in: *Deutsche Erde* 2 (1903), S. 4–7 (ein allerdings nationalistischer Versuch, den überlegenen Anteil deutschen „Blutes“ herauszustellen). Siehe auch *Moritz* (wie Anm. 12).

⁵⁾ Zu Wieser und Anreith siehe *Moritz* (wie Anm. 2), S. 86 und 269 f. (Eine größere Arbeit über Anreith ist geplant.)

⁶⁾ *Moritz* (wie Anm. 2), S. 81.

⁷⁾ Ebenda, S. 98.

⁸⁾ Ebenda, S. 107 f.

⁹⁾ Genauere Zahlen bei *Gerstenbauer* (wie Anm. 4), S. 6: zwischen 1748 und 1777 kamen 167 Niederländer und 356 Reichsdeutsche, zwischen 1778 und 1807 betrug das Verhältnis 192 zu 268.

¹⁰⁾ *Moritz* (wie Anm. 2), Einleitung.

¹¹⁾ *Schmidt-Pretoria* (wie Anm. 2), S. 139. Zu Thunberg — einem Botaniker, der 1772/75 am Kap drei Forschungsreisen unternahm und offenbar in seinen Reiseberichten einen Besuch auf Lindes Farm erwähnt — vgl. *Moritz* (wie Anm. 2), S. 281 f.

¹²⁾ *Eduard Moritz*, Verzeichnis der zwischen 1652 und 1806 am Kap eingewanderten und eingebürgerten Deutschen. Schluß, in: *Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums* 11 (1936), S. 219–258, hier S. 232 (*Moritz* stützt sich auf de Villiers, Colenbrander und weitere ältere Literatur sowie eigene Erhebungen im Haag für die Zeit bis 1752.)

¹³⁾ *Otto Konrad Roller*, Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert in ihren wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen, dargestellt aus ihren Stammtafeln, Karlsruhe 1907, S. 63 f.

¹⁴⁾ In Anm. 2 bezieht sich Roller auf „Bad. Presse 1903 Nr. 136“, jedoch sind die Zahlen verdruckt oder falsch zitiert, da sich in der genannten Ausgabe nichts über Auswanderer findet. So die freundl. Auskunft von Ernst Schneider, Stadtarchiv Karlsruhe, durch Brief vom 20. 4. 1977.

¹⁵⁾ Freundl. Auskunft des Generallandesarchivs Karlsruhe aus dem Bestand Nachlaß Roller durch Brief vom 18. 2. 1980.

¹⁶⁾ So Ernst Schneider, Stadtarchiv Karlsruhe, der sich in mehreren Arbeiten mit der Durlacher Bevölkerungsgeschichte, vor allem mit Bürgeraufnahmen, Hintersassen und Einwanderungen, beschäftigt hat. Vgl. *dens.*, Einwanderungen nach Durlach von 1700–1800, in: *Badische Familienkunde* 7 (1964), S. 1–46; Zur Bevölkerungsgeschichte von Stadt und Amt Durlach zu Ende des 17. Jahrhunderts, ebenda 9 (1966), S. 11–31; Durlacher Hintersassen 1664–1800, ebenda 11 (1968), S. 1–57.

¹⁷⁾ Mitteilung von Ernst Schneider aufgrund der in Anm. 16 genannten Arbeiten. *Roller* (wie Anm. 13) belegt den Namen „Linder“ in seiner Tabelle der Durlacher Einwohner des Jahres 1766: Johann Andreas Linder, Pflasterer; Michel Linder, Tagelöhner.

¹⁸⁾ *Hermann Jacob*, Einwohnerbuch der Markgrafschaft Baden-Durlach im Jahre 1709, Schopfheim 1935. Zu Hagsfeld hier S. 31.

¹⁹⁾ Nachgewiesen bei *Hermann Franz*. Die Kirchenbücher in Baden (= Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Heft 4), 3. Aufl. Karlsruhe 1957, S. 148. Die Bücher werden im Hagsfelder Pfarramt aufbewahrt. Herrn Pfarrer Hartmann gilt bester Dank für die Erlaubnis zur Benutzung.

²⁰⁾ Kirchenbuch der evangelisch-protestantischen Pfarrey Hagsfeld und des dazu gehörigen Filialortes Rintheim, Nro. III oder Dritter Band, Vom Jahr 1720 bis 1739, Taufbuch-Teil S. 88.

²¹⁾ Ebenda, Totenbuch-Teil S. 46 (ohne Angabe der Todesursache und des Alters).

²²⁾ Johann Beyer war als „Hoffschmid“ (= Hof-, nicht Hufschmied) vielleicht in Durlach ansässig. Ob Linder von dort aus als „Durlacher“ nach Südafrika gegangen ist?

²³⁾ Die Geburt im Kirchenbuch Bd. III (wie Anm. 20), Taufbuch-Teil S. 109, das Ableben in: Kirchenbuch für die Gemeinde Hagsfeld, Band IV, angefangen im Jahr Christi 1794, Totenbuch-Teil S. 28.

²⁴⁾ *Moritz* (wie Anm. 2), S. 108 f.; *Schmidt-Pretoria* (wie Anm. 2), S. 106.

²⁵⁾ Vgl. Anm. 4. Uns stand eine Fotokopie aus einem überarbeiteten Nachdruck zur Verfügung: *De Villiers* und *Pama*, Geslagsregisters van ou Kaapse Families, Vol. II, 1966, S. 476 f. („Linde“).

²⁶⁾ Brief vom 18. 4. 1980.

²⁷⁾ Freundl. Mitteilungen von Herrn J. C. Linde, Johannesburg, durch Brief vom 18. 4. 1980. Dazu auch das Familienblatt „Linde-Nuusbrief“ Nr. 2 vom 25. 11. 1979 mit einer Fotokopie aus Lindes Testament.

²⁸⁾ *Moritz* (wie Anm. 2), S. 342.

²⁹⁾ Ebenda, S. 338.

³⁰⁾ Dazu *Moritz* (wie Anm. 2), S. 331 und 338 f. sowie *Hintrager* (wie Anm. 2), S. 129 f.

³¹⁾ *Moritz* (wie Anm. 2), S. 338.

³²⁾ Ebenda, S. 176.

³³⁾ *Hintrager* (wie Anm. 2), S. 159, mit Verweis auf *Eduard Moritz*, Die deutsche Einwanderung in die niederländische Kapkolonie, Stuttgart 1943, S. 130. Vgl. auch *Rothmann/Cook* (wie Anm. 1), S. 37.

³⁴⁾ Freundl. Mitteilung von Herrn J. C. Linde, Johannesburg, durch Brief vom 13. 2. 1980.

³⁵⁾ *Rothmann/Cook* (wie Anm. 1), S. 37: „His wagon chest stands in the Court Room, and also the German Bible of his father; elsewhere are to be seen his butter dish, his pistol and his beautifully ornamented powder horn; his heavy square wardrobe of solid stinkwood stands in the Landdrost's Office. — His son, Commandant Jan Linde, led the Swellendam Commando in the War of Axe in 1847. The handsome granadilla-patterned dinner service in the dining-room belonged to him.“ Dem Drostdy-Museum Swellendam bzw. den Kuratoren Cochrane und Bubb hat der Verfasser ebenfalls für Auskünfte und die anbei veröffentlichten Fotos zu danken, außerdem für die Fotokopie einer Generalorder, ausgestellt am 5. Juli 1846 von Kommandant J. C. Linde.

³⁶⁾ Vgl. *de Villiers* und *Pama* (wie Anm. 25), S. 476.

³⁷⁾ Die folgenden Mitteilungen nach den in Anm. 27 und 34 genannten Briefen J. C. Lindes.

Johann Baptist Alzog

Ein bedeutender Freiburger Kirchenhistoriker

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Das wohl am heftigsten umstrittene Thema des Ersten Vatikanischen Konzils (1869—1870) war das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubensentscheidungen. Als diese Verkündigung in der ersten Fassung bei der Kommission der dogmatischen Theologie, die unter der Leitung des Kardinals Bilio stand, vorgetragen wurde, war der Freiburger Kirchenhistoriker Johann Baptist Alzog der einzige Konsultor (wissenschaftlicher Berater), der gegen sie stimmte. Das andere deutsche Mitglied der Kommission, der Würzburger Dogmatiker Franz Hettinger, hatte seinem Landsmann darin keine Gefolgschaft geleistet. Vom beginnenden Winter 1868 bis gegen Mitte des Jahres 1869 war Alzog vom Senat der Universität Freiburg beurlaubt worden, um als Konsultor an der Vorbereitung dieses Konzils in Rom mitzuwirken. Diesem ehrenvollen Auftrag durch Papst Pius IX. unterzog sich der Freiburger Theologe mit großer Gewissenhaftigkeit. Die Berufung zu diesem Ehrenamt war zugleich ein sichtbares Zeichen, welchen Ansehens sich Alzog auch in der Öffentlichkeit erfreuen konnte.

Das Licht der Welt erblickte Johann Baptist Alzog am 29. Juni 1808 in Ohlau (Schlesien) als Sohn des Rotgerbers Joseph Alzog und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Schubert. Nach anfänglichem Volksschulbesuch in seinem Heimatort absolvierte er seit 1822 bis zur Reifeprüfung 1827 das Gymnasium in Brieg. Dem nachfolgenden Studium der katholischen Theologie widmete sich der junge Mann an den Universitäten Breslau 1828—1829 und Bonn 1829—1831 sowie 1833—1834. Um seine bescheidenen finan-



Johann Baptist Alzog (1808—1878)

ziellen Mittel etwas aufzubessern, betätigte sich Alzog zwischenzeitlich 1830—1833 in Aachen als Hauslehrer, ehe er schließlich am 4. Juli 1834 in Köln die Priesterweihe empfing. Mit einem Thema über die Prinzipien der katholischen Schriftauslegung brachte er am 28. Februar 1835 mit der Promotion zum Doktor der Theologie an der Universität Münster sein Studium zum Abschluß.

Unmittelbar danach wurde er als Professor der Kirchengeschichte und Exegese an das Priesterseminar nach Posen berufen. In dem

damals ausbrechenden Mischehrestreit mit der preußischen Regierung unterstützte er nachdrücklich den Erzbischof von Gnesen-Posen Martin von Dunin, der deshalb 1839—1840 in Kolberg mit Festungshaft bestraft wurde. Im Jahre 1841 veröffentlichte Alzog die erste Auflage seines Lehrbuchs der Universalgeschichte der christlichen Kirche, das mehrfach in späteren Ausgaben im Titel geändert wurde, und das schließlich als zwei-bändiges Werk nach seinem Tode in der 10. Auflage im Jahre 1882 durch Franz Xaver Kraus seine letzte Veröffentlichung erfuhr. Als Folge dieser allgemein beachteten Publikation erhielt Alzog 1844 einen Ruf als Professor, Domkapitular und Regens an das Priesterseminar Hildesheim. Im Auftrage seines dortigen Bischofs Jakob Joseph Wandt referierte Alzog im Jahre 1848 auf der ersten deutschen Bischofskonferenz in Würzburg. Hierdurch wurde er auch in theologischen Kreisen Süddeutschlands bekannt, zumal er im folgenden Jahr 1849 ein „Katholisches Gebet-, Gesang- und Betrachtungsbuch“ herausbrachte und sein obenerwähntes Hauptwerk bis 1850 schon 5 Auflagen erlebt hatte. Ebenso war er schon früher 1830—1831 an einer theologischen Monatschrift und am Aschbachschen Allgemeinen Kirchenlexikon als Mitarbeiter beteiligt. So war es nicht weiter verwunderlich, daß Johann Baptist Alzog — mit dem Titel eines Geistlichen Rats — im Jahre 1853 auf den freigewordenen Lehrstuhl für katholische Kirchengeschichte an die Universität Freiburg berufen wurde. In Freiburg entfaltete er alsbald eine äußerst fruchtbare und vielseitige Tätigkeit. Zunächst erschien seine am 4. März 1854 gehaltene offizielle Antrittsrede im Druck, nachdem er mit den eigentlichen Vorlesungen bereits am 18. Oktober 1853 begonnen hatte. In gewissen regelmäßigen Abständen förderte er sein genanntes Handbuch der Kirchengeschichte — es ständig erweiternd und verbessernd — bis zu einer 9. Auflage im Jahr 1872, die auch ins Französische,

Spanische, Italienische, Portugiesische, Tschechische, Polnische, Englische und Armenische übersetzt wurde. Als Beitrag zum 400jährigen Freiburger Universitätsjubiläum behandelte er 1857 in einer Veröffentlichung das Verhältnis der griechischen und römischen Literatur zur christlichen Theologie. Zusammen mit dem bekannten Kirchenhistoriker Johann Joseph Ignaz von Döllinger und dem Alttestamentler, Orientalisten, Benediktiner und späteren Bischof von Speyer (1872—1876) Daniel Bonifatius von Haneberg unterzeichnete Alzog 1863 einen Aufruf zu einer katholischen Gelehrtenversammlung nach München.

Sein zweites Hauptwerk „Grundriß der Patrologie oder der älteren christlichen Literaturgeschichte“ erschien erstmals 1866 und brachte es nach seinem Tode noch zu einer 4. Auflage im Jahre 1888. Die noch von ihm bearbeitete 3. Auflage, erschienen 1876, wurde übrigens auch ins Französische übersetzt.

Alzog gehörte auch dem Komitee an, das die Gründung des seit 1865 herausgekommenen Freiburger Diözesan-Archivs betrieb. Außerdem redigierte er die beiden ersten Jahrgänge, des von ihm veranlaßten, am 4. Juli 1857 ins Leben gerufenen „Freiburger Katholischen Kirchenblatts“. Zahlreich waren die kirchengeschichtlichen Aufsätze und Arbeiten, mit denen Johann Baptist Alzog an die Öffentlichkeit trat. So finden wir z. B. im Freiburger Diözesan-Archiv u. a. Abhandlungen über den Kappelrodecker Pfarrer Nikolaus Weislinger aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, über das „Raisbüchlein“ (Itinerarium) des Konventuals des Zisterzienserklosters Tennenbach Konrad Burger (1641—1678) und über die deutschen Plenarien (Handpostillen) im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Großen Anteil hatte er auch an der Herausgabe der 1860 erschienenen Geschichte der Herrschaft Ebringen des Paters Ildephons v. Arx und an einer patristischen Untersuchungen dienenden Textaus-

gabe des Gregor von Nazianz. Letztere kam 1858 in Freiburg heraus und erlebte im Jahre 1869 eine zweite Auflage.

Als Fachgelehrter zählte man ihn zu der katholischen kirchengeschichtlichen Schule, die auf die Persönlichkeit des gebürtigen Württembergers und bereits mit 42 Jahren 1838 in München verstorbenen Johann Adam Möhler zurückgeht. Auch an der Gründung des Christlichen Kunstvereins für die Erzdiözese Freiburg war Alzog, der nebenbei vom Erzbischof Hermann von Vicari zum Mitglied der Konvikskommission ernannt wurde, sehr aktiv beteiligt.

Nach ungefähr knapp halbjähriger Abwesenheit in Rom zur Mitwirkung an der Vorbereitung des Ersten Vatikanischen Konzils begann Alzog gegen Ende Mai 1869 wieder mit seiner Freiburger Lehrtätigkeit. Hatte er zuvor 1850 schon eine österreichische goldene Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst erhalten, so ehrte ihn jetzt am 17. Juni 1870 auch die badische Regierung durch die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des

Ordens vom Zähringer Löwen. Als im Jahre 1876 der Philosophieprofessor und spätere Reichskanzler Georg von Hertling die Görresgesellschaft gründete, wurde er hierbei auch aktiv von Alzog unterstützt. Durch sein maßvolles Urteil und durch seine besonnene Geisteshaltung verfügte Alzog in der Gelehrtenwelt über einen beachtlichen Freundeskreis.

Am 28. Februar 1878 erlitt Johann Baptist Alzog einen Schlaganfall, dem er am 1. März 1878 — nach seinen Personalakten nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr — erlag. Bei der offiziellen akademischen Totenfeier an der Universität Freiburg hielt am 4. Februar 1879 Alzogs Nachfolger auf dem Lehrstuhl Franz Xaver Kraus die Gedächtnisrede. Die umfangreiche Bibliothek des Verstorbenen erwarb auf einer öffentlichen Auktion der Regensburger Buchhändler und Antiquar Koppenrath. Auch die Katholiken Schlesiens gedachten später in einer Erinnerungsschrift ihres verewigten Landsmannes.

NEUERSCHEINUNG



Friedrich Wielandt
Joachim Zeitz

DIE MEDAILLEN DES HAUSES BADEN

*Denkmünzen zur Geschichte des zähringen-badischen
Fürstenhauses aus der Zeit von 1499 bis 1871*

Der Gesamtumfang dieses Bandes beträgt 212 Seiten mit 321 Medaillenabbildungen und 46 Fürstenbildnissen. Das Werk hat einen Leinwandeinband mit Schutzumschlag im Querformat 34 x 25,5 cm und kostet DM 154,—
ISBN 3 7650 9015 8

Gliederung

Gesamthaus Baden / Die bernhardinische oder baden-badische Linie / Die Ernestinische oder baden-durlachische Linie

Dieses hervorragend ausgestattete, vom Format und von der Typographie her gleichermaßen aparte Buch ist das eindrucksvolle Ergebnis einer vor nahezu zehn Jahren begonnenen Zusammenarbeit der beiden Autoren. Friedrich Wielandt, langjähriger Leiter des Karlsruher Münzkabinetts und auch als Publizist weithin bekannter Numismatiker, hat gemeinsam mit Joachim Zeitz, begeisterter Sammler und Liebhaber vornehmlich badischer Medaillen, einen reich bebilderten Katalog geschaffen, der zweifellos als Standardliteratur zu gelten hat. Er stellt den ersten Teil des zweibändig konzipierten Medaillenwerks zur Geschichte des zähringen-badischen Fürstenhauses dar.

Das Werk ist reich illustriert. Die 332 katalogisierten Stücke werden fast vollständig abgebildet, mindestens in Originalgröße und mit beiden Seiten, sofern es nicht nur einen Avers gibt. Den Wiedergaben

liegen ausgezeichnete Fotos zugrunde. Aufnahmen von hervorragend erhaltenen Objekten, die größtenteils zu den Beständen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe zählen. Neben die erläuternden historischen und biographischen Bemerkungen zu den Persönlichkeiten, deren Konterfei die Medaillen tragen, sind entsprechende Porträts aus anderen Bereichen der bildenden Kunst gestellt...

Geldgeschichtliche Nachrichten, Januar 1980, Heft Nr. 75

... Mit der fotografisch wie drucktechnisch ausgezeichneten Wiedergabe der Medaillen und mit seiner typografisch hervorragenden Aufmachung könnte das badische Medaillenwerk zum Vorbild für ähnliche Bücher werden, die nicht nur den Ansprüchen der Wissenschaft und des Sammlers genügen sollen, sondern auch dem allgemein historisch und Kunstinteressierten den Zugang zu dieser Welt der großen Kleinkunst eröffnen wollen.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. März 1980

VERLAG G. BRAUN

KARL-FRIEDRICH-STR. 14-18
7500 KARLSRUHE 1



Caritaspräsident Albert Stehlin (1900—1969)

Skizze eines Priesterlebens im Dienste am Menschen

Albert Bissinger, Ettlingen/Freiburg

„Ich möchte wünschen, daß die Erinnerung an mich, wo immer sie lebendig wird, auch die Erinnerung weckt an die Mahnungen des Apostels, ‚daß wir immer seien zum Lobe seiner Herrlichkeit‘ (Eph 1,12) und ‚als Gottes Auserwählte, Heilige und Geliebte herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut, Geduld anziehen‘ (Kol 3,12). Und möchten viele als ein Vermächtnis das Wort aufnehmen, das ich als mein Leitwort vor Augen zu haben, mich bemühte: ‚Es ist aber die Geduld die Vollendung der Liebe‘ (St. Ambrosius).“ Das sind Sätze aus dem Testament des Priesters *Albert Stehlin*, der in den Morgenstunden des Fronleichnamstages 1969 (5. 6. 1969) als Präsident des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg i. Br. starb. Er schrieb sie etwa zwei Jahre vor seinem Tod nieder. Die Paulusworte und das Ambrosiuswort stellen das Programm eines Lebens dar, das sich als von Gott zum Dienst am Menschen gerufen verstand. Das Leitwort greift die Paulusworte nochmals auf und faßt sie zusammen. Albert Stehlin, der sich ein Priesterleben lang darum mühte, Geduld mit den ihm Begegnenden, den ihm Aufgetragenen zu haben, wurde in seinem schweren Leiden und in der Annahme des sich anzeigenden Heimgangs diese Geduld mit sich selber dann aber verlangt. Diese letzte Geduld mit sich selbst forderte das ganze existentielle Ja eines fühlbaren Menschen zum aufgetragenen Leiden und das gläubige Vertrauen einer starken Priesterpersönlichkeit in die liebende Güte Gottes.

Albert Adolf Stehlin wurde am 24. Juli 1900 in der damaligen Residenzstadt Karlsruhe als Sohn des Hauptlehrers Karl Stehlin und der



Albert Stehlin (1900—1969)

Archiv Deutscher Caritasverband

Melanie geb. Schaier geboren. Der Vater stammte aus Niederhausen, Amt Emmendingen, die Mutter aus Jöhlingen bei Durlach. Nach dem Besuch der Unterstufe der Volksschule wurde er 1910 in das damalige Großherzogliche Badische Gymnasium in Karlsruhe aufgenommen. Am 21. Juni 1919 wurde Albert Stehlin das Reifezeugnis zuerkannt „und seine Entlassung mit den besten Wünschen für das von ihm gewählte Studium der Naturwissenschaften ausgesprochen“. Ob hier ein Versehen vorlag oder ob Stehlin sei-

nen Entschluß geändert hat? Auf jeden Fall begann Stehlin im Herbst dann in Freiburg i. Br. an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität das Studium der Katholischen Theologie. Vom Oktober 1921 bis April 1922 war er als Kandidat der Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster immatrikuliert. Bis Juli 1923 setzte er sein Studium dann wieder in Freiburg fort. Stehlin war 1919 in das Erzbischöfliche Theologische Konvikt in Freiburg i. Br. aufgenommen worden und studierte wie üblich während zur sogenannten „Externitas“ an einer auswärtigen Universität.

Der Vater war 1919 Rektor der Städtischen Schulen. Nach dem Ersten Weltkrieg leitete Rektor Karl Stehlin die sogenannte Kindererholungsfürsorge der Stadt Karlsruhe. Vielleicht ließ diese Sorge des Vaters für die durch die letzten Kriegsjahre und ersten Jahre nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches geschwächten Kinder erste Neigungen des Sohnes für soziales Engagement entstehen. Als Student der Theologie ließ sich Albert Stehlin von dem damaligen Caritas-Rektor Walter Baumeister, Karlsruhe, in verschiedene caritative Arbeitsgebiete einführen. Die Vorsteher im Theologischen Konvikt wurden aufmerksam auf seinen „ausgesprochenen Blick für's Leben“. Dabei war Stehlin auch musikalisch begabt, spielte Klavier und Orgel.

Prägend für Albert Stehlin war der „Quickborn“. Dieser 1909 aus katholischen abstinente Schülerzirkeln entstandene Bund nannte sich seit 1913 Quickborn. Der Name schon war Programm. Eine Quelle neuer Lebensformung sollte erschlossen werden. Der Quickborn verband Ideale der sogenannten Jugendbewegung mit katholischer Lebensgestaltung. Der Bund verstand sich selbst als „Lebensbewegung katholischer deutscher Menschen, die in entschiedener, wahrhaftiger und nüchterner Haltung in Volk und Kirche stehen“. 1921 zählte Quickborn 7000 Mitglieder. Untrennbar verbunden mit allem,

was Quickborn ausmachte, sind Burg Rothenfels am Main, Professor Romano Guardini und die von ihm begründete sogenannte „Liturgische Bewegung“, die entscheidenden Einfluß auf das II. Vatikanische Konzil mit seiner Liturgiereform ausübte. Man darf wohl sagen, daß diese Prägung durch die Jugendbewegung im Quickborn Stehlin sein ganzes Leben hindurch anzumerken war, nicht zuletzt auch in seiner äußeren Erscheinung, die immer irgendwie jung blieb. Sicherlich wurde im Quickborn Stehlin's Blick für's Leben und seine Berufung, Gott in den Menschen zu dienen, entscheidend mitgeweckt.

Albert Stehlin wurde wenige Tage vor der Vollendung des 24. Lebensjahres am 6. Juli 1924 nach Absolvierung des Seminarjahres in St. Peter zum Priester geweiht. Vikarsjahre in Ladenburg, Pforzheim St. Franziskus, und Mannheim-Neckarau folgten. Als Vikar mühte er sich als guter Organisator um die katholischen Vereine. Dabei „lagen“ ihm natürlich besonders Kreuzbund, Quickborn und Jungborn. Im Dezember 1930 kam er wiederum als Vikar nach Pforzheim St. Franziskus. Etwa ein Vierteljahr später wurde er dort Caritasrektor. Er leitete neun Jahre lang das Caritassekretariat in Pforzheim. Stehlin war hier richtig in seinem Element. Seine Begabung als Redner und Prediger im priesterlichen Dienst wurde geschätzt.

Eine weitere Wurzel der Priesterpersönlichkeit Albert Stehlins lag in seiner Verbindung mit der Christkönigsgesellschaft vom Weißen Kreuz in Meitingen bei Augsburg. Ihr Generalleiter Dr. Max Josef Metzger, der aus unserer Erzdiözese stammte und Freiburger Diözesanpriester war, starb als Märtyrer wegen eines von ihm verfaßten Friedensmemorandums am 17. April 1944 in Brandenburg-Görden durch Enthaupten. Die Nationalsozialisten, die er bekämpft hatte, warfen ihm „Hochverrat und Feindbegünstigung“ vor. In Meitingen war ein Zentrum der

„Una-Sancta-Bewegung“, deren Mitbegründer Dr. Max Josef Metzger war, entstanden. Albert Stehlin, so schreibt Dr. Max Josef Metzger im Sommer 1930 an den Erzbischof von Freiburg, war seit seiner Theologenzeit stilles Mitglied der Christkönigsgesellschaft. Er stieß zu ihr, weil ihn die Gesellschaft mit ihrem neuzeitlichen religiösen Programm stark faszinierte und weil er für sein Priestertum einen starken apostolischen Antrieb aus dieser Zugehörigkeit erwartete. Dr. Metzger schilderte, daß er selber Zeuge davon ist, wie Albert Stehlin „in diesen Jahren darum gerungen hat, sich über seinen persönlichen Beruf immer klarer zu werden und wie er schließlich davon durchdrungen wurde, daß dieser, ganz unabhängig von einer bestimmten Stellung, gerade in der Verwirklichung des religiösen Gemeinschaftsideals liege, das wir zu realisieren trachten“. Erzbischof Dr. Fritz entsprach damals der Bitte von Dr. Metzger nicht, Stehlin für die Leitung einer der Trinkerheilanstalten der Gesellschaft freizustellen, obwohl Dr. Metzger gerade den Mangel an priesterlichen Mitarbeitern und Führungskräften im Dienste der Caritas und Katholischen Aktion schilderte. Nach vier Jahren (1934) bemühte sich Dr. Metzger nochmals, Albert Stehlin, der inzwischen wertvolle Caritasarbeit in Pforzheim geleistet hatte, für seine Stellvertretung und als Geistlichen Direktor für Meitingen zu gewinnen. Stehlin wäre wohl gerne nach dort gegangen, wo viele Aufgaben auf ihn warteten. Dr. Metzger verwies auf seine Beanspruchung in der Gesamtleitung und in den Anstalten in Oberschlesien sowie im Studentenrat Ulrichsbrunn bei Graz. Vom Kommen Stehlins nach Meitingen versprach sich Dr. Metzger eine besonders bedeutsame Hilfe für die Weiterentwicklung seines Werkes, „insbesondere für die planmäßige Erziehung von Laienaposteln, die wir als unsere Hauptaufgabe ansehen“. Doch die Kirchenbehörde konnte wiederum mit Blick auf den Priestermangel in der Erzdiözese sich nicht entschließen, Steh-

lin freizugeben. Albert Stehlin entwarf 25 Jahre später anlässlich der Überführung der Gebeine des Blutzeugen nach Meitingen und ihrer Beisetzung dort folgendes Bild seines Freundes Max Josef Metzger, genannt Bruder Paulus:

„Als konkretes Ziel schwebte ihm nach seinen eigenen Worten (aus seinem Brief von Allerseelen 1943, also schon nach seiner Verurteilung) vor: Planmäßige Erziehung einer wesentlichen Christusjüngerschaft, urchristliche Opfer- und Liebesbewegung, geisterfüllte Apostolatsbewegung, und dies alles auf dem Grund einer Neubesinnung auf das Gotteswort und das Sakrament des Herrn, also biblisch-liturgische Bewegung... Auf diesem Grund dann Mitarbeit an der Lösung der großen Weltaufgaben bei der Begründung einer wahrhaften innerstaatlichen und zwischenstaatlichen Ordnung, nicht zuletzt durch all das Verwirklichung der UNA SANCTA, wie sie der Herr will, wie sie die Kirche braucht.“

Stehlin umreißt hier auch die Intention seines eigenen Lebens, die er seinen Freund Dr. Metzger im Leben und Sterben verwirklichen sah. Sicherlich verlangte die Entscheidung der Kirchenbehörde, ihn nicht mit Dr. Metzger zusammenarbeiten zu lassen, Stehlin eine nicht leichte Unterwerfung in priesterlicher Oboedientia ab.

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges kümmernte sich Stehlin in Pforzheim vorbildlich um die aus dem Westwallgebiet Evakuierten. Im Herbst 1940 kehrte Albert Stehlin dann als Pfarrerweser nach Mannheim-Neckarau zurück, auf welche Pfarrei er ein Jahr später investiert wurde. Die Gemeinde wurde besonders hart vom Bombenkrieg getroffen. In Stehlins Pfarrkirche St. Jakobus wurden damals auch die Seitenaltäre der Ettlinger Schloßkapelle zerstört, die über Kuppenheim dahin gelangt waren. Das priesterlich-soziale Wirken von Stadtpfarrer Stehlin ist bis heute in Neckarau unvergessen.

Am 6. Oktober 1946 ernannte Erzbischof Dr. Conrad Gröber den bewährten Mann der Caritas zum Direktor des Caritasverbandes der Erzdiözese Freiburg. In diesen Notjahren hat sich Caritasdirektor Albert Stehlin in der Sorge um die hungernde Bevölkerung unseres Landes und um die Aufnahme der Vertriebenen, die in unser Land strömten, bleibende Verdienste erworben. Nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Diözesan-Caritasdirektor durch den Ausbau der Caritasstellen in den Landkreisen und Städten die Arbeit der kirchlichen Liebestätigkeit auch organisatorisch auf eine breite Grundlage bis hinein in die einzelnen Pfarrgemeinden stellte.

Das Vertrauen des Erzbischofs Dr. Eugen Seiterich, wie Stehlin aus Karlsruhe gebürtig, berief Stehlin, inzwischen Erzb. Geistlicher Rat ad honorem und Päpstlicher Geheimkämmerer, 1955 in das Domkapitel und übertrug ihm in der Kirchenbehörde das Referat für Caritas. Die Einwilligung, den geliebten Diözesanverband zu verlassen, fiel Stehlin nicht leicht. Schon seit Jahren hatte der Zentralverband im Werthmannhaus versucht, ihn für die Mitarbeit dort zu gewinnen. Stehlin hatte abgelehnt, weil er meinte, den Diözesanverband nicht verlassen zu dürfen. Daß er als Referent für Caritas in der Kirchenbehörde weiter für seinen von ihm aufgebauten Diözesanverband sorgen konnte, versöhnte ihn einigermaßen mit dem Wechsel. Doch nur vier Jahre konnte er sich dieser Aufgabe widmen.

Am 29. Oktober 1959 brachten Zentralrat und Zentralausschuß des Deutschen Caritasverbandes den Freiburger Domkapitular Msr. Albert Stehlin dem Deutschen Episkopat als Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes in Vorschlag. Die Bischöfe stimmten umgehend zu. Am Fest der hl. Elisabeth, am 19. 11. 1959, konnte Erzbischof Dr. Hermann Schäufole Albert Stehlin in sein neues Amt einführen. Stehlin trat damit die Nachfolge des Caritaspräsidenten Apo-

stolischen Protonotars Dr. Alois Eckert an. Fast vierzig Jahre stand Albert Stehlin im Dienste der Caritas. Davon waren die zehn Jahre seines Wirkens als Präsident des Deutschen Caritasverbandes die bedeutendsten und weittragendsten. Als Präsident des größten Verbandes der freien Wohlfahrtspflege in der Bundesrepublik war er maßgeblich beteiligt an den beiden großen Sozialgesetzen von 1961 (Sozialhilfegesetz und Jugendwohlfahrtsgesetz). Seinen besonderen Auftrag erblickte Präsident Prälat Stehlin im inneren Ausbau der Caritaswerke. Die Arbeit in der Pax-Christi-Bewegung war ihm teuer. Sehr verbunden war Stehlin mit der Caritas Internationalis in Rom, die er sehr förderte.

Die Caritasarbeit war Albert Stehlin, den der Papst noch kurz vor seinem Heimgang wegen seiner hohen Verdienste um die kirchliche Liebestätigkeit in Deutschland zum Apostolischen Protonotar ernannte, zur Lebensarbeit und zum persönlichen Anliegen geworden. Sein letztes großes Referat über „Berufsethische und religiöse Fragen der Mitarbeiterführung“ auf der Zentralrats-Tagung in Aachen ist ein beredtes Zeugnis dieses seines großen Wollens geworden. Daraus ein paar Sätze:

„... daß wir hinter dem Auftrag, der aus der Sache stammt, der wir dienen, noch einen anderen, weitergehenden Auftrag spüren, der von Gott kommt. Damit wird das, was andere tun, nicht abgewertet! Ich meine jedenfalls, daß auch ihr Tun aus echter Liebe kommen kann und oft sicher auch kommt. Und dann steht ja auch dahinter der Auftrag Gottes. Denn ‚wer liebt, ist aus Gott geboren und kennt Gott‘ (1 Joh 4,7), auch wenn er selbst es nicht weiß. Alle Liebe aber schaut nicht auf den Lohn und den Erfolg. Sie weiß sich angesprochen von jeder menschlichen Not und muß versuchen, sich ihr zuzuwenden. Und insofern wird es schon ein echtes Kennzeichen recht verstandener Caritas sein, daß sie sich vor allem den ‚geringsten P-ü-bern‘ des Herrn zuwendet. Wenn noch ein

letztes spezifisches und unterscheidendes Merkmal der Caritasarbeit genannt werden soll, dann wäre es dieses, daß Caritasarbeit im letzten nicht nur der Hilfe für den Menschen, sondern seinem Heil dienen will. Dieses ist ihm von Gott zugesagt, nicht ohne daß wir ihm dabei unsere brüderliche Mitwirkung schulden. Und auch dieses Bewußtsein unserer höchsten und innerlichsten Sendung unseren Mitarbeitern zu vermitteln und ihnen zur Verwirklichung zu helfen, ist Aufgabe einer recht verstandenen Mitarbeiterführung in der Caritas, und ich meine, dies sei unsere höchste und letzte, wenn auch zugleich wohl schwerste Aufgabe.“

Im Schlußwort führte Stehlin in diesem programmatischen Referat den früheren Schweizer Caritasdirektor Dr. Studer-Auer an, der im Sterben immer wieder vor sich hin sagte: „I ha mr Müeh gä“. „Möchten wir einmal von unserem beruflichen Tun sagen können,

daß wir uns von Herzen Mühe gegeben haben!“

Präsident Albert Stehlin hat sich ein Leben lang gemüht, Gott in den Menschen zu dienen. Seine priesterliche Grundhaltung war eingebettet in eine offene, freie, wohlthuende Menschlichkeit. Leicht fand er das direkte brüderliche Wort. Leere Konvention liebte er nicht, Schlagworte waren ihm zuwider, Fassaden zu äußerlich. Er wollte heilen und helfen durch klare Linien und als unentwegter Rufer: „Tut etwas!“. Bei allem aber blieb er Seelsorger und Priester, der vor allem aus Gottes Wort und aus der Feier der Eucharistie Kraft für sein großes Werk fand.

Erzbischof Dr. Hermann Schäufele zitierte am Grabe Albert Stehlins das Pauluswort: „Caritas mea cum omnibus vobis in Christo Jesu — Meine Liebe ist mit euch allen in Christus Jesus“ (1 Kor 16,24). So sichert es der Apostel seiner Gemeinde zu. Eine solche Zusage war das Leben des Priesters Albert Stehlin.

Von Mannheim bis zum Bodensee, von Freiburg bis Ulm:

BW-Bank

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg. Aber nur eine Baden-Württembergische Bank.

Mit Zentralen in Stuttgart, Karlsruhe und Heilbronn.

Und mit mehr als 100 Niederlassungen im ganzen Land.

Mit Korrespondenzbanken in aller Welt, modernsten technischen Einrichtungen und ständigen Vertretungen an den Börsenplätzen Frankfurt und Stuttgart.

Unsere Kunden schätzen unsere vertrauensvolle, persönliche Beratung. Sie kennen unsere Sorgfalt bei kleinen wie bei großen Beträgen.

Sie sagen ganz einfach „BW-Bank“, und sie meinen die Bank, die in Baden-Württemberg zu Hause ist.

Für sie sind wir:
Die Vertrauensbank im Land.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK
Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x im ganzen Land

BW **BANK**

Schwarzwald

O Wald, Quell des Atems
pneumadurchrieselt
geheimnisvoll — —

Längs deiner Stämme
ranker Schlänke
Schatten hernieder
durch's Blätterdickicht
rieselt der Sonne
rosaicht Licht.

Durch dunkle Gründe
knorrig sich breitet Wurzelwerk
raschelnd durchgleitet
— da sich schlängelnd
dort starr verharrend —
lebenden Wesens viel!

So auf und ab
so hin und wider
nach unbekannt
verborgenem Ziel.

Hier ist noch Stille!
Nur in den Wipfeln
wogend und lind
würziger Düfte
tragender Wind — —

Kronen verzweigend
voneinander — zueinander
schwingend sich neigend
im Ballett der Lüfte.

Hoch in den Zweigen
ein Zwitschern, Trillieren
gefiederter Wesen.

Drunter ringsum
ein Brummen und Summen
tanzender Mücken —
ein Hin und Wieder
beboster Bienen
ein eifrigem Dienen!

Dazwischen Spechts
zorniges Hacken! —
Und in den Tiefen
schlurfendes Knacken
seltsamer Tücken! —

Aus der Ferne fern, — fern
eintönig Brausen — —
dann plötzlich dazwischen
schrill gelbt
Einbruch vom Draußen
verfremdender Welt!

Ja, hier eine Klausen
wärs noch zuhause
in Gottes Natur. —
Atem zu trinken
wo Sterne noch blinken
O brüderlich Sein
im großen Verein!

O Geheimnis des Waldes
pneumadurchrieselt
da Gottes-odem, naturgegeben
noch dich umfanget
mit seinem Segen.

G.A. Rapp

Der Vater der „Klinge“

Dem Kinderdorf-Gründer Heinrich Magnani zum Gedenken

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Am 2. Juli 1979 starb in Buchen der Gründer des Kinder- und Jugenddorfes Klinge bei Seckach, Geistlicher Rat, Pfarrer Heinrich Magnani. Er war der erste Ehrenbürger der Großgemeinde Seckach, seit seinem 80. Geburtstag am 24. Januar 1979 Träger des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und seit 1969 Pensionär. Allerdings nur auf dem Papier, denn für den Gründer des größten Jugenddorfes in Deutschland, für den „Vater der Klinge“, gab es keinen Ruhestand; Heinrich Magnani pflegte auch nach 1969 den Kontakt mit den „Ehemaligen“ der Klinge in aller Welt bis zum letzten Atemzug.

Magnani ist ein italienischer Name, und er kam mit dem Vater, mit Heinrich Magnani „dem Älteren“, ums Jahr 1896 nach Ettlingen. Der erste italienische Familienname in den Bürger- und Kirchenbüchern der Stadt war er allerdings nicht. Schon bevor die alte badische Stadt an der Alb 1689 niedergebrannt wurde, gab es unter ihren Einwohnern einen gewissen Peter Franz Halibert, der ursprünglich „Alibert“ oder „Aliberti“ geheißen haben muß, bis er endlich so deutsch und so ettlingerisch wurde, daß ihn seine Mitbürger — weiß Gott, aus welchen Gründen — den „alten Wolfe-Peter“ nannten, so daß der Pfarrer diesen Übernamen mit dem Vermerk „vulgo“ sogar im Totenbuch vermerkte, als Halibert am 20. Januar 1733 das Zeitliche segnete. Auch in den Jahrzehnten des Ettlinger Wiederaufbaus nach dem Pfälzischen und dem Spanischen Erbfolgekrieg gab es immer noch Zuzug aus Italien. Da war zunächst Remigius Rossi, 1715 im Bürgerbuch verzeichnet als „civis et mercator



Heinrich Magnani (1899–1979)

Archiv H.L. Zollner, Ettlingen

italus“. Kaufmann wie Halibert, wurde dieser Rossi der Begründer einer in vielen Generationen blühenden Ettlinger Familie, die erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlosch. Während Rossi aus Garneti stammte, kam der italienische Handelsmann Peter Lera aus einem unbekanntem Ort im Süden, und unbekannter Herkunft war auch jener Jacopo Braga, der bald aus seinem Vornamen einen braven Jakob machte. Das Amt des Kaminfegers besorgte zu Ende des 18. Jahrhunderts Karl Bisoni, und um die gleiche Zeit erreichte ein aus Mailand stammender Landsmann Bisonis in Ettlingen be-

reits größte bürgerliche Reputation. Es war der Kaufmann Karl Anton Tagliasacchi, der sein Haus an der Albbrücke mit einer prächtigen barocken Ecknischen-Figur des heiligen Carl Borromäus schmücken ließ, der eifriges Mitglied der Marianischen Sodalität, eine Brücken-Madonna stiftete, neben seinen eigenen auch als Schaffner die Geschäfte des Klosters Lichtental in Ettlingen besorgte und 1763/64 sogar Bürgermeister der Stadt wurde. Man könnte diese Aufzählung italienischer Familiennamen im 19. Jahrhundert weiterverfolgen: da tauchten die Familie Quatti, die Masino, die Colmelet und wie sie noch hießen, in Ettlingen auf. Sie kamen und gingen, und nur eines war ihnen gemeinsam: alle sind echte und rechte Ettlinger geworden oder geblieben; alle sind, soweit sie noch ansässig blieben, voll „integriert“. Sie trugen Freud und Leid mit wie die anderen Mitbürger, und sie trugen nach Kräften bei zu Ettlinglems Wohlstand und Wachstum.

Eine solche Periode des Wachstums erlebte die damals noch ein wenig verträumte und verbauerte Kleinstadt an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Einer, der sich jenes Bau-Booms noch erinnerte, schrieb darüber vor etwa zwei Jahrzehnten:

„Am Baumarkt herrschte damals eine ähnlich rege Betriebsamkeit wie heute. Damals entstanden die Wohnviertel am Robberg, die Schillerschule, die Stadthalle, das evangelische Pfarrhaus und viele andere Privatbauten. Da hierbei, aber auch bei den letzten Rheinkorrekturen und beim Straßenbau viel Sandstein als Bruch-, Form- oder Pflastersteine gebraucht wurden, reichten weder die einheimischen Steinbrecher und Steinrichter noch Maurer aus, auch an Hilfsarbeitern fehlte es überall. Da half man sich mit dem Einsatz oberitalienischer Arbeitskräfte... Einer ganzen Anzahl dieser Italiener gefiel es bei uns gut. Sie fanden deutsche Frauen, gründeten Familien und wählten Ettlingen oder seine Umgebung zur neuen Heimat.“

Zu jenen, die in Ettlingen eine neue Heimat fanden, gehörte, wie schon erwähnt, auch der Bauführer Enrico Angelo Magnani — so stehen die Vornamen in der Einwohnerkartei. — Er war geboren zu Schiano am Comer See, war weit herumgekommen, hatte sich 1896 in Ettlingen-Spinnerei niedergelassen und am Palmsonntag des gleichen Jahres mit Maria Eva Nelles aus Heimersheim im Ahr-Kreis verheiratet. Hier wurde am 24. Januar 1899 der Sohn Heinrich Luigi geboren, das zweite von drei am Leben gebliebenen Geschwistern. Während also Vater und Mutter noch „Fremde“ gewesen, waren die Kinder schon echte Ettlinger, wenn auch keine „Dohlenaze“, sondern „Baachscheißer“, wie man die Spinnereiler etwas spöttisch zu nennen pflegte. Auch sonst gab es mancherlei Unterschiede zwischen dem alten und dem jungen Heinrich Magnani. Der Bauführer Magnani, der zuerst beim Bau der Maschinenfabrik Lorenz, dann bei der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei seinen Lebensunterhalt und das Ansehen seiner Mitbürger gewann, war ein fleißiger, ruhiger und sparsamer, wenn auch gerade kein wohlhabender Mann. Sein Sohn hingegen war ein rechter, wenn auch nie bössartiger Lausbub, der für seine Streiche im Wald und am Steinbruch bei der Spinnerei ein reiches Betätigungsfeld und Kameraden genug fand, die ihm halfen, wenn man sich mit den Buben aus der Stadt zusammenraufte. Auch in der Volks- und in der Realschule, wo Heinrich vor dem Wechsel in die Lendersche Anstalt in Sasbach die Sexta und die Quinta besuchte, gehörte er nicht zu den Duckmäusern. Noch in seinen alten Tagen erinnerte sich der Herr Geistliche Rat, im Herzen jung geblieben, an manchen Streich, der hätte böss ausgehen können. So an jenen, als die Buben der Spinnerei in den ersten Tagen des Weltkriegs 1914–18 im Kanal bei der Alb eine selbstgebastelte Mine zur Explosion brachten.

Blutiger Ernst wurde aus diesen Spielereien mit Sprengstoff, als der achtzehnjährige Sas-

bacher Primaner Soldat wurde: Artillerist, Beobachter im Fesselballon. In den Stahlgewittern des Ersten Weltkriegs und, mehrmals verwundet, in den Lazaretten fand er endgültig den Weg zum Priesterberuf. Leicht gemacht wurde ihm das Studium der Theologie nicht. Mehr als einmal mußte der angehende Theologe das Studium unterbrechen, um als Werkstudent in Fabriken am Schraubstock zu arbeiten oder aber um als Kumpel in die Zeche Fürst Leopold in Hervest-Dorsten einzufahren, und zweimal wurde der „Bergmann“ Magnani dabei vor Ort verschüttet. So lernte er Milieu und Seelenlage des Arbeiters kennen, nicht minder die höchst unerfreulichen Wohnverhältnisse dieser Bevölkerungsschicht, die ihm freilich schon aus seiner eigenen Jugendzeit bekannt waren. Damals schrieb ihm sein Heimatseelsorger, der Ettlinger Stadtpfarrer Augustin Kast, eben im Begriff die Baugenossenschaft „ALBA“ zu gründen:

„Ich würde wünschen, daß alle, die einmal Seelsorger werden und Menschen führen, in dieser Lebensschule gestanden hätten, damit sie später Verständnis haben für die Menschen, die sie leiten dürfen.“

Und am 12. Dezember 1925 konnte der Ettlinger Stadtpfarrer in seinem Gemeindeblatt mitteilen:

„Heinrich Magnani von hier hat am letzten Sonntag in St. Peter die Subdiakonats- und an Mariä Empfängnis die Diakonatsweihe empfangen. Ende Februar wird die Priesterweihe folgen. Wir werden voraussichtlich am ersten Sonntag im März (1926) hier eine Primiz haben.“

Heinrich Magnani wurde am 19. März 1926 von Erzbischof Carl Fritz zum Priester geweiht; Primiz in Etlingen hielt der Neupriester am 21. März 1926, und der Festprediger rief ihm von der Kanzel der Herz-Jesu-Kirche zu:

„Priesterleben ist ein Kreuzesleben. Nicht nur durch das Gebet, sondern auch durch Arbeiten der Seelsorge hat der Priester Licht

hineinzusenden in die Seele des Menschen, denn Seelsorge muß auch soziale Großtat sein!“

Nach diesem richtungweisenden Predigerwort und nach dem festlichen Tag in seiner Heimatstadt begann für den Kaplan Magnani — wie man poetisch gleichermaßen verklärt und verharmlosend zu sagen pflegt — die Arbeit „im Weinberg des Herrn“. Doch Magnani war kein weltferner „Hirtenhund“; im Krieg zum Manne gereift, hatte er sich ein heiteres Wesen und einen ausgeprägten Sinn für die Realität bewahrt, dazu ein erstaunliches praktisches Geschick als Erbe seiner Sippe, deren Name auf deutsch etwa mit „Schlosser“ zu übersetzen wäre. Die ersten Vikarstellen, Nußbach im Renchtal und Forst bei Bruchsal, dürften Stationen von Lehr- und Wanderjahren gewesen sein. Ernster und härter wurden die an Heinrich Magnani gestellten Anforderungen, als er Vikar in städtischen Pfarrgemeinden wurde: 1927 bis 1932 in Waldshut, 1932 bis 1935 in Mannheim.

In Waldshut arbeitete er etwa anderthalb Jahre mit einem jüngeren Confrater zusammen, dem heutigen Weihbischof von Freiburg, Karl Gnädinger, und der konnte sich nicht genug wundern über die Beweglichkeit und das Organisationstalent Magnanis, und als er beim 80. Geburtstag das Lebenswerk des „Vaters der Klinge“ würdigte, entsann sich der Weihbischof jener Tage:

„Ich denke an das, was Magnani damals im Kolpinghaus Waldshut gebaut hat, ausgestattet hat, das ganze Haus den modernen Bedürfnissen angepaßt hat. Ich denke ebenso an die einmaligen Erlebnisse der Ferien-Zeltstädte, die wir damals in Tirol miteinander erlebt haben. Eine ungeheure Aktivität ist von ihm ausgegangen. So ist er auch in Waldshut unvergessen geblieben bis auf den heutigen Tag.“

Diese Feststellungen offenbarten, daß schon der Dreißigjährige drei Schwerpunkte in seinem Wirken erkennen ließ: die angeborene

Freude am Bauen und Gestalten und das Talent für die Arbeit mit der Jugend. Den dritten, die soziale Einsicht und das mitmenschliche Engagement gewann er, soweit nicht das Vorbild seines Heimatpfarrers Augustin Kast nachwirkte, bei einem Besuch, den er in seiner Eigenschaft als Präses des Waldshuter Arbeitervereins dem seinerzeit weitbekanntesten Berliner Sozial- und Studentenpriester Carl Sonnenschein abstattete.

So geschult und gerüstet, kam Heinrich Magnani als Vikar nach Mannheim. Wie es ihm dort erging, kann man wiederum der zuvor erwähnten Geburtstagsansprache des Weihbischofs entnehmen:

„In Mannheim hat Heinrich Magnani, vor allem unter der Jugend, eine sehr erfolgreiche Arbeit geleistet. Allerdings waren wir damals schon in der Zeit des Nationalsozialismus, und die Gestapo hat immer wieder Magnanis Wirken mit Argusaugen beobachtet und immer wieder an seine Tür geklopft; denn sein Wirken mußte natürlich dem Nationalsozialismus ein Dorn im Auge sein. Immer von neuem wurden ihm Schwierigkeiten bereitet, die Erlaubnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen, Anzeigen gegen ihn erstattet. Aber auch dabei hat er in seiner geschickten Weise sich immer wieder zu verteidigen und aus den Schlingen seiner Jäger zu ziehen gewußt . . . Dann kam 1935 seine Berufung nach Hettingen, und die Pfarrei Hettingen ist Schauplatz seines Wirkens in den Jahren seiner vollen Manneskraft gewesen; dort hat er seine ganze Substanz an Kraft und Geist eingesetzt, um die Gemeinde zu leiten.“

Doch auch in Hettingen bei Buchen ging die Arbeit nicht so glatt und reibungslos vonstatten. Noch immer standen die Zeichen für Heinrich Magnani auf Sturm, und der Kreisleiter von Buchen, der von Mannheim aus über diesen verdächtigen „Schwarzen“ genau informiert worden war, meldete 1938 an die Gauleitung der NSDAP in Karlsruhe, dieser

Pfarrer mache ihm „dauernd mit allen möglichen Sachen zu schaffen.“

1945, als totale Niederlage den totalen Krieg beendete und der braune Spuk verflog, war es ein Glück für zahllose Menschen, daß Heinrich Magnani weiterhin in voller Tätigkeit blieb. Denn nun stand er vor den bedeutendsten und zugleich größten Aufgaben seines Lebens. Zuerst war den Heimatvertriebenen zu helfen. Der kleine Landkreis Buchen hatte mehr als 20 000, das 120-Seelen-Dorf Hettingen über 500 Männer, Frauen und Kinder aufzunehmen. Daß dies überhaupt, und daß dies vorbildlich gelang, war mit ein Verdienst des Hettinger Pfarrers Magnani. Er wußte, daß im nahegelegenen engen Waldtal mit dem Namen „Klinge“ oder „Teufelsklinge“ sechzehn leere Baracken standen, die während der letzten Kriegsjahre Arbeitern der Firma Fichtel & Sachs als Unterkünfte gedient hatten. Diese Baracken wurden nun als Auffanglager für die Vertriebenen eingerichtet. Indessen, das war Pfarrer Magnani klar, mit einem Auffanglager war nur der ersten Not gesteuert. Diese Menschen brauchten mehr als eine freundliche Aufnahme; sie brauchten Arbeitsplätze, und sie brauchten ein richtiges Dach über dem Kopf. So entstand aus der auf seine Initiative hin gegründeten „Siedlergenossenschaft Hettingen“ im Jahr 1947 die Baugenossenschaft für den Landkreis Buchen unter dem Namen „Neue Heimat“, die Keimzelle von 27 weiteren Baugenossenschaften, die Heinrich Magnani damals den Ehrennamen „Vater der Neuen Heimat“ eintrugen. Doch da packte der Helfer der Heimatvertriebenen schon seine nächste Aufgabe an: die Aufgabe seines Lebens!

Nicht nur Erwachsene und heimatlos gewordene Familien mußten nach 1945 eine neue Heimat suchen. Auch Tausende von Kindern und Jugendlichen hatten Heimat und Eltern verloren, waren verwaist oder waren verschleppt worden — und aus diesen entwurzelten Jugendlichen drohten jetzt Tausende

von Haltlosen, moralisch und sittlich Gefährdeten zu werden. Wieder erkannte der Pfarrer im hintersten Odenwald das Gebot der Stunde. Die freigewordenen Baracken und die kleinen Häuschen der einstigen Siedlergenossenschaft Hettingen baute er mit geringen Mitteln zu Unterkünften für Kinder und Jugendliche um und gründete nach diesen bescheidenen Anfängen 1951 in der ehemaligen „Teufelsklinge“ eines der ersten Kinderdörfer in unserem Land, aus dem im Lauf der Jahre das größte Kinder- und Jugenddorf der Bundesrepublik Deutschland geworden ist.

An dieser Stelle wäre es verlockend, ins einzelne zu gehen, über den Entwicklungsgang der „Klinge“ mit allen finanziellen, bürokratischen und administrativen Widerständen zu berichten, die Erfolge des Kinder- und Jugenddorfs zu rühmen, in dessen Mitte sich der Gründer als Pfarrer einer eigenen St. Bernhard-Kirche niederließ. Auch die Ehrungen wären aufzuzählen, die Heinrich Magnani erfuhr, nicht minder die Scharmützel, die er immer wieder mit weltlichen und kirchlichen Behörden auszufechten hatte. Es würde sich schließlich verlohnen, auch vom pädagogischen Konzept der „Klinge“ ein Bild zu entwerfen: von ihren Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen und, nicht zuletzt, von ihren Hausgemeinschaften, bei denen der Begriff „Nestwärme“ mehr ist als ein wohlklingendes Wort. Doch das würde nach Bedeutung und Umfang vom Lebensbild Heinrich Magnanis ablenken, der hier als Priester, Mensch und Wohltäter geschildert werden soll.

Bleiben wir also bei der Person, deren Wirken und Vorbild, deren Kraft und Liebe ein in der Heimarbeit mit Jugendlichen ebenfalls erfahrener Mann u. a. mit folgenden Worten der Erinnerung an Heinrich Magnani zusammenfaßte:

„Er wurde mir in meiner Studienzeit schon durch Kommilitonen vorgestellt, die ihr Sozialpraktikum in der ‚Klinge‘ abgeleistet

und dabei den sich um alles kümmernden und außerordentlich rührigen Pfarrer und Jugenddorfleiter Magnani kennengelernt hatten. Aber auch in meiner eigenen Studienzeit hörte ich immer wieder von der Arbeit für das Kind im Rahmen besonderer Familienstrukturen, die Magnani in seinem Kinder- und Jugenddorf anbot. Ich erfuhr aber auch, wie Pfarrer Magnani sein Jugenddorf einst in Baracken eröffnet, wie er es erweitert, vergrößert, verbessert und durch alle Mittel, ja selbst durch Betteln die Gelder beschafft hatte, um eltern- und heimatlosen Kindern eine neue Heimat zu schaffen.“

„Er war ein Mann, durchdrungen von der Idee, jungen Menschen die Heimat und die Ausbildung zu schenken, die sie benötigten, um später in der Gesellschaft ihre Aufgaben zu erfüllen“, vermerkte Rektor Hans-Albert Modler, der Leiter des Ettlinger Augustinusheims am Schluß dieser persönlichen Erinnerungen und bekannte:

„Für uns, die wir in der gleichen Aufgabe stehen, ist Heinrich Magnani ein besonderes Idol geworden!“

Der Übergang in den Ruhestand konnte einem solchen Mann nicht leicht fallen. Doch auch als Pensionär lebte der „Vater“ weiter mit seinen Kindern, mit der „Klinge“ und mit den Ehemaligen, die längst in aller Welt zu Berufen und Ansehen gelangt waren. Deshalb schrieb sein Oberhirte dem Geistlichen Rat Heinrich Magnani anlässlich des 75. Geburtstags anerkennend, würdigend und insbesondere zutreffend:

„Mit ganzer Liebe widmeten und widmen Sie sich dem großen Werk, das immer mit ihrem Namen verbunden bleiben wird. Denn Sie waren den Ärmsten der Armen stets ein gütiger und treusorgender Vater.“

Vergessen wir nicht, daß diese Worte einem Manne galten, dessen Vater stupide Menschen heute vielleicht als „Ithaker“ verlachen, wenn nicht gar beschimpfen würden — einem Manne, der damals der „zweiten Ge-

neration“ einer Gastarbeiterfamilie entstammte; mithin einer aus jener Generation, der wir uns heute mehr als bisher annehmen müssen und sollten, weil auch aus ihr Mitarbeiter und Mitbürger hervorgehen werden, vielleicht sogar Menschenfreunde und Wohltäter wie dieser Heinrich Magnani.

Ein besonders liebenswürdiger Zug, der abschließend erwähnt werden muß, war die herzliche Verbundenheit, die Heinrich Magnani bis ans Ende seines Lebens seiner Vaterstadt entgegenbrachte. So waren die letzten Besucher, die der alte Mann noch im

Lehnstuhl hatte empfangen können, Schüler und Lehrer aus Ettlingen gewesen. Die Begegnung mit dem „Vater der Klinge“ war für alle ein unvergeßliches Erlebnis. Denn, so beteuerte eine Lehrerin, die bei diesem Besuch bei Heinrich Magnani in der „Klinge“ zugegen war:

„Es ging ein Leuchten von ihm aus!“

Kann man Schöneres und Gültigeres aussagen über einen Menschen, der sein Lebenswerk zum Wohlgefallen Gottes und der Menschen getan hat?

Heimweh

*Sehnsucht, nimm mich auf die Flügel,
Trag mich in der Heimat Land,
Auf die Berge, auf die Hügel,
Wo der Kindheit Glück ich fand.*

*Heimat, wie kann ich vergessen,
Was du mir dereinst geschenkt,
Und der Zauber deiner Landschaft
Hat sich mir ins Herz gesenkt.*

*Ruht dort, still und treu behütet,
Als ein Kleinod — reich und wert,
Und in stillem Deingedenken
Seh ich alles rings verklärt.*

*Selbst im Traum noch hör ich klingen
Deiner Glocken Melodien,
Hör die Bächlein murmelnd rinnen
Durch die alten Gassen hin.*

Johanna Benzing

Johann Baptist Kolb 1774—1816

Ein Pionier der badischen Landesbeschreibung

Hermann Schmid, Überlingen/See

Wer sich ernsthaft mit der Geschichte und Geographie des neubadischen Staates, seinen Orten und Institutionen in der Zeit von 1803 bis 1850 befaßt, wer insbesondere Studien über Werden und Ausbildung des Großherzogtums treibt, kommt auch heute nicht an einem Standardwerk der badischen Landesgeschichte und Landesbeschreibung vorbei: dem Ortslexikon von Johann Baptist Kolb, erschienen zwischen 1813 und 1816 in Karlsruhe, Band 1 (1813) und Band 2 (1814) bei Carl Friedrich Macklot, Band 3 (1816) bei Gottlieb Braun. Kein späteres Nachschlagewerk dieser Art bietet mehr Informationen, ganz abgesehen von anderen Vorzügen, die es noch hat. Der genaue Titel lautet: *Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, Stifter, Weiler, Höfe, Zinken, Wälder, Berge, Thäler, Häfen, Seen, Flüsse, Handelsplätze, Fabrikörter, Gesundbrunnen, Bäder, und überhaupt aller in irgend einer Hinsicht bemerkenswerthen Ortschaften und Gegenden des Großherzogthums Baden, nebst Anzeige ihrer Lage, Entfernung, vormaligen und jetzigen Beschaffenheit, und aller ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten.* Womit nicht zuviel versprochen und der Inhalt, wenn auch mit Umschweifen, so doch klar umrissen ist.

Zwar stellt die Arbeit Kolbs in ihrer Art und ihrem System zu jener Zeit keine Einzigartigkeit dar, und er konnte, wie er selbst zugab, auf einige Vorarbeiten zurückgreifen, so auf das von etlichen Beiträgern zustande gebrachte Geographische Statistisch-Topo-

graphische Lexikon von Schwaben¹ und auf J. G. Widders Beschreibung der rheinischen Pfalz². Beide Schriften widmeten sich vorrangig der historischen und statistischen Ortsbeschreibung und waren für Kolb zweifellos beispielgebend. Dagegen gingen auf die Orte allenfalls beiläufig und dann auch nur auf die bedeutenden ein J. W. Schmidt und P. Wund³, die 1804 mit ihrer Beschreibung des Kurfürstentums Baden die erste dieser Art für den neuen Staat schufen, ferner J. F. Eichrodt⁴ und J. L. Büchler⁵, die sich in erster Linie mit der Staats- und Verwaltungsorganisation befaßten. Aber Kolb vollbrachte doch eine enorme Leistung, die auch von sachverständigen Zeitgenossen uneingeschränkt anerkannt wurde, als er sich in denkbar kurzer Zeit einen Überblick über das Vorhaben überhaupt verschaffte, eine Riesenfülle von Material sichtete, seine Erkenntnisse zur ersten historisch-statistisch-topographischen Gesamtdarstellung des jungen Großherzogtums zusammenfaßte und zahlreiche Lokalitäten abhandelte, über die man vormem nirgendwo hatte nachlesen können. Gerade die Beschreibung aller Orte bis hin zum letzten Einzelgehöft des gesamten badischen Staates, dessen territorialer Bestand sich nach 1813 nur mehr unwesentlich änderte, machten die Kolbschen Bücher schon dem damaligen Publikum wertvoll. Daß ein echter Bedarf an einer solchen Arbeit vorhanden war, verdeutlichten schon allein die Subskribentenlisten in allen drei Bänden, die Hunderte von Bestellern nannten, vorrangig Behörden, Beamte und Geistliche, aber auch Händler und Gewerbetreibende. Wer sich mit dem Lexikon einmal näher be-

faßt hat, wird dessen Verfasser gerne glauben, „daß das vorliegende Werk einen Aufwand von Zeit, Mühe und Ueberwindung kostete, den ich nicht wieder bestehen möchte“, zumal er kaum Helfer hatte und die Sache im wesentlichen allein voranbrachte. „Ich habe meiner Beschreibung eine Ausdehnung gegeben“, so Kolb im Vorwort weiter, „von der ich hoffte, daß sie Aller Ansprüche befriedigen werde, und diese Aufgabe mußte mir um so schwerer fallen, da ich mitunter Orte, Gegenden und Länder zu beschreiben hatte, wovon zum Theil im Drucke gar nichts, in Urkunden wenig bisher vorkam, und da ich mich rücksichtlich der unentbehrlichsten statistischen und topographischen Beyträge an Männer halten mußte, welche, durch Berufsgeschäfte von der Aufmerksamkeit für meine Aufforderung abgelenkt, mich manchmal nur dürftig unterstützen konnten.“

Wie kam eine Mann wie Kolb dazu, ein solches Lexikon zu verfassen? Man wird nicht fehl gehen in der Annahme: zum Teil von Berufs wegen, zum Teil aus Neigung.

Die Stätte seiner Geburt, Kindheit und frühen Mannesjahre weisen J. B. Kolb als einen Seealemannen aus. Er wurde am 24. Oktober 1774 als Sohn des bischöflich-konstanzi-schen Archivars Ch. L. Kolb in Meersburg geboren und wuchs auch in der kleinen Residenzstadt am Bodensee auf. Über seine Ausbildung ist nur soviel bekannt als er in Konstanz das Lyceum besuchte und anschließend an der Hohen Schule zu Freiburg Geschichtsstudien absolvierte. 1795 fand er als Gehilfe seines Vaters eine Anstellung und folgte diesem nach dessen Tode ins Amt nach. Anlässlich des Übergangs des Hochstifts Konstanz an Baden 1802/03 trat er in die Dienste des Kurfürsten Karl Friedrich ein und arbeitete fortan im Range eines Archivrats im Archiv des badischen Oberen Fürstentums, das der Provinzregierung in Meersburg unterstand. 1804 verehelichte er sich mit der jüngsten Tochter des dort ansäs-

sigen Mediziners Woher. Aus dieser Verbindung gingen sieben Kinder hervor. Seinen eigenen Worten zufolge wäre Kolb gern am See geblieben, wurde aber ein Opfer der Staatszentralisation. Als nach dem Anfall des vorderösterreichischen Breisgaus an Baden aus diesem und den Territorien am Bodensee die Provinz des Oberrheins, auch badische Landgrafschaft genannt, mit Sitz der Regierung in Freiburg gebildet wurde, waren die Tage des Meersburger Archivs gezählt. Kolb wurde 1808 nach Freiburg beordert und mit dem Aufbau und der Ordnung des oberrheinischen Provinzialarchivs beauftragt. Er war hier insbesondere mit der Bearbeitung der Akten der Ämter Konstanz, Überlingen, Pfllendorf, Villingen, Bonndorf, St. Blasien, Heitersheim und anderer befaßt. (Noch heute tragen zahlreiche Faszikel des Generallandesarchivs in Karlsruhe seine Handschrift.) Allerdings scheint er mit seinen Arbeitsbedingungen und seiner Besoldung nicht zufrieden gewesen zu sein. Davon zeugen eine Reihe von Klagen und Gesuchen an die Archivdirektion und die Zentralregierung. Kolb bezog jährlich Geld und Naturalien im Gesamtwert von 1070 Gulden. Zum Vergleich: Eine reguläre Pfarrstelle war gewöhnlich mit 700 Gulden dotiert. Nur, Kolb hatte Frau und Kinder, und Freiburg war damals ein teures Pflaster. Er erhielt von seinen Vorgesetzten und Förderern, zu denen auch der badische Staatsmann Friedrich Brauer gehörte, viel Lob und Anerkennung, war allgemein als ein vorzüglicher Archivar und Berichterstatter geschätzt. Mehr Gehalt bekam er aber nicht.

Wann er den Entschluß gefaßt hatte, ein Ortslexikon herauszugeben, ist nicht bekannt. Offensichtlich noch während seiner Meersburger Zeit, als er im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit mit dem Sammeln entsprechender Materialien begann. Im Mai 1808 berichtete er jedenfalls aus Freiburg dem Generallandesarchiv, daß er demnächst mit dem „Geographisch-topographischen Be-

schrieb der oberen Landgrafschaft fertig“ sei, „darin sind sämtliche Orte nach alphabetischer Ordnung aufgeführt und dabey bemerkt, unter welches Amt, Inspection, Vogt oder Staab derselbe gehört, wie weit vom Amtssitz entfernt, dann die Häuser-, Familien- und Seelenzahl nebst einigen Bemerkungen beygesellt“. Es handelte sich hier ganz offensichtlich um eine Vorarbeit.

Staatliche Förderung hat der Verfasser nie erhalten, außer daß er für sein Werk auch während der Dienstzeit, neben seinen regulären Geschäften her, arbeiten konnte. Das verwundert eigentlich. War doch gerade ein solches Lexikon sehr geeignet, einen Beitrag zur Integration des aus sehr verschiedenartigen Teilen zusammengefügteten Staates zu leisten und einem breiten Publikum Kenntnisse von Land und Leuten näher zu bringen — zumal der Bestand des Großherzogtums nach den Befreiungskriegen keineswegs gesichert war. Das Haus Baden hat es nach der Rheinbundzeit an Versuchen nicht fehlen lassen, in seinem Machtbereich eine Art Staatsbewußtsein zu schaffen. Statistische Landesbeschreibung hat man aus fiskalischen, staatswirtschaftlichen und militärischen Gründen wohl zu treiben und zu schätzen gewußt. Die propagandistischen Möglichkeiten, die ein Unternehmen wie das des J. B. Kolb bot, schienen damals allerdings kaum erkannt worden zu sein.

Es fällt auf, daß der dritte Band des Lexikons bei einem anderen Verleger erschien, so daß zu vermuten ist, daß dem Autor nicht nur Schwierigkeiten zu schaffen machten, die seinem Dienstverhältnis und den allgemein ungünstigen Zeitumständen entsprangen, sondern auch zusätzlich solche mit Macklot. Im Vorwort des letzten Bandes wies Kolb dann auch darauf hin, daß er dem ständigen Drängen desselben nach Kürzungen hätte nachgeben müssen. Auch die Tatsache, daß Kolb im *Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden*, das 1843 ebenfalls bei Macklot in Karlsruhe erschienen ist und unbedeuten-

dere Personen abhandelt, keine Erwähnung findet, mag ein Hinweis auf ein Zerwürfnis sein.

Eine letzte große Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, konnte er nicht mehr erfüllen: „Dagegen werde ich in meinem Supplementbande, welcher nach hergestellter Ruhe und Ordnung in Deutschland erscheinen wird, soviel immer in meinen Kräften seyn wird, dasjenige, was abgeht und hie und da mit Recht ausgestellt wurde, zu erfüllen suchen“. Kolb starb am 19. Mai 1816, noch nicht ganz 42 Jahre alt. Infolge von Überanstrengung, die seine Gesundheit untergraben hätte, wie Friedrich von Weech in seinen „Badischen Biographien“ behauptete.

Durch sein Lexikon hat sich Kolb selbst ein Denkmal gesetzt und ein Zeugnis geliefert für seinen außerordentlichen Einsatzwillen und seine umfassenden Kenntnisse. Auch wenn sein Werk heute weitgehend vergessen ist, so lebt er doch durch dieses fort. Stellt es schon allein auf Grund von Umfang, Qualität und Zeitpunkt des Erscheinens eine unbestreitbare und beispielgebende Pionierleistung dar — vergleichbare Bücher für den Nachbarstaat Württemberg kamen erst Jahrzehnte später heraus —, so ist es überdies für den modernen Historiker dadurch von Bedeutung, daß Kolb zahlreiche Aktenstücke, insbesondere die Geschichte von Kommunen und kirchlichen Institutionen betreffend, wörtlich übertragen hat, seine Mitteilungen teilweise also Quellenwert haben. Zudem berichtete er gewissermaßen als Augen- und Ohrenzeuge viele interessante Einzelheiten aus dem rheinbündischen Baden, ist also, was noch wichtiger erscheint, zeitgenössische Quelle.

Kolb bietet viel Lokalkolorit, lockert seine historischen und statistischen Anmerkungen mitunter durch kleine Geschichten auf, charakterisiert im Rahmen der Beschreibung einzelner Orte mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten. Wenn er auch kein brillanter Schreiber war, so verstand es der gleich-

wohl schriftstellerisch Begabte doch immer wieder, Historisches, Künstlerisch-Kulturelles und Biographisches geschickt zu vermen- gen und den Leser auch für Kleinigkeiten zu interessieren. Schließlich hat er, gleichviel, ob er sich dessen bewußt war oder nicht, mit dazu beigetragen, einem damals noch sehr jungen Zweig der Geschichtswissenschaft aufzuhelfen.

Kolb folgten bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts etliche Autoren auf dem begonenen Weg nach, so die Verfasser des schon erwähnten Universal-Lexikons, 1865 H. K. Kissling mit einem weiteren Ortslexikon⁶, ferner mit ihren allgemeinen Landesbeschreibungen C. F. Müller⁷, J. A. Demian⁸, A. J. V. Heunisch⁹ und schließlich F. Dittenberger¹⁰. Sie alle konnten auf dem Fundament bauen, das der Archivar aus Meersburg gelegt hatte. Nach eingehender Prüfung aller dieser Werke läßt sich feststellen, daß das Kolbsche Lexikon, auch wenn es kleinere Mängel aufweist, in seiner Art unübertroffen blieb.

Zum Schluß sei Josef Bader, einem der bedeutendsten badischen Landeshistoriker des letzten Jahrhunderts, das Wort erteilt. Er sah sich 1853 im Rahmen einer kurzen Würdigung Kolbs zu folgender Stellungnahme veranlaßt: „Dem Verfasser des ersten historisch-topographisch-statistischen Gesamtwerkes über unser Großherzogtum glaubte ich diesen Nachruf um so schuldiger zu sein, als man in undankbarer Vernachlässigung ihm bisher noch nirgendes auch nur ein Wort des Andenkens gewidmet.“

Anmerkungen:

¹ Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Regimentsverfassung, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten u. s. w., 2 Bde, Ulm 1791–92.

² Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine, 4 Bde, Frankfurt/Leipzig 1786–88.

³ Geographisch statistisch, topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum Baden, Karlsruhe 1804.

⁴ Das Großherzogthum Baden nach seinen zehen Kreisen und Amtsbezirken topographisch skizzirt, Karlsruhe 1810.

⁵ Das Großherzogthum Baden nach seinen Kreisen, Hofgerichts-Provinzen und Amtsbezirken topographisch dargestellt, Karlsruhe 1814.

⁶ Politisch-statistisch-topographisches Ortslexikon des Großherzogthums Baden, mit historischen und volkswirtschaftlichen Notizen, Freiburg/Donauschingen 1865.

⁷ Das Großherzogthum Baden nach seinen Kreisen, Hofgerichts-Provinzen und Amtsbezirken topographisch skizzirt, Karlsruhe 1820.

⁸ Geographie und Statistik des Großherzogthums Baden, nach den neuesten Bestimmungen bis zum 1. März 1820, Heidelberg 1820.

⁹ Kleine Geographie und Statistik des Großherzogthums Baden, Karlsruhe 1821, und Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großherzogthums Baden nach den Bestimmungen der Organisation vom Jahre 1832, Heidelberg 1833.

¹⁰ Geographisch-statistisch-topographische Darstellung des Großherzogthums Baden, Karlsruhe 1825.

An Archivalien wurden ausgewertet:

die Faszikel 4390–92 der Abteilung 76 (Diener-Akten) des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

An Literatur ist zu nennen:

C. Th. Griesinger, Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen, Stuttgart/Wildbad 1841.

J. Bader, Meine Fahrten und Wanderungen im Heimathlande, Bd. 1, Freiburg 1853, S. 232 ff.

F. v. Weech, Badische Biographieen, Bd. 1, Heidelberg 1875, S. 473

M. Krebs, Gesamtübersicht der Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Bd. 1, Stuttgart 1954, S. 18

P. L., Johann Baptist Kolb (1774–1816) Ein unvergessener Meersburger, in: Bodensee-Chronik (Blätter für die Heimat/Beilage der Deutschen Bodensee-Zeitung) 28/1939, Nr. 15, S. 59 f.

M. Pfannenstiel, L. Oken an den Archivar Johann Baptist Kolb, Freiburg i.Br., in: Die Ortenau 36/1956, S. 49 ff. (Oken besprach Kolbs Lexikon 1815 in der Jenaer Literaturzeitung).

Johann Peter Hebels Vreneli

— Schwindende Erinnerungen —

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Hans und Verene

Es gfallt mer nummen eini,
Un selli gfallt mer gwis!
O wenn i doch das Meidli hätt
Es isch so flink und duundersnett,
so duundersnett;
i wär im Paradies!

s' isch woehr, das Meidli gfallt mer,
und's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Muet,
e Gsichtli het's wie Milch un Bluet,
wie Milch un Bluet,
un Auge wie ne Stern.

Un wenni's sieh vo witem,
se stigt mer's Bluet ins Gsicht;
es wird mer übers Herz so chnapp,
und's Wasser lauft mer d'Backen ab,
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gsicht.

Diese Anfangstrophen des Gedichtes „Hans und Verene“ kamen dem Schreiber dieser Zeilen immer ins Gedächtnis, wenn er — was oft geschah — in Grünwettersbach, heute ein Stadtteil von Karlsruhe, in der Hauptstraße beim Haus Nr. 24 vorbeiging. Dieses Haus trug folgende Tafel:

In diesem Haus wohnte
Johann Peter Hebel's
„Vrenele“
bis zu ihrem Tode

„Es war so flink so duundersnett“

Trug diese Tafel, denn das Haus wurde im Jahre 1978 abgerissen. Es mußte der Verbrei-

terung der Ortsstraße weichen. Die Tafel schien verloren. Doch der Besitzer des Hauses, Herr Max Freiburger, konnte sie im letzten Moment von einem Lastwagen, der Schutt abfuhr, herunterretten. Und er schenkte sie der Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat! Ihm sei an dieser Stelle herzlich für seine bewahrende Gesinnung gedankt.

Die Erinnerungstafel wurde nun zum Ausgangspunkt der Nachforschung über den Lebensweg der Veronika Rohrer, die in diesem Hause gewohnt hatte, und zur Feststellung, ob sie nun wirklich Hebels Vreneli gewesen war. Aus der vorhandenen Literatur ergaben sich die nun darzustellenden Tatsachen.

Veronika wurde am 28. Oktober 1779 in Hasel als uneheliche Tochter der Maria Geiger von Lörrach geboren. Der Vater war ein Herr von Ellrichshausen. Veronika wurde von ihm anerkannt und nannte sich Veronika Ellrichshausen oder Geiger-Ellrichshausen. Vom Pfarramt in Hasel konnte übrigens ein Auszug aus dem Geburtsregister nicht beschafft werden. Das Mädchen wurde früh Vollwaise, und es war für sie wohl ein Glück in ihrer mißlichen Lage, daß sie 1802 zu Pfarrer Christian Friedrich Mylius als Haushälterin oder vielleicht auch als Pflgetochter nach Efringen-Kirchen kam, nachdem sie zuvor seit 1799 in Lörrach im Dienst gewesen war.

Pfarrer Mylius (1762—1841) war ein interessanter Mann. Er wurde in Prechtal bei Hornberg als Sohn des Joh. Nikolaus Mylius geboren. Der Vater war zuletzt Pfarrer in Ellmendingen bei Pforzheim. Dort und in Karlsruhe erhielt der Sohn seine erste schuli-



„Hans und Verene“

Ludwig Richter, entnommen aus Hebels „Alemannische Gedichte“

sche Ausbildung und studierte dann an der Universität Jena Theologie. 1794 wurde er Pfarrkandidat am Lyceum in Karlsruhe, 1795 Diakon und Unterhelfer der beiden oberen Klassen bis zum Jahre 1802. Er amtierte also gleichzeitig mit Hebel am Gymnasium. Seit jener Zeit datiert die Freundschaft der beiden Männer, die sich freilich nicht belegen läßt, aber als sicher anzunehmen ist. In Hebels Briefen kommt Mylius nur dreimal vor, und immer geht es um die Besetzung von Pfarrstellen. Die nun folgenden Briefe sind nach „J. P. Hebels Briefe“ Bd. I u. II, die Wilhelm Zentner 1957 herausgegeben hat, zitiert. Im Brief an den Freund F. W. Hitzig

vom Mai 1800 heißt es: „Nach Liedolsheim soll Rink bestimmt sein, weil der Marggrav gerne eine Personalabgabe an ihn loswäre. Nach Dietlingen Molter oder Cornelius und nach Langenalb vielleicht Mylius, der vorige Woche die Entdeckung will gemacht haben, daß er ein guter Schulmann sey und seit dem mit hochpeinlicher Ängstlichkeit besorgt, andere Leute möchtens auch meinen, also nun die Anerkennung nicht allgemein werden zu lassen, lieber von der Schule weg will...“ Die Angelegenheit findet ihre Fortsetzung in einem weiteren Brief, diesmal an Freund Engler, ebenfalls im Mai 1800 geschrieben: „... Allein Rink schlägt Liedolsheim, wie ich

höre, aus und macht Ansprüche auf das 1. Diakonat in Pforzheim. Erringt er's, so wird die Wahl für Liedolsheim auf Molter zurückfallen, und Mylius sein Sucessor werden, der auf einmal die Grille bekommt, zu glauben, er tauge nicht zum Schulwesen..." Schließlich nimmt der Versetzungswunsch von Mylius konkrete Form an. Hebel schreibt an Hitzig am 18. 7. 1801: „Mylius wünscht vom Gymnasium weg nach Brombach zu kommen... Wie beneide ich jeden böotischen Schafhammel, der nach Brombach kommt, um deine Nachbarschaft.“ Die Anmerkung dazu (Bd. II, S. 785) lautet: „Christian Friedrich Mylius, Präzeptor in Karlsruhe, erhielt zwar nicht die durch den Tod von Karl Friedrich Eisenlohr (1747–1801) verwaiste Pfarrei Brombach, kam jedoch 1802 nach Kirchen.“

Mylius wurde also 1802 Pfarrer in Kirchen, und Hebel soll ihn dort noch im gleichen Jahre besucht und dabei Veronika kennengelernt haben. Dabei soll Hebel, angeregt durch die Schönheit des Mädchens, während des Mittagessens das Gedicht „Hans und Verene“ verfaßt und Veronika gewidmet haben. Daß dies nicht der Fall sein konnte, wird nun zu beweisen sein.

Der Vorgänger von Mylius, Pfarrer Maler, vermerkte im Kirchener Totenbuch: „Am 22. April 1802 bin ich nach Blansingen abgezogen.“ Mylius selbst begann das Taufbuch der Gemeinde erst am 24. April 1802. Es ist daher als sicher anzunehmen, daß er frühestens im April 1802 nach Kirchen gezogen ist. Er hatte zunächst Schwierigkeiten bei der gering dotierten Stelle. Mylius war aber ein tüchtiger Theologe und ein beachtenswerter Schriftsteller (z. B. Verfasser eines vierbändigen Werkes über eine Reise nach Südfrankreich), der von seiner vorgesetzten Behörde recht geschätzt wurde. Wahrscheinlich hat er Veronika Geiger-Ellrichshausen bald nach seinem Umzug nach Kirchen bei sich aufgenommen. Hebel aber unternahm seine Oberlandreise 1801 und war am 18. Oktober 1801

bereits wieder daheim in Karlsruhe. Er konnte also Mylius in Kirchen gar nicht besucht haben, und weitere Besuche Hebels in Kirchen sind nicht feststellbar.

Auch in literarischer Hinsicht kann Hebel das große, schöne Gedicht nicht ad hoc während eines Mittagessens geschrieben haben. So ein stürmischer Pegasusreiter war — bei aller oft bewiesenen schnellen, humorigen Reimkunst — der im Wesen bedächtige, besinnliche, wenn auch für Frauenschönheit nicht unempfindliche Hebel, nicht. Dazu ist das Gedicht auch viel zu formvollendet. Wann es entstanden ist, ist nicht bekannt. Es kam mit den Alemannischen Gedichten 1803 heraus. In einem Brief an Hitzig vom Anfang November 1802 schrieb Hebel: „Müller in Friesenheim hat drei vortreffliche Melodien geliefert. Hans und Verena, ganz charakteristisch..." Diese Zeilen beweisen mit, daß Veronika Geiger nicht das Urbild der Verene war, ganz abgesehen davon, daß Hebel noch im „Statthalter von Schopfheim“ und in „Riedligers Tochter“ ebenfalls eine Verena auftreten läßt. Georg Längin bringt auch das Bild des Wiener Malers Karl Agricola, das Hebel im Gespräch mit einer jungen Markgräflerin zeigt, in der man die Veronika Geiger zu erkennen glaubte, in die Auseinandersetzung. Er schreibt: „...es liegt ihm (dem Bild) allerdings ein Urbild zugrunde, aber

Hausinschrift am Hause des 1978 abgerissenen Hauses Hauptstr. 24 in Grünwettersbach.

● In diesem Hause wohnte ●
 Johann Peter Hebel's
 „Vrenele“
 bis zu ihrem Tode.
 ● „Es war so flink so dundersnett“ ●

das der Elisabetha Banschlicher, eines jungen Mädchens voll reizender kindlicher Unschuld, das Hebels Obhut anvertraut war, und es war wohl die Tafelrunde des Freundeskreises, in welcher der Gedanke reifte, Hebel mit einer solchen reizenden Mädchen-gestalt zusammen zu stellen. Wir zweifeln nun nicht daran, daß Veronika Rohrer (so hieß sie nach ihrer Verheiratung) in ihrer Jugend ein Markgräflermädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit war — Spuren davon zeigten sich noch in ihrem Alter —, allein da das genannte Bild Hebel im Alter darstellt und sicher nicht vor dem Jahre 1820—1824 entstanden ist; da Veronika Rohrer im Jahre 1779 geboren, damals schon 42—44 Jahre alt war, so ist auch nach dieser Seite hin die Zusammenstellung mit Hebel eine Unmöglichkeit...“ Damit darf als sicher festgestellt werden, daß Veronika nicht das Urbild im Gedicht „Hans und Verene“ war.

Ebensowenig ist es möglich, von einer Neigung Hebels zu dem Mädchen zu sprechen, wie das oft der Fall war. Für eine „Herzensangelegenheit“ fehlen jegliche Anhaltspunkte. Hebel selbst ist ja in seinen Gedichten niemals in den Vordergrund getreten. Der Grundton seiner Gedichte ist nicht der einer romantischen Liebe, sie sind vielmehr Ausdruck des Heimwehs und der Sehnsucht nach dem Oberland. Georg Längin sagt dazu ganz richtig: „Der Name Veronika tut nichts zur Sache; Hebel liebte ihn seiner Heldin, weil er im hinteren Wiesental in der Nähe von Schopfheim unter den Bauernmädchen der verbreitetste ist, auch in den protestantischen Orten vielleicht eine dunkle Erinnerung an die in der nahen Schweiz viel gefeierte heilige Veronika, eine der 10 000 Jungfrauen der heiligen Ursula.“ In allen Aufsätzen, die über das Thema Hebel und die Frauen geschrieben wurden, wird mit Recht die zentrale Bedeutung der Mutter für den Dichter hervorgehoben. Außer ihr haben nur noch vor allem Gustave Fecht, Sophie Hauffe und vielleicht Henriette Schütz-Hendel für sein

Leben Bedeutung gewonnen. Von einer Veronika Geiger-Ellrichshausen ist nirgends die Rede. Und noch einen anderen Aspekt bietet Georg Längin an, eine soziale Komponente, Gedanken, die vieles für sich haben. Er schreibt, daß das Gedicht ein Bild aus dem hinteren Wiesental darstelle, das „Glück und der Jubel eines schmucken Tagelöhner- oder Gütler-Sohnes, der von der Tochter eines reichen Hofbauern gerne gesehen wird, aber kaum wagt, Hoffnung zu hegen, die Geliebte zu erlangen; schon gibt er sich den traurigsten Gedanken hin, da auf einmal wird er aus aller Sorge befreit, durch den Entschluß des Mädchens: ich bin dir hold und will dein werden. Der Schwerpunkt des Gedichtes liegt also nicht darin, daß ein Höherer zu einem niedergestellten Mädchen eine Neigung hat und an der Erwidderung zweifelt; auch nicht darin, daß zwei Gleichgestellte sich lieben, sondern das Gedicht macht überall den Eindruck, daß Verene das Kind wohlhabender Eltern ist und höher steht als Hans, und es vergegenwärtigt einen Konflikt, wie er in den einzelnen zerstreuten Bauernhöfen des Schwarzwaldes häufig vorkommt.“ Damit kann die Diskussion über das Verhältnis Hebel-Veronika abgeschlossen sein.

Wie aber wurde Veronika Geiger-Ellrichshausen im Bewußtsein der Öffentlichkeit zu Hebels Veronika? Dazu muß man ihren weiteren Lebensweg beleuchten und werten. Mylius wurde im Jahre 1817 als Pfarrer nach Grünwettersbach versetzt, und die damals 38 Jahre alte Veronika ging mit ihm und führte ihm weiter den Haushalt bis 1824. In diesem Jahr heiratete sie im Alter von 45 Jahren, ein Entschluß, der ihr kein Glück brachte. Ihr Mann war der Küfer Wilhelm Friedrich Rohrer, Veronika war sechzehn Jahre älter als er. Bald begann ihr Leidensweg. Rohrer trank, mißhandelte zunehmend seine Frau, und es ging wirtschaftlich bergab. Veronika sah sich gezwungen, ihn 1834 deswegen beim Kirchenrat zu verklagen. Im Protokoll



„Hebel und Vreneli“

Aquarell von Carl Jos. Agricola (1814)

heißt es u. a.: „Da die Leute schon öfters vorgeladen und auch schon beim Amt gewesen waren und immer wieder in ihr unfreundliches Leben zurückgefallen sind, so beschloß man: Wenn die Frau noch länger auf ihrem Entschluß beharre, von ihrem Mann getrennt zu werden, ihr zu willfahren und den Meldschein an das Großherzogl. Oberamt zu erteilen.“ Nun aber ging das Schicksal schnell. Mylius, der väterliche Betreuer, gab sein Amt altershalber auf und zog nach Karlsruhe. Hebel war bereits 1826 gestorben. 1836 starb Veronikas Mann im Alter von 40 Jahren und 6 Monaten, die Scheidung war vom Tod vollzogen worden. 1841 verschied schließlich auch noch Pfarrer Mylius, 76 Jahre alt. Die Witwe, die über keinerlei Vermögen ver-

fügte, mußte ein kümmerliches Leben führen. Mit 57 Jahren stand Veronika allein da in einem Dorfe, in dem sie nie heimisch werden konnte. Sie blieb Außenseiterin, eine Frau, die stets ihre markgräfliche Tracht trug und alemannisch sprach. Das allein schon gab ihr eine Sonderstellung im Dorfe, besonders wohl von der Sprache her. Und da Veronika Johann Peter Hebel gut kannte und ebenso im Pfarrhaus seine Gedichte hörte und las, nimmt es nicht wunder, daß sie im Laufe der Zeit manches Gedicht auswendig lernte und sie gerne bei allen sich bietenden Gelegenheiten zum besten gab. Und so wurde sie, psychologisch bei der armen Frau verständlich, zunächst in sich selbst zu Hebels Vreneli, jene Verena aus dem Gedicht,



Vreneli als Greisin

das sie nachgewiesenermaßen so gerne auf- sagte. Vielleicht gab ihr das innerlichen Auf- trieb und Hilfe, das harte Leben zu meistern. Und vielleicht hatte auch Mylius und sein Freundeskreis sie gutmütig in der Annahme bestärkt, daß sie die Verene Hebels sei. Veronika Rohrer arbeitete fleißig. Sie sam- melte Blumen und trug Körbe voll Obst und Gemüse zum Verkauf nach Karlsruhe. Hans Felkl berichtet, daß im Frühjahr 1856 ein Herr Groß aus Karlsruhe beim Morgenspa- ziergang die sich abschleppende Frau sah und sie ansprach. Er fährt fort (und das muß der Folgen wegen ausführlich zitiert wer- den): „Sie erzählte ihm ihr Schicksal. In Herr Groß regte sich Mitleid und Ehrfurcht, und er veranlaßte am 10. Mai 1856 einen Aufruf in der ‚Karlsruher Zeitung‘ zur Durchfüh- rung einer Sammlung zugunsten der nochle- benden Zeitgenossin und begeisterten Vereh- rerin Hebels. Ein hierzu vom damaligen Grünwettersbacher Pfarrer Müller aus- gestelltes lobendes und veröffentlichtes Zeugnis

begünstigte diese Sammlung. Es lautet wört- lich: ‚Die Verhältnisse dieser Frau sind der- art, daß ihr eine Unterstützung und jede Un- terstützung höchst erwünscht sein muß. Sie ist über 70 Jahre alt und seit 1836 Witwe, ohne Kinder und Vermögen. Die zwölf Jahre ihrer Ehe waren eine ununterbrochene Reihe von Bekümmernissen, Leiden und Mißhandlungen bei einem unholdigen und dem Trunk ergebenen Manne, bei dessen Tod ihr von früher erspartem Vermögen nichts übrig war als eine verschuldete Woh- nung. Mit ihrem Lebensunterhalt war sie da- her, wie zum Teil schon bis dahin, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen und dann auf die Teilnahme edler Menschenfreunde. Und da sie so glücklich war, deren eine ziemliche Anzahl zu finden, so brachte sie sich ziem- lich ordentlich fort. Nachdem sie jedoch seit des Eintritts ins höhere Alter, obgleich sie noch so schön und gut wie früher aber nicht mehr so ausdauernd spinnen kann, so ging es ihr in der letzten Zeit etwas kümmerlicher, zumal da ihr auch im letzten Herbst auf Be- trieb des Gläubigers ihre Wohnung verkauft wurde. Sie hatte mit der Zinszahlung nicht zurecht kommen können und muß nun Hauszins zahlen. So sticht denn freilich ihr jetziges Los recht gegen die Jahre ab, von welchen sie Ihnen gewiß auch eine interes- sante Beschreibung gemacht hat, und er- weckt unwillkürlich Mitleid. Von ihrem Be- tragen aber kann nichts anderes gesagt wer- den, als daß es lobenswert sei, wie in ihrem ganzen Wesen der Einfluß der Umstände sich zeigt, unter welchen sie früher bis zu ih- rer Verheiratung gelebt hat. Insbesondere ist sie voll Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihre Wohltäter und Wohltäterinnen; und wenn Sie sich daher derselben in irgend einer Weise anzunehmen die Güte haben wollen, so können Sie versichert sein, daß Ihre freundliche Bemühung einer alten Frau zu- gute kommt, die der Teilnahme und Unter- stützung ebenso würdig als bedürftig ist.‘“ Die nun reichlich fließenden Spenden er-

leichterten Veronika nicht nur eine Zeitlang das Dasein, der Aufruf hatte sie in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gerückt. 1856 war ja das Jahr des 30. Todestages des Dichters, und hier lebte noch eine Zeugin seines Lebens, die ihn gut gekannt und die er besungen hatte, hier lebte noch Hebels Vreneli! Nun ließ die Aufmerksamkeit an Veronika nicht mehr nach. Besonders der Karlsruher „Liederkranz“ nahm sich um die Frau an. Felkl zitiert die Chronik des Vereins: „Am 5. Oktober 1856 ging ein Quartett des Karlsruher Gesangvereins Liederkranz nach Grünwettersbach, wo Hebels Vreneli (Veronika Rohrer) noch als 77jähriges altes Mütterchen lebt, und es wurden ihr im Gasthaus ‚Lamm‘ einige von Spohn komponierte Hebel-Lieder vorgetragen, und zwar ‚Es gefällt mir numme eini‘ (das ist das Gedicht ‚Hans und Verene‘, das die Greisin noch selbst auswendig konnte), ‚Loset, was i euch will sage‘ und ‚Z-Mülle uf der Post‘. Dabei wurde sie noch mit gutem Wein bewirtet und sie sprach ‚dene guete Herre von Karlsruh‘ gerührt ihren Dank aus.“ Den Höhepunkt im Leben der dann 81jährigen aber brachte das Jahr von Hebels 100. Geburtstag. Sie stand im Mittelpunkt der Feierlichkeiten im Museum und im Großherzogl. Theater am 10. Mai 1860, wo sie bei der Festvorstellung einen Ehrenplatz innehatte. Was muß das für diese Frau bedeutet haben! Der Hof nahm wohlwollend von ihr Notiz, besonders die Großherzogin Sophie bemühte sich um sie. Natürlich standen auch die Schulen nicht zurück. Felkl berichtet von der Feier der höheren Töchterschule, zu der Veronika eingeladen war und bei dieser Gelegenheit von den Schülerinnen ein Geldgeschenk von 12 Gulden erhielt.

Grünwettersbach muß seinerzeit ein vielbesuchter Ort der Hebel Freunde gewesen sein. Georg Längin, der zeitlich am nächsten bei den Ereignissen steht, berichtet aus seiner Schülerzeit: „Grünwettersbach war damals ein wahrer Wallfahrtsort von Karlsruhe aus,

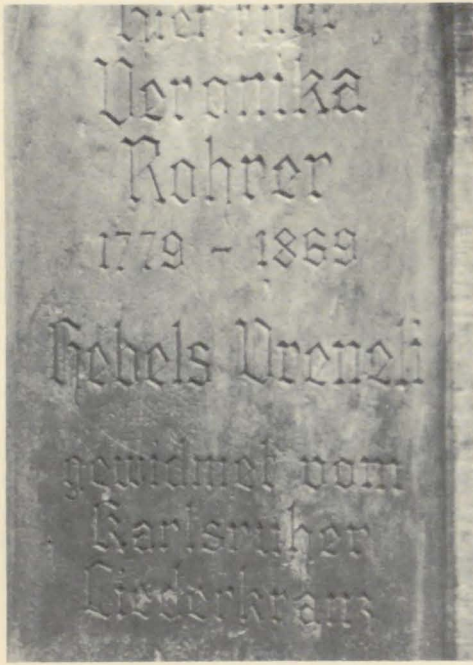
und der Verfasser dieses wanderte Mitte der vierziger Jahre selbst als Gymnasiast hinüber, um diese vielgenannte Frau, die mitten in der schwäbischen (!) Bevölkerung mit ihrer alemannischen Kleidung, alemannischen Sprache und alemannischen Sitte einsam und verachtet dastand und durch ihre Anziehungskraft, die sie übte, halb und halb als ein Wesen mit bösen Geistern im Bunde von ihren Dorfgenossen betrachtet wurde, zu sehen und zu hören.“

Nach einem Höhepunkt geht der Weg mehr oder weniger rasch unweigerlich nach unten, die Öffentlichkeit vergißt schnell. Die Kirchenratsakten von Grünwettersbach geben über das weitere Schicksal und den letzten Lebensabschnitt Veronikas Auskunft. 1866 wird berichtet, daß sie im Diakonissenhaus in Karlsruhe von Verehrern Hebels unterhal-

Grabstein der Veronika Rohrer.

Foto: Jörg Vögely





Inskrift des Grabsteins.

Foto: Jörg Vögely

ten worden sei, daß aber diese Quelle nunmehr nicht mehr fließe, und die Verwaltung des Diakonissenhauses die Zahlung der Pflegekosten von der Gemeinde verlange. Schließlich weisen die Gemeinderechnungen tatsächlich aus, daß die Gemeinde Grünwettersbach für die pflegebedürftige, arme und an Alters- und Augenschwäche leidende Veronika Rohrer vom 8. 6. 1866 bis zum ihrem Tode am 8. 1. 1869 insgesamt 282 Gulden und 36 Kreuzer und 3 Gulden für das Bett bezahlt hat.

Das Leben der Veronika Rohrer erlosch also am 8. Januar 1869 im hohen Alter von über 89 Jahren im Diakonissenhaus in Karlsruhe. Sie wurde auf dem alten Friedhof der Stadt an der Kapellenstraße beigesetzt. Wieder war es der „Liederkranz“, der die Trauerfeier mit seinem Chorgesang verschönte und der Verstorbenen einen Grabstein setzte, auf dem die Worte stehen:

Hier ruht Veronika Rohrer
1779—1869
Hebels Vreneli
gewidmet vom Karlsruher Liederkranz

Es galt nun, den Grabstein ausfindig zu machen. Der Verfasser kennt den alten Friedhof gut und hat ihn früher oft dort stehen sehen. Als er ihn für diesen Aufsatz photographieren wollte, war er nicht auffindbar. Eine Anfrage beim Friedhofs- und Bestattungsamt der Stadt Karlsruhe erbrachte schnell und sehr höflich u. a. folgende Antwort:

„1. Der Grabstein befindet sich noch im alten Friedhof an der Kapellenstraße.

2. Standort des Grabsteins: Nordwestlich der Straßeneinmündung Frühlingsstraße/Ostendstraße, zwischen der Gruftenhalle u. Ostendstraße in der äußersten Ecke, verdeckt von Feuerdornbüschen. Der Grabstein von Veronika Rohrer ist aus weißem Sandstein... Höhe des Grabsteins ca. 1,20 m, Breite ca. 55 cm.

Da der Grabstein schlecht aufzufinden ist, haben wir Ihnen eine kleine Skizze angefertigt... Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß der Grabstein ursprünglich an einer anderen Stelle gestanden hat und an die jetzige witterungsgeschützte Stelle versetzt wurde, um ihn nicht der Gefahr von Beschädigungen auszusetzen! Leider ist der Friedhofsplan von der damaligen Begräbnisstelle nicht mehr vorhanden.

3. Der Grabstein befindet sich versteckt hinter einer Feuerdornhecke, weshalb er nicht ohne weiteres zugänglich ist. Ein Fotografieren des Grabsteines ist möglich, wenn man die Heckenzweige zur Seite biegt.“

Und in der Tat, eine Heckenschere verschaffte den Zugang zu dem Stein, der hinter einer mächtigen Feuerdornhecke völlig unsichtbar und angeschlagen sein Dasein fristet. Das Bild, das er heute bietet, wird aus der Photographie sichtbar.

Was ist nun von Veronika Rohrer, geb. Geiger-Ellrichshausen, die für ihre Zeitgenossen

Hebels Vreneli war, geblieben? Eine Erinnerungstafel vom abgerissenen Haus, in dem sie eine so unglückliche Ehe führte, und ein langsam verfallender Grabstein. Schwindende, fast schon verschwundene Erinnerungen an eine Frau, die Hebel gekannt hat und die durch seine Gedichte die besten Stunden des letzten Abschnittes ihres geplagten Lebens erleben durfte. Mit ihr verschwindet auch ein kleines Stück romantischer Karlsruher Lokalgeschichte. Und deshalb hätte sie es verdient, daß ihr Grabstein wieder freigelegt und renoviert wird. Er könnte manche zum Nachdenken darüber anregen, wie schnell ein kleiner Ruhm verwelkt und wie nahe Glück und Leid beieinander liegen.

Literaturnachweis

1. Hebel, Johann Peter: Alemannische Gedichte, 5. Auflage, Aarau 1820
2. Hebel, Johann Peter: Alemannische Gedichte, der Gesamtausgabe 3. Band, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von W. Zentner, Karlsruhe 1972
3. Hebel, Johann Peter: Briefe, Band I u. II. Herausgeber W. Zentner, Karlsruhe 1957
4. Hebel, Johann Peter: Werke, Hrsg. Wilhelm Altwegg, Bd I u. II, Atlantis-Verlag
5. Zentner, Wilhelm: Johann Peter Hebel, eine Biographie, Karlsruhe 1965
6. Felkl, Hans: Wer war Hebels Vreneli? In „Die Markgrafschaft“, Hrsg. Hebelbund Müllheim, 12. Jahrg. Heft 12, Dez. 1960, S. 7–11
7. Felkl, Hans: Christian Friedrich Mylius, ein Freund J. P. Hebels, in „Die Markgrafschaft“, Hrsg. Hebelbund Müllheim, 19. Jahrg. Heft 4, April 1967, S. 7 u. 8
Die Aufsätze von Hans Felkl dienen als Hauptunterlagen für den Lebensweg der Veronika Geiger-Ellrichshausen. Sie sind deshalb so wertvoll, weil u. a. folgende Quellen ausgewertet wurden: Gemeinde- und Pfarrarchiv Grünwettersbach, Städtisches Archiv und Städtische Bücherei Karlsruhe, Archiv des Karlsruher Gesangvereins „Liederkrantz“, Schloßarchiv Hohenwettersbach, Unterlagen der Pfarrämter Hasel und Kirchen, außerdem die Karlsruher Zeitungen jener Jahre.
8. Längin, Georg: Johann Peter Hebel, ein Lebensbild, Karlsruhe 1875, S. 226–230
9. Specht, Julius: Grünwettersbach, ein Beitrag zur Heimatkunde, Karlsruhe 1887
10. Ortsverwaltung Wettersbach Hrsg.: Wettersbacher Heimatbuch, Grünwettersbacher Teil von Wilhelm Spengler, ohne Jahresangabe, S. 185
11. Zentner, Wilhelm: Johann Peter Hebel und die Frauen, Landesverein Badische Heimat, Ekkhart 1976, S. 71
12. Raif, August Friedrich: Das Karlsruher Gesellschaftsleben zur Zeit Johann Peter Hebels, in Badische Heimat, 15. Jhrg., Jahresheft „Karlsruhe“ 1928, S. 105–112

Bildernachweis

Hausinschrift am Haus Hauptstraße 24

Vreneli als Greisin

Die Bilder 2 und 3 wurden dem Wettersbacher Heimatbuch mit freundlicher Genehmigung der Druckerei Widmann, Karlsruhe-Durlach, entnommen.

Grabstein der Veronika Rohrer, Foto Jörg Vögely
Inschrift des Grabsteins, Foto Jörg Vögely

Hans und Verene

(Fortsetzung von Seite 221)

Am Zistig früeh bim Brunne,
se redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer Hans! Was fehlt der echt?
Es isch der näume gar nicht recht,
nei gar nit recht!“
I denk mi Lebzig dra.

I ha 's em solle sage,
und hätti 's numme gseit!
Und wenn i numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, jez gangi,
's würd jäten im Salat,
und sag em's wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
so bini morn Saldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, sell isch wöhr.
Doch hani no nüt Unrechts to,
und sufer gwachse wäri jo,
das wäri scho,
mit sellem hätt's ke G'föhr.

Was wisplet in de Hürste,
was rüehrt si echterst dört?
Es fisperlet, es ruuscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi näumer ghört.

„Do bini jo, do besch mi,
und wenn de mi denn witt!
I ha's scho sieder'm Spötlig gemerkt;
am Zistig besch mi völliig bstärkt,
jo, völliig bstärkt,
Und worum seisch's denn nit?

Und bisch nit rich an Gülte,
und bisch nit rich an Gold,
en ehrli Gmüet isch über Geld,
und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
und lueg, i bi der hold!“

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli, isch's so?
De besch mi usem Fegfüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei, nümme tolt.
Jo, früili willi, jo!

Karoline von Günderrode

Zum 200. Geburtstag der Dichterin

Beate Stiehl, Tübingen

„... denn immer rein und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu halten...“

Wer würde hinter diesen sicheren und stolzen Worten eine scheue Stiftsdame von eben 24 Jahren vermuten, eine Frau, die am Anfang des 19. Jahrhunderts lebte und die schon in jungen Jahren zu ihrer eigenen Persönlichkeit hatte finden müssen, da sie selbst ihrem Leben nur eine kurze Zeitspanne zur Verfügung stellte? Es war Karoline Friederike Luise Maximiliane von Günderrode, geboren am 11. Februar 1780 in Karlsruhe, als erstes von sechs Kindern eines markgräflich badischen Kammerherrn. Ihr Vater, Hector von Günderrode, hatte seine Stelle bei Hof bald wieder aufgegeben, um sich seinen schriftstellerischen Neigungen zu widmen, starb jedoch schon, als die kleine Karoline sechs Jahre zählte. Die Mutter zog mit ihren Kindern nach Hanau, wo die Familie in äußerst beschränkten Verhältnissen lebte. Drei der Kinder starben im Kindesalter, so daß der Tod schon früh ins Bewußtsein Karolinens trat. Sie war ein frühreifendes, viel zu ernstes Mädchen, das an allerlei nervösen Krankheiten litt. Schon siebzehnjährig wurde Karoline auf Vermittlung adeliger Freunde ins Cronstetten-Hynspergische Stift für unverheiratete adelige Damen in Frankfurt aufgenommen, obwohl sonst ein Eintritt erst mit dreißig und mehr Jahren möglich war. Sie genoß dort auch größere Freiheiten als ihre Gefährtinnen, konnte — auch männliche — Besuche empfangen, kleine Reisen unterneh-

men, ihren Studien und Interessen nachgehen. Trotz ihrer Scheu und Schüchternheit, die im krassen Gegensatz zu ihrer in Briefen oft geäußerten Sehnsucht nach Unabhängigkeit standen, besaß sie schon als Zwanzigjährige einen bedeutenden Freundeskreis. Bettina und Clemens von Brentano, Carl von Savigny, Lisette Nees von Esenbeck zählten dazu, um nur die wichtigsten zu nennen. Ihr von Pflichten wenig belastetes Leben benutzte Karoline zum Studium der Geschichte und der Philosophie, sie las die Werke der alten Meister, aber auch die der bedeutenden Dichter und Denker ihrer Zeit, wie Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Jacobi, Fichte und nicht zuletzt die Veröffentlichungen der jungen Romantiker, die ihr im eigenen Freundeskreis besonders nahestanden.

Liest man ihre Briefe aus dieser Zeit, kann man schon die Grundzüge ihres Wesens erkennen, Feinnervigkeit und Zurückhaltung und dagegen Bestimmtheit und ehrgeizige Zielstrebigkeit, doch erst die Begegnung mit der Liebe und der Entsagung ließen sie zur Dichterin werden.

Im Sommer 1799 lernte sie auf dem Landgut von Freunden den Studenten Carl von Savigny kennen, der sogleich tiefen Eindruck auf sie machte, wie sie an ihre Freundin Karoline von Barkhaus schrieb: „... sehr bald belehrte mich die zunehmende Stärke meines Gefühls, daß es Leidenschaft sei, was ich fühlte...“ In einem bald darauf folgenden Brief fürchtete sie: „... Ich fühle es nur zu sehr, wie weit ich von dem Ideal entfernt bin, daß sich ein S. erträumen kann als daß ich hoffen dürfte...“ Ihr Gefühl trog sie nicht.



Karoline von Günderrode (1780–1806)

Archiv: H.L. Zollner, Ettlingen

Savigny, später berühmt gewordener Rechtslehrer und Staatsmann, der als Minister von 1842–1848 die preußische Gesetzesreform durchführte, war schon in jungen Jahren ein gesetzter abwägender Mann. Er war wohl bezaubert von Karoline, die nach Beschreibung Bettina von Arnims sehr schön gewesen sein muß, war angetan von ihrem Wissen und Denken, doch zuviel wurde in dem kleinen Kreis, in dem sie sich alle bewegten, über das philosophierende Stiftsfräulein gemunkelt. Als Savigny erkannt hatte, daß Karoline mit ihrer starken Persönlichkeit ihm niemals nur begleitende Weggefährtin, nur anmutige Professorengattin werden könne, zog er sich langsam zurück und wandte sich Kunigunde, genannt Gunda, von Brentano zu, die zwar die Bildung der Brentanos, nicht aber ihre genialischen Ele-

mente in sich trug. Doch auf die geistige Freundschaft und die versteckt vielsagenden Briefe der Günderrode wollte Savigny ebensowenig verzichten wie seine Verlobte Gunda auf ihre Jungmädchenfreundschaft mit Karoline: Sie sollte „die Dritte im Bunde“ sein. Das „Günderrödchen“ fügte sich, muckte auf, gab aber wieder klein bei, als Savigny sie der „Republikanischen Gesinnungen“ bezichtigte. Karoline versuchte, ihrer Leidenschaft in Gedichten Herr zu werden, die zu den schönsten Liebesgedichten der deutschen Romantik gehören, wie „Liebe“ und „Der Kuß im Traume“, das sie Savigny zwei Monate vor seiner Hochzeit mit Gunda im Mai 1804 übersandte. In jener Zeit wurden „Traum“ und „Schmerz“ zu Schlüsselwörter. ihrer Poesie, vertraut der Gedanke an den Tod, den sie als Bewährungsprobe für jene ansah, die im Leben nicht geschickt genug waren, glücklich zu werden.

Ebenfalls 1804 erschien ihr erstes Werk „Gedichte und Phantasien von Tian“. Bald war ihr Pseudonym gelüftet, die Freunde zum großen Teil über ihre Vollendung erstaunt; auch Clemens Brentano, dem sie auf seine Frage, warum sie sich entschlossen habe, ihre Lieder drucken zu lassen und so der allgemeinen Kritik auszusetzen, mit den eingangs genannten Worten antwortete. Nach Zeugnis der Charlotte von Stein war selbst Goethe von dem schmalen Bändchen angenehm berührt, und er ließ es am 9. Juli 1804 in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ anzeigen.

In den Jahren der unerfüllten Liebe zu Savigny war Bettina von Brentano zu einer echten Freundin Karolinens geworden. Die acht Jahre jüngere, ungestüme, ungezügelt, genialische Bettina war fordernder und gebender Gegenpol zum ruhigen strengen Ernst der Karoline. Sie betrieben zusammen Philosophie, Geschichte und Religion, und wenn Karolines matte Augen trotz des allzeit benutzten grünen Papiers versagten, diktier-

die Günderrode ihre Gedichte der Freundin. Einmal reisten die beiden Mädchen nur so auf der Landkarte nach Italien und schmückten dann ihre fiktive Reise mit zahlreichen Erlebnissen aus, von denen sie sprachen, als habe die Reise tatsächlich stattgefunden. Selbst ihre Todesgedanken vertraute Karoline Bettina an, die zutiefst erschrocken reagierte und ihrer Freundin versicherte, daß sie sie immer am Freitod hindern werde. Als Karoline später die Verzweiflungstat ernsthaft in Betracht zog, trennte sie sich zuvor, scheinbar ohne Grund, von Bettina. Vierzig Jahre nach dem Tod Karolines setzte ihr Bettina ein bleibendes Denkmal mit ihrem Briefroman „Die Günderrode“.

Im August des Jahres 1804 besuchte Karoline ihre Schulfreundin Sophie Daub in Heidelberg. Auf dem Altan des Schloßes lernte sie den 33jährigen Altertumswissenschaftler Friedrich Creuzer kennen, einen Mann aus einfachen Verhältnissen, der nur mit Hilfe zahlreicher Gönner, zum Beispiel Savignys, hatte studieren können, und der hauptsächlich nach Heidelberg berufen worden war, um die am Boden liegende Universität auch organisatorisch zu neuem Leben zu erwecken. Beide scheinen sogleich voneinander erfüllt gewesen zu sein, denn schon wenige Tage nach der Begegnung schreibt Creuzer an seinen Vetter Leonhard: „Erst kam Brentano allein, dann ein Fräulein von Günderrode (eine Poetin, Verfasserin des „Tian“, den Du... kennen wirst). Sie ist mir aber liebgeworden ohne das, denn ihre Gedichte las ich erst nachher. Ein liebes, liebes Mädchen...“

Für Creuzer, der sich bis dahin nur der Wissenschaft hingegeben hatte, war Karoline mit ihrer äußeren und inneren Schönheit die ideale Verkörperung des klassischen Menschentums. Zunächst noch scheu, enthüllte sie ihre wahren Empfindungen in ihrem letzten Gedichtwerk „Melete“, wenn sie sagt: „Mit Freude denk' ich oft zurück an den Tag, an welchem wir uns zuerst fanden, als ich Dir

mit einer ehrfurchtvollen Verlegenheit entgegentrat wie ein lehrbegieriger Laie dem Hohenpriester. Ich hatte es mir vorgesetzt, Dir womöglich zu gefallen, und das Bewußtsein meines eigenen Wertes wäre mir in seinen Grundfesten erschüttert worden, hättest Du Dich gleichgültig von mir abgewendet...“

Im September kommt Karoline zu einem zweiten Besuch nach Heidelberg, währenddessen sich die Liebenden wohl ihre Gefühle gestanden haben. Nur, Creuzer ist verheiratet mit Sophie Leske, der 13 Jahre älteren Witwe seines Professors, die er mehr aus Dankbarkeit denn aus Neigung geheiratet hatte. Das Trauerspiel beginnt, alle Rollen sind typengerecht besetzt.

Einmal ist Sophie bereit, sich gegen ausreichende materielle Versorgung von Creuzer scheiden zu lassen, dann stimmen Freunde, wohlmeinende und klatschsüchtige, sie wieder um. Sie ändert beständig ihr Verhalten, mehrmals packt sie selbst das Bündel für Creuzer, damit er zu Karoline reisen kann, dann wieder erbricht sie die Briefe Karolines und fertigt Abschriften an, dann wieder schreibt sie an Karoline, daß sie auf ihren Mann verzichte. Ein andermal verläßt sie Creuzer für einige Tage, um ihm zu beweisen, wie wenig er sich ohne sie im realen Leben zurechtfinde. — Die Liebenden schreiben einander unzählige Briefe. Die Creuzers sind zum größten Teil noch vorhanden, vom getreuen Vetter Leonhard Creuzer aufbewahrt, während von Karoline nur noch neun Briefe an Creuzer überliefert sind, als Abschriften im Archiv der Familie Leske. Alle anderen hatte die Vertraute und Vermittlerin mancher Treffen von Karoline und Creuzer, Susanne von Heyden, verbrannt.

Das Paar schwankt zwischen Entsagen und Leidenschaft, zwischen Vorwürfen und neuen Liebesschwüren, Trennung und heimlichen Treffen. Es benutzt griechische Buchstaben, Deckadressen und Decknamen. Da wird Sophie „die Gutmütige“, Karoline „die

Poesie“ und Creuzer „der Fromme“ genannt. Das alles wirkt wie kindliches Versteckspiel; allein, der Einsatz ist hoch, der Klatsch, die bösen Gerüchte und Unverständnis untergraben ihre Widerstandskraft. Und trotzdem können sich die Liebenden in manchen Stunden über diese Widerwärtigkeiten erheben, einander in ihrem Schaffen anregen: denn beider Wissen, Interessen und Begabungen ergänzen sich aufs Glücklichste. Durch Creuzer findet Karoline Zugang zu den alten Mythen und seine Kritik an ihren Werken ist so sachkundig und eingehend, wie sie sich ein Dichter nur wünschen kann. Er rät ihr, sich nur der Lyrik, dem Mythos und der Sage zuzuwenden, da das bürgerliche Drama nicht ihr Feld sei — ein Urteil, dem sich die heutige Kritik anschließt. So erscheinen von 1804 bis 1806 noch „Poetische Fragmente“ und in Zeitschriften die Dramen „Uhdola“, „Magie und Schicksal“ und Prosa „Geschichte eines Braminen“. Creuzer selbst bereitet für Karoline die Herausgabe einer dritten Sammlung von Lyrik und Prosa vor, nach seinem Vorschlag „Melete“ genannt, beendet die Drucklegung aber nach Karolines Tod auf Zureden von Freunden, die meinen, daß in dieser einzigen Liebeserklärung an „Eusebio“ zu leicht Creuzer zu erkennen sei. Erst im Jahre 1896 findet man ein Unikum im Besitze Alexander von Bernus' auf Stift Neuburg bei Heidelberg.

Doch auch Creuzers Werk ist ohne den Einfluß der Günderrode nicht denkbar. Je aussichtsloser ihm eine Verbindung mit der geliebten Frau erscheint, um so höher stilisiert er das Bild von ihr. Sie soll ihm Muse, ja geistige Patin seines Werkes sein: „Ich will die beste Blüte meiner männlichen Geisteskraft auf ein Werk verwenden, das, indem es den Mittelpunkt des frommen, heiligen Altertums zu enthüllen sich bestrebt, nicht unwert wäre, der Poesie (wie er späterhin Karoline

immer nannte) zum Opfer dargebracht zu werden“. Dieses, sein Hauptwerk „Symbolik und Mythologie der alten Völker, bes. der Griechen“, im Sinne der Heidelberger Romantik geschrieben, ist in vieler Hinsicht neu.

Dennoch, die Kräfte erschöpfen sich. Karoline erlebt ihre Liebe immer mehr als Schuld und äußert Todessehnsucht. Creuzer sieht sich in seinen Verhältnissen gefangen. Noch einmal sehen sie sich im Juni 1806, Creuzer kommt schwerkrank von dieser Reise zurück, schwebt tagelang zwischen Leben und Tod. In einem wachen Moment läßt er seine Freunde versammeln und durch den Theologen Karl Daub Karoline das Ende ihrer Beziehung mitteilen. Sie weilt zu dieser Zeit in Winkel am Rhein. Susanne von Heyden, die ihr Creuzers Entschluß mitteilen soll, versucht, das Verhängnis aufzuhalten, indem sie den unheilbringenden Brief zunächst an Charlotte von Servièrre, die mit in Winkel weilt, richtet. Doch Karoline muß ihr Unheil geahnt haben, sie öffnet heimlich den Brief, bricht scheinbar heiter zu einem Spaziergang am Ufer des Rheines auf und gibt sich dann mit dem Dolche selbst den Tod.

Karoline von Günderrode hatte in ihren Augen die Bewährungsprobe des Lebens nicht bestanden und ging deshalb aus ihrem „Nicht-Leben“; tatsächlich gescheitert war sie am immerwährenden Konflikt der begabten Frau, die zugleich dem Mann und Familie und dem eigenen Werk dienen will, ein Konflikt, der damals noch viel weniger zu lösen war als heute.

* Die Schreibung „Günderrode“ folgt den Forschungen des Günderrode-Forschers Max Preitz, der sich auf Königs „Genealogische Adels-Historie“ Frankfurt 1707 beruft, danach habe die ganze Familie die Schreibart „Günderrode“ benutzt.

Aufrechter Gang

Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob

Wolfgang Wipprecht, Renningen

Über Heinrich Hansjakob nachzudenken, ist nicht einfach. Er war alles andere als ein einschichtiger Mensch.

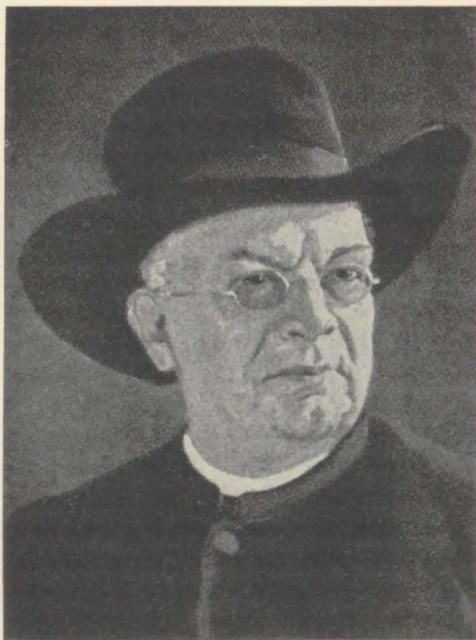
Über Heinrich Hansjakob zu andern zu reden, ist schwer. Immer noch kann man ihn nur aus seinen Büchern und Schriften erkennen. Große Teile seines Schriftwechsels und seine Personalakten sind bisher nicht offengelegt. Er ist nahezu 80 Jahre alt geworden. Während solch langer Lebensdauer verändert sich der Mensch nicht nur physisch. Auch der Geist wandelt sich in der Zeit, und die Zeit ihrerseits wandelt den Geist.

Er widerspricht sich nicht selten selbst. Immer aber ist er getragen von hoher Menschlichkeit. Kein kleiner Geist, wenn auch mitunter kleinlich. Darum auch ist es schwer, eine abschließend gültige Aussage zu machen. Hochgeistige und trotzdem nicht „intellektuelle“ Strömungen vereinigen sich in ihm mit schlichter Naturpoesie, mit echter Frömmigkeit und mit Heimatliebe. Preußische Leute und preußische Art mag er gar nicht, auch nicht, wenn sie von Bürokraten aus der „Residenz“ imitiert wird. Dem Auf und Ab seiner Zu- und Abneigungen einmal nachzuspüren, müßte interessant sein. Zwischen der ersten Jugendzeit in seinem „Hasle“, der Schulzeit in Rastatt und dem Priesterseminar scheint sich schon ein Wesenszug herauszubilden, der ihn das ganze Leben hindurch begleitet und — belastet hat: sein tiefer Pessimismus, das, was er selbst seine Melancholie nennt. Von Schopenhauer, den er liebt, scheint er sein ganzes Leben hindurch nicht loszukommen. Ganze Partien seiner persönlichen Äußerungen klingen wie entnommen aus der „Welt als Wille

und Vorstellung.“ Dabei übernimmt er eher die Grundhaltung des Philosophen als dessen System.

Schon die Auffassung, wonach sich nicht nur die angeborenen Eigenschaften der Ahnen auf die Nachkommen vererben¹⁾, ist echter Schopenhauer²⁾. Das, was er seine Melancholie nennt, führt er auf Vererbung von einer italienischen Vorfahrin ebenso zurück wie seine Gesichtsfarbe³⁾. Dabei hat er von sich selbst den Eindruck, er sei „mehr Hammerstiel als Hammer, mehr halb als ganz, bald hart wie ein Hufeisen, bald wie eine mürbe Brezel“.

Solch innere Zerrissenheit war es wohl auch, die ihn im Jahre 1894 für einige Zeit in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau verweilen ließ⁴⁾. Mit 67 Jahren bekennt er, daß er schon seit zehn Jahren der „Pflicht ans Sterben zu denken“ nachgekommen sei, und das „vielleicht nur allzusehr“. Realistisch indessen, um nicht zu sagen: psychosomatisch bedingt, ist seine Meinung, daß Festigkeit und Schwäche den letzten Dingen gegenüber sowohl von dem Gesundheitszustand eines Menschen abhängen wie auch von dessen irdischer Lage⁵⁾. Er wiederholt praktisch die Erfahrungen des eigenen Lebens, wenn er schreibt, „für alte und denkende Menschen gibt's meines Erachtens überhaupt keinen sogenannten schönen Lebensabend. Schön ist nur der Morgen des Lebens, die erste Jugendzeit⁶⁾. . . Der denkende Mensch aber, der in die Tiefen des Lebens blickt, dem vergeht die Freude am Leben. . . Wäre das Leben eine Freude, so könnten wir den Gedanken an den Tod gar nicht ertragen. So aber



Heinrich Hansjakob 1837—1916 Öl, W. Hasemann

hat der Tod, wie schon Schopenhauer sagt, das Gute, das Ende des elenden Lebens zu sein, und wir trösten uns über die Leiden des Lebens mit dem Tode und über den Tod mit den Leiden des Daseins⁷⁾.

Bedenkt man, daß das Büchlein „Mein Grab“ von einem Geistlichen geschrieben worden ist, zumal 15 Jahre, was man früher ein halbes Menschenalter nannte, vor seinem Absterben, dann befremdet die kreatürliche Abscheu vor der Verwesung des Leibes: „die Verwesung ist der greulichste der Greuel, so greulich, daß es ein wahres Glück ist, daß der Anblick ihrer entsetzlichen Arbeit den Lebenden erspart bleibt, so greulich, daß es keinen Menschen gelüstet, ihr Werk zu sehen⁸⁾. Das ist nun nicht mehr Schopenhauer. Ob dieser Horror, den viele unter uns nach zwei Weltkriegen nicht mehr ganz so zu empfinden vermögen, nicht doch übertrieben ist, ist eine hier nicht zu diskutierende Frage⁹⁾. Wir neigen der Auffassung zu, daß

der an ein Jenseits glaubende religiöse Mensch natürlicherweise nicht unter derselben Depression leiden könne, die bei Nichtgläubigen angeblich häufig ist. „Auch der Glaube an die Ewigkeit der Seele ist ein Trost¹⁰⁾. Man könnte indessen auch, auf Hansjakob bezogen, die Frage aufwerfen, ob nicht „Angst“ im Sinne des Geworfenseins der bestimmende Grundzug seines Daseins gewesen sei¹¹⁾. Dafür spricht sein Wort „Wenn dieses Leben für immer endet in der Gruft des Todes und uns nichts bleibt als ewige Nacht und ewige Vergessenheit, dann darf man laut ausrufen ‚Glücklich allein diejenigen, die nicht als Menschen geboren wurden‘^{11a)}.

Man könnte erwarten, daß dieser Neurasthener¹²⁾, dieser Melancholiker im Alltagsleben schüchtern, zurückhaltend, überdemütig und weltabgewandt, ja ungewandt gewesen sei. Das Gegenteil ist der Fall! Es war um 1848, als ein viertklassiger Dichter hämisch reimte „gegen Demokraten helfen nur Soldaten“ und der preußische König Friedrich Wilhelm IV.¹³⁾ diese Sentenz bei der Ablehnung der Kaiserkrone wiederholte. Das böse Wort wirkte fort bis 1918. Vor 1918 benutzte keine politische Partei in Deutschland — mit Ausnahme Württembergs — die Bezeichnung „demokratisch“¹⁴⁾. Hansjakob dagegen hat sich selbst schon früh und unüberhörbar als Demokraten bezeichnet, dies, obwohl Kaiser Wilhelm II. in seiner berüchtigten Rede vom 18. Mai 1889 wörtlich gesagt hatte: „Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind“ und in der ebenso berüchtigten Rede an die Rekruten vom 8. 12. 1891: „Bei den jetzigen sozialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß Ich euch befehle, eure eigenen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschießen“¹⁵⁾.

Wann und in welchem Zusammenhang sich Hansjakob erstmals als Demokraten bezeichnet hat, ist nicht mehr zu ermitteln. Zwischen Demokratie und freiheitlicher Verfassung

gab es für ihn, worauf weiter unten noch einzugehen sein wird, offenbar keinen Unterschied. Wie denn überhaupt die Wünsche und Vorstellungen derer, die sich „Demokraten“ nannten, in der vorbismarckschen Zeit mindestens so heterogen waren wie die sozialen Unterschiede zwischen den einzelnen politischen Gruppen. Es gab die freiheitlich-liberale Bewegung der Jugend während des Systems Metternich, die auf einen deutschen Bundesstaat unter Einschmelzung der Kleinstaaten hinwirkte. Die jungen Menschen der Zeit zwischen 1815—1834—1848 waren liberale Bürger geworden, deren Wunsch nach einer konstitutionellen Monarchie ging, innerhalb deren ihre sozialökonomische Position am besten gesichert schien. Es gab die Masse der noch eben leibeigenen gewesenen Bauernschaft, von der große Teile in die Städte und in die aufkommende Industrie drängten, wo sie jedoch, ebenso wie vorher auf dem Lande, bis 1847 und in den Krisen danach der Hungersnot ausgesetzt waren. Der Beginn der Industrialisierung bzw. das Ende der Manufaktur brachte die schlesischen Weberaufstände, dies nur als Beispiel erwähnt für die Not, die allenthalben herrschte. Den sozial benachteiligten Schichten war mit politisch-liberalen Ideen nicht zu helfen, es ergab sich zwingend die Tendenz zu einem Umsturz. Man lese Georg Büchners Hessischen Landboten, und man weiß genug. Liberales Unbehagen, nationale Ungeduld, Hunger und der Wunsch nach mehr Freiheit führten zunächst zu dem Bündnis liberaler und volksstaatlich-republikanischer Kräfte. Das fiel jedoch nach 1850 bald wieder auseinander als die Liberalen zu Macht und Einfluß gekommen waren und nicht mehr die hochgemuten, aber wirtschaftlich einflußlosen Professoren und Advokaten die liberale Richtung bestimmten. Beispiel hierfür in Baden ist Karl Mathy, der dann 1866 Baden ins preußische Lager führte. Die mehr sozial bestimmte Richtung nannte sich Demokraten, bekanntlich hat der

Revolutionär Friedrich Hecker aus Mannheim sich als erster einen sozialen Demokraten, Sozialdemokraten, genannt.

Heinrich Hansjakob, 11jährig im Revolutionsjahr 48/49, hat das alles nicht bewußt miterlebt. Was er erlebt hat, waren nur die Notjahre vor 1848 und der Einmarsch von preußischen, mecklenburgischen und hessischen Truppen ins Kinzigtal. Hunger hat der Sohn des „Eselsbeck“ vermutlich nicht verspürt, die militärischen Übungen der einheimischen Sensenmänner schildert er beinahe schmunzelnd. Jedoch kam für den Knaben der Durchbruch zum „Freiheitsmann mit Leib und Seele“¹⁶⁾ schon um die Zeit der Offenburger Versammlung, als in Hasle „alles republikanisch verrückt“ geworden war. Der Vater, zumal als Hauptmann der Bürgerwehr, war skeptisch und zurückhaltend. Die Vorliebe für den Heckerhut ist dem Knaben von 1848 zeitlebens geblieben, obwohl ihm diese Kopfbedeckung zu einem furchterregenden Erlebnis verholfen hatte¹⁷⁾. Freilich wird der Leser dann auch wieder einmal einigermaßen perplex, wenn er in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ liest: „meine Demokratie steht überhaupt... nur auf dem Papiere, und ich möchte sie für die Menschen unserer Zeit auch gar nicht ins Leben umgesetzt sehen (!), weil die allermeisten einer Volksherrschaft auch gar nicht wert sind, sie nicht kennen, nicht zu schätzen wissen und sie auch nicht wollen“ (a. a. O. S. 147). Ein Trost für Fürstentum, Monarchie und Despotismus sei es, daß die meisten Menschen von Natur aus und durch Erziehung knechtelig seien. „Zu den Völkern aber, die am wenigsten für eine Republik taugen, gehört das deutsche“¹⁸⁾. Das hat sich zwar nicht in vollem Umfang bewahrheitet, aber leider ist unser Mann zu früh gestorben, um den „Umsturz“ von 1918 noch erleben zu können. Schon seine Stellung zu Bismarck war ja zwiespältig geworden, wie später zu zeigen sein wird. Eine ausdrückliche Ablehnung Wilhelms II. und der Vorkriegspolitik

von Preußen-Deutschland findet sich nicht. Daß er das, was nach 1933 mit dem deutschen Volk, mit seinem Glauben und mit dem Krieg geschah, aufs schärfste mißbilligt hätte, daran ist ein Zweifel nicht erlaubt. Ja, es ist aus seiner gesamten Lebensgeschichte zu schließen, daß der Stadtpfarrer von St. Martin in Freiburg, so er — mit den Erfahrungen seines nahezu 80jährigen Lebens belastet — die Jahre zwischen 1932 und 1945 noch erlebt hätte, in den Reihen derer gestanden hätte, die den Blutrictern zum Opfer gefallen sind. Jedoch, er hätte sich nie vorstellen können, daß sein deutsches Volk, seine badischen Landsleute, die gläubigen Menschen seiner engeren Heimat, so tief würden sinken können, wie wir das in jenen trüben Jahren erlebt haben, in denen „Heldentum“ plakatiert und Ritterlichkeit ganz klein geschrieben wurde. Nie hätte ein Heinrich Hansjakob vom Kampf gegen eine sich selbst vergottende Reichsspitze abgelassen, nachdem er schon gegen eine geistige Hege- monie in der eigenen Kirche hart und un- nachgiebig aufgetreten war. Durch Vererbung allerdings wird man nicht Demokrat, wie Hansjakob aus Lombroso folgern zu dürfen glaubt¹⁹). Es dürfte solche Erwartung eher eine Reminiszenz an die Lateinschule sein, wenn er seine kleinbürgerlichen Vorfahren aus der Kleinstadt gelegentlich „Proletarier“ nennt und sich dabei einbezieht¹⁹). In der wilhelminischen, also nationalliberalen Ära machte ein auf sein Fortkommen in der Gesellschaft bedachter bürgerlicher Mann einen Bogen um jeden Demokraten. Einen Sozialisten betrachteten diese Kreise sogar nach 1918 noch als nicht gesellschaftsfähig. Beim „Untertan“ von Heinrich Mann wird das sehr deutlich. Hansjakob blieb immer ein „Herr“, wie ihm unser Landsmann Anton Fendrich²⁰) nachrühmt, ein Herr, der sich selbst oft und ausdrücklich als Demokraten bezeichnet hat. Gegner Preußen—Deutschlands waren beide. Wenn es etwas gibt, was zur Entschlüsselung

von Hansjakob als Zeitbeobachter besonders wichtig ist, so sind es seine Tagebücher und die Reiseberichte, und zwar weniger die Auslandsreisen als die innerhalb Deutschlands²¹). Abgesehen davon, daß die Heimat sich aus einer gewissen Distanz besser betrachten läßt, spielt dabei wohl auch die größere Freiheit eine Rolle, mit der ein Reisender die Reisegefährten über die badischen Verhältnisse urteilen lassen kann, ohne sich zuhause Nachteilen auszusetzen. Nimmt er schon zuhause kein Blatt vor den Mund, so noch weniger, wenn er in oder aus der Fremde urteilt. Wer in Deutschland hätte um die Jahrhundertwende schon öffentlich und ganz „unakademisch“ bedauert, daß Bundschuh und Bauernrevolution im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts erfolglos geblieben sind?²²) Und was wäre noch heute zeitgemäßer als seine Überlegung und Forderung von 1905, keine Beamten in die Volksvertretungen zu wählen? „Denn das sind, genau betrachtet, keine idealen Volksvertreter. Der Beamte ist direkt abhängig von der Regierung und der Geistliche indirekt durch seinen Bischof“²³). Er nennt sich selbst einen „hitzen Demokraten“ und wünscht zwar dem regierenden Hause Baden noch viele Jahre und zahlreiche Nachkommenschaft. Aber wenn er selbst zu bestimmen hätte, würde es bei gebildeten Nationen nur Sessel, keine Throne geben, und diese Sessel nur für einen auf bestimmte Zeit gewählten Präsidenten²⁴). Wir Heutigen, die das als selbstverständlich ansehen — wiewgleich wir inzwischen erkennen mußten, daß auch ein gewählter Präsident sein Amt mißbrauchen kann — wir Heutigen können es kaum nachempfinden, was eine solche Aussage um die Jahrhundertwende bedeutet hat. Hansjakob hat auch bekanntlich nie einen staatlichen Orden angenommen, obwohl ihm der Orden vom Zähringer Löwen angetragen worden war. Nur den Stockacher Narrenorden hat er angenommen, als er 1907 zum Ehrenlaufnarr gekürt worden war. Er spricht aus — dies ebenso eine Ungeheuer-

lichkeit zur damaligen Zeit — daß die deutschen Fürsten (den badischen Großherzog stillschweigend eingeschlossen — Souveräne von Gnaden eines französischen Revolutionsgenerals waren, die sich vor rund hundert Jahren auf Kosten von Kaiser und Reich da bereichert hätten, wo sie vorher Beamte und Lehensträger gewesen seien. Daß auch um 1870/1900 ebenso wie im Spanischen Erbfolgekrieg noch Monarchen über Krieg und Frieden entscheiden konnten, findet er „himmelschreiend“²⁵). Tatsächlich hat ja auch die Mobilmachungsorder vom 1. August 1914 formal noch immer gelauret:²⁶) „Ich bestimme hiermit: Das deutsche Heer und die kaiserliche Marine sind. . . kriegsbereit aufzustellen. Der 2. August wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt. Wilhelm I(mperator) R(ex)“.

Lächerlich findet Hansjakob auch, daß deutsche Städte berühmten und nicht berühmten Fürsten und Herren Denkmäler auf eigene Kosten setzten. Dagegen müsse man noch immer betteln gehen, wenn es darum gehe, einem Geistesfürsten ein Denkmal zu errichten²⁷). So habe Carl Theodor v. d. Pfalz in seiner Hauptstadt München und schon vorher in Mannheim für Kunst und Wissenschaft viel getan. Das „Blutgeld“ dafür aber habe er herausgepreßt aus einem von Lasten erdrückten Volk²⁸). So komme es dann, daß der (1977 im Bayerland so hoch gefeierte) Kurfürst Max Emanuel einer der unwürdigsten Fürsten sei, der Bayern jemals regiert habe²⁹). Grotesk sei es, daß oberster Kriegsherr in Bayern anno 1905 ein irrsinniger Mann sei, in dessen Namen Recht gesprochen werde³⁰), dessen Name und Konterfei sich auf den Münzen befinde, und den man doch nicht so behandeln könne wie man jeden republikanischen Präsidenten und erst recht jeden Dorfbürgermeister behandeln würde, nämlich absetzen. Wenn er das Denkmal eines „bayerischen Löwen“ sieht, reflektiert er mit Recht, daß ein solches von der Kreisbevölkerung dankeshalber gestiftete

Denkmal doch vom Gelde des Volkes erbaut sei ebenso wie die Straße, daß die Bevölkerung also doppelt zahlen dürfe³¹). Er reflektiert bei einer solchen Gelegenheit auch einmal, daß zwar im Dreißigjährigen Krieg von allen Seiten auf die Gewissen der Menschen gedrückt worden sei, daß es aber in Deutschland viel mehr Evangelische geben würde, wenn man damals auf den Willen der Völker gehört hätte³²). Mit diesen und ähnlichen Erwägungen kommt Hansjakob dann auf die (seinerzeit staatsgefährlichen) Überlegungen über den Ursprung und das Recht der Revolution. Zwar zeigten diese, die nie von den Demokraten verschuldet seien, sondern „von oben her“ kämen, die gleichen Erscheinungsbilder wie Krankheiten des Individuums, nämlich Irritation, Fieber, Delirium. Im Delirium würden dann im Namen der Freiheit Greuel und Ungerechtigkeiten aller Art verursacht. Damit werden dann letzten Endes der Freiheit und der Wahrheit zum Siege verholfen, jedoch durch blutige Tyrannei. So sei der bürgerlichen Freiheit in ganz Europa zum Siege verholfen worden, aber gleichzeitig auch die Menschen zur Einsicht gebracht, daß es ohne einen Glauben an Gott nicht gehe³³). Für eine im 20. Jahrhundert drohende soziale Revolution, an die er glaubt, macht er im voraus die Plutokratie verantwortlich³⁴). Wenn zu Beginn dieses Jahrhunderts in Bayern und Württemberg (von Baden spricht er wohlweislich nicht!) die Jahrhundertfeiern der Königsreiche begangen würden, so müsse man auch der Väter und der Großväter dieser Staatsumwälzungen gedenken. Marat, Danton, Robespierre, die „Königsmörder“ seien die politischen Väter Napoleons gewesen, der seinerseits die Kronen der süddeutschen Staaten geschmiedet habe.

Schaffe man das Kunterbunt von Uniformen, Leibwachen, Leibregimentern und andere Parastücke erst einmal ab, so könnten viele Millionen für Großbauten wie die Walhalla oder die Befreiungshalle gewonnen

werden. Zu etwas derartig Vernünftigem könne sich der Reichstag aber nicht aufschwingen, „am wenigsten das ausschlaggebende Zentrum, die katholische Volkspartei im preußischen Regierungsgewand“³⁵).

„Mit der Sicherheit des Laufes eines Planeten“ bewege sich die Gesellschaft der Jahrhundertwende nach links, dem Radikalismus und dem Sozialismus entgegen. Sozialpolitik sei eine Art Sport geworden. Alles das nütze aber nichts, die soziale Revolution werde dadurch nicht aufgehalten³⁶). Die soziale Revolution komme, ja sie müsse kommen, ebenso wie auch die Französische Revolution unausweichlich gewesen sei. Alles arbeite darauf hin, vorab die unersättlichen „Geldkönige“³⁷). Er, Hansjakob, verteidige weder die Sozialdemokratie noch sei er ihr Anhänger. Aber er müsse die Berechtigung vieler ihrer Forderungen anerkennen. Denn auch die Einführung des Christentums habe seinerzeit als soziale Revolution gewirkt. Die Zukunft dürfte daher den Fürsten einige sehr unwillkommene Überraschungen bringen³⁸), zumal die allgemeine Wehrpflicht jeden Bürger in stand setze, für seine Freiheit und für die Demokratie mit der Waffe einzutreten³⁹). Wenn die Französische Revolution den Verdündigungen der großen und kleineren Herren in mancher Beziehung ein Ende gemacht habe, so danke man es den „Blutmenschen“ dieser Revolution, denen man ob der Segnungen, die sie brachten, alle ihre Sünden verzeihen müsse. Nur durch Blut und Tränen habe die Menschheit von den Zeiten der christlichen Märtyrer bis zur Gegenwart den Weg zur Freiheit suchen müssen. Er selbst pflege daheim weder zur Ehre des Papstes noch des Kaisers oder des Großherzogs zu flaggen, weil durch farbig bedruckte Lappen weder Loyalität noch Untertanentreue bewiesen werden könne. Das sei einfach kindisch⁴⁰). Er sei keineswegs im allgemeinen ein „absoluter Feind“ der Fürsten, wohl aber ein Feind der Fürstenknechte⁴¹), von denen es genug gebe.

Fragt man nach dem Demokratieverständnis Hansjakobs, so wird man eine Begriffsbestimmung bei ihm nicht unmittelbar finden. Er nennt sich zwar einen „hitzigen Demokraten“, aber was bedeutet das in seinem Denken? Nach allem, was er zu Vergangenheit und Zukunft der Monarchie geäußert hat, scheint ihm trotz der Betonung, er sei kein Feind der Fürsten doch die „Volksherrschaft“ besser zu sein. Er ist also, obwohl er das am Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland, und erst recht als katholischer Geistlicher, nicht so sagen darf, im Zweifel eher Republikaner als Anhänger der Monarchie. Damit ist aber nur die äußere Staatsform angedeutet, nicht der Kern dessen, was er unter Demokratie, unter „Volksherrschaft“ versteht. Sicher ist, daß es zum Wesen der Demokratie gehört, daß alle Staatsgewalt vom Volke ausgeht. Denkt man indessen an das sogenannte Ermächtigungsgesetz von 1933, aus unserer Zeit also, das durch eine, dazu noch manipulierte, Parteienmehrheit zustande kam und stracks in die Diktatur hineinführte, dann wird sichtbar, daß Volksherrschaft auch in die Irre führen kann. Sie muß ja in der Regel — die Kantone der Schweizerischen Eidgenossenschaft ausgenommen — Parteienherrschaft sein, weil sich anders der Wille des gesamten Volkes im modernen Staat kaum artikulieren kann. So ist „Volksherrschaft“ praktisch zugleich Mehrheitsherrschaft. Sie kann zunächst nur als „Spielregeldemokratie“ wirksam werden, d.h. wenn die in Kulturstaaten üblichen Regeln eingehalten werden, die ihrerseits formaler Natur sind. So lange ist die Demokratie gleichzeitig eine liberale, eine sich selbst beschränkende „Volks“herrschaft. Nun kommt bei Hansjakob nicht zum Ausdruck, ob er sich die Volksherrschaft nur als parlamentarische, d.h. auf Parlaments- und Regierungsebene, vorstellt, oder ob er nicht die Herrschaft des Volkes auch in der gesamten Verwaltung und bis in die Rechtsprechung hinein für wünschbar hält. Da er im

wesentlichen in der Zeit des großbürgerlichen Nationalliberalismus gelebt und gewirkt hat (er hat diesen als Parlamentarier der katholischen Volkspartei bekanntlich scharf abgelehnt) und da er die imperialistische und kolonialistische Variante dieses Liberalismus kennengelernt hat einschließlich der Folgen vor und nach 1914, wird man folgern dürfen, daß innerhalb der Parteienherrschaft im Volksstaat die liberalistische Linie nicht zu seinen Wunschvorstellungen gehört. Als Volksmann ebenso wie als Kirchenmann liegt ihm — nach allem, was er gesagt hat — der soziale Volksstaat sicher am nächsten. Er sieht sogar einen sozialdemokratischen Staat auf sich zukommen, mit dem von ihm so bezeichneten „Kaminfeger“effekt⁴²), d. h. zunächst zur Ausräumung und Säuberung alles dessen, was sich in der Gesellschaft an Überholtem und Untauglichem angesammelt hat. Der Kaminfeger Sozialdemokratie würde dann allerdings seinerseits abgelöst werden „vom Jesuiten“. Wie bei Plato die Philosophen Staatslenker sein sollen, stellt er sich einen im Christentum verankerten, von weisen Staatslenkern geführten und im Einklang mit den Bedürfnissen der Volksmehrheit regierten Staat vor. Er sieht dabei noch nicht voraus, was nahezu gleichzeitig G. B. Shaw bereits erkannt hat, daß „die Demokratie in den demokratischsten der modernen Republiken, z. B. in Frankreich und den Vereinigten Staaten. . . ein Betrug und eine Täuschung ist, durch sie werden Gerechtigkeit und Gesetz zur Farce, das Gesetz zum Instrument, die Armen im Zaum zu halten“. Eine gewichtige Frage an Hansjakob ist in diesem Zusammenhang auch, wie er es in seinem Demokratie-Bild mit den Frauen hält. Er mag sie nicht im öffentlichen Leben. Also hätte er zu seiner Zeit vermutlich mindestens das passive Wahlrecht für „Wibervölker“ entschieden abgelehnt. Denn er konnte nicht vorauswissen, daß unter den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs das aktive und das passive Wahlrecht der Frauen schon wenige

Jahre nach seinem Tode in den meisten europäischen Staaten verwirklicht werden würde. Wie denn auch in der schweizerischen Eidgenossenschaft, gewiß einer Demokratie im formellen Sinne, noch in den letzten Jahrzehnten die männliche „Volksherrschaft“ weiter bestanden hat.

Bei seinen Überlegungen über die Demokratie findet er, daß schon die Gegenwart etwas voraus habe vor der geschichtlichen Vergangenheit. Der Bürger habe jedenfalls mehr subjektive Rechte. Es sei wiederum die Französische Revolution 1789/93, der es zu verdanken sei, daß es Fürstenwillkür und Beamtenwillkür nicht mehr gebe⁴²).

Auch die vormals entrechteten Juden könnten „wohlgemut“ in die Zukunft schauen⁴³). Er liebt die Juden zwar nicht besonders, soweit es sich um die Vertreter des großen Geldes handelt, weil er alleweg gegen die Macht als solche eingestellt ist. Und Geldmacht ist eben soziale Macht, das hat er richtig erkannt. Aber wie er auch anderweit auf Menschen schaut und sich von Verallgemeinerungen fernhält, so auch in der Judenfrage. Er benutzt zwar den Gegensatz „arisch-nichtarisch“. Aber es ist dabei kein Rassenhaß, eher eine stille Anerkennung besonderer Fähigkeiten. Dem kleinen Juden, dem fleißigen Handelsmann, dem Viehhändler, der großzügig und großmütig dem Bauern auch einmal die unbezahlte Kuh in den Stall stellt, dem ist er wohlgesinnt⁴⁴), vielleicht in Erinnerung an seinen Vorfahren, den Hausierer Xaveri. Völlig unbegreiflich und weder mit seinem Christentum noch mit seinen politischen Ansichten wäre ihm die Behandlung von Juden als Untermenschen, gar als Un-Menschen und deren massenhafte Vernichtung durch Deutsche erschienen.

Hansjakob, obwohl seine Vorfahren Kleinbürger waren — mehr als Dörfner und noch keine Großstädter — empfindet sie und sich selbst gerne und nicht ohne einen gewissen Stolz als Proletarier⁴⁵). Es ist ihm auch durchaus verständlich, daß die Proletarier

am meisten für die Freiheit „schwärmen“⁴⁶). Denn sie hatten diese Freiheit seit Jahrhunderten nicht zu spüren bekommen. Stolz betont er daneben, daß er nicht nur deutsches Proletarierblut in den Adern habe, sondern auch italienisches, feurigeres, von einer Vorfahrin seiner Mutter⁴⁷). Man bedenke: „Meine Madonna“ ist im Jahre 1902 beschrieben, nur ein Jahrzehnt nach Bismarcks Sozialistengesetz und zu einer Zeit, als die Worte Proletarier und Prolet für die Oberschicht in Deutschland gleichbedeutend waren mit „ungehobelt“, mit Feind des damaligen Staates, was ja so ganz falsch auch nicht war. Es freut ihn, daß es in Hasle auch „bessere Bürger“ gibt, die sich offen zur Sozialdemokratie bekennen, und daß ihnen diese Parteinahme vonseiten der andersgesinnten Haslacher nicht verübelt werde. Denn die Haslacher seien schon immer demokratisch gesinnt gewesen und „angesichts der heutigen sozialen Verhältnisse“ sei es vom Demokraten zum Sozialdemokraten ohnehin kein weiter Weg⁴⁸). Wörtlich: „es wird auf vielen Gebieten nicht besser werden, und die Augen werden vielen nicht eher aufgehen, als bis einmal der sozialdemokratische Pflug über die Moore und Sümpfe der heutigen Gesellschaft hinweggezogen sein wird“⁴⁹). Jedoch werden der Sieg der Sozialdemokratie das Kapitel nicht beenden. Nach den „erforderlichen Umwälzungen“ werde „der Jesuit“ kommen und ein soziales, frommes und gottgefälliges Regime errichten⁵⁰). Beide Voraussetzungen sind so allerdings nicht eingetreten. Die Nachwirkung der „französischen Blutmenschen“ waren eben doch nicht stark genug. Der 12jährige Bub des Eselsbecken hätte das schon 1849 spüren können, der dreißigjährige Akademiker schon um 1866 und 1871. Die Sozialdemokratie, die er erwartete, gab es nicht. Und daß deutsche Blutmenschen nach 1933 das Rad der Geschichte gar rückwärts würden drehen wollen, das kam dem Demokraten und frommen Katholiken gar nicht in den Sinn, zumal er,

1916 gestorben, das Ende des Ersten Weltkriegs nicht mehr erlebt hat. Vielleicht hätte er, der die Verpreußung Badens bewußt erlebt und abgelehnt hat, eine Fehlentwicklung nach 1918 ahnen können. Aber da er wohl im Grunde doch kein politischer Mensch gewesen ist, blieb dieser Teil der deutschen Zukunft außerhalb seines Vorstellungskreises. Daß dem radikalen Demokraten christlichen Gepräges die sozialdemokratischen Zielsetzungen nicht völlig fernlagen, das läßt Hansjakob selbst durchblicken, wenn er erzählt⁵¹), daß er in seiner Hagnauer Zeit bei gemeinsamen Spaziergängen mit dem „langen Kübele“, seinem Sakristan „auf demokratisch bis sozialdemokratisch politisiert“ habe, so daß es ein Glück gewesen sei, daß kein Staatsanwalt es habe mitanhören können. Immerhin hat er aber auch — wenn auch nur literarisch — mit dem Gedanken gespielt: „Wahrlich, wenn ich einmal Sozialdemokrat werde, so geschieht’s vielfach aus dem Grunde, weil ich mich immer und immer wieder darüber empöre, daß . . . geldgierige Kapitalmenschen unsinnige Devidenden machen dürfen. . . auf Kosten des Volkswohls“. Ganz wie in unseren Tagen die Ölmultis, ist es für ihn der „Petroleum-Ring“, dem Bürger und Bauern fast der ganzen Welt fürs Licht zahlen müssen, was einem einzigen Goldkönig, dem Mister Rockefeller in Amerika beliebt⁵²). Die „autoritätslosen Sozialdemokraten“ sind ihm auch als Schöffen und Kreisräte lieber als autoritätsgläubige Bauern⁵³). In der Landflucht der bäuerlichen Bevölkerung, die besonders in den Ostprovinzen des Reiches nach 1870 auftrat, sieht er eine der Ursachen künftiger Revolutionen. Denn die auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesenen landlosen Menschen müssen sich in den unteren Schichten der Stadtbevölkerung ansiedeln und werden dort mehr und mehr „sozialdemokratisch angehaucht“. Von Völkerkriegen, dem totalen Krieg, hat er allerdings noch nichts geahnt. Er erwartet noch, daß im Kriegsfall alle Fabriken stillstehen und die

Arbeiterschaft brotlos wird, so daß zuhause die Revolution ausbreche, während das Heer im Felde stehe. Die Fabriken sind in den Jahren 1915—18 aber keineswegs stillgestanden und brotlos waren die hart arbeitenden Frauen ebenso wie die Männer in den Fabriken, und Revolutionsstimmung breitete sich in weiten Teilen der Arbeiterschaft aus, auch bei den Soldaten, die ihre Angehörigen daheim in Hunger und Elend wußten⁵⁴), getrogen hatten ihn auch seine Erwartungen vom autoritätslosen Sozialdemokraten. Außenpolitisch dagegen sah Hansjakob, bis in den Weltkrieg hinein, glasklar. Während er trotz seiner Antipathie gegen Preußen-Deutschland die Erfolge Bismarcks anerkennt, sei es dennoch nach dessen Verabschiedung mit dem deutschen Reich (er schreibt nie: Deutsches Reich!) rapid abwärts gegangen⁵⁵). Dabei hat er den dritten Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ nie zu Gesicht bekommen, weil dieser Band bekanntlich bis 1918 nicht erscheinen durfte. Er sieht, daß die Freundschaft mit dem türkischen Reich an dessen innerer Fäulnis und Korruption scheitern müsse und schon um die Jahrhundertwende erkennt er, daß alle guten Freunde des Reiches kranke Leute sind, nicht nur die Türkei, sondern auch Italien und Österreich-Ungarn⁵⁶).

Was das deutsche Bürgertum vor der Jahrhundertwende noch wußte und was dann im Interesse des großgrundbesitzenden ostelbischen Adels zu unser aller Schaden seitdem aus dem Bewußtsein verdrängt worden ist, Hansjakob wußte es noch: „Die Polen sind ebensowenig als die Tschechen ein Lumpenvolk. Im Gegenteil, das polnische Volk ist eine tüchtige, tapfere Nation“. „Ein Volk, das sich immer wieder erhebt für Freiheit und Vaterland, ist ein achtbares und ehrenwertes. Daß die Preußen jetzt die Polen nach russischem Vorbild behandeln und selbst ihre Muttersprache aus der Schule verdrängen wollen, macht ihnen keine Ehre. Deutschland, Deutschland über alles! schreien und

singen sie und merken dabei nicht, daß sie ihre eigene Freiheit untergraben, wenn sie dazu verhelfen, anderen Nationen ihre berechtigten Eigentümlichkeiten zu nehmen⁵⁷).

„Auch die Tschechen haben als Volk eine so tüchtige und ehrenvolle Geschichte hinter sich wie alle ihre Nachbarn und dürfen sich deshalb mit dem gleichen Recht wie diese als ein Volk fühlen⁵⁸. Bewußt bin ich ein Freund des Tschechenvolkes“ — es gehörte damals, als Hansjakob dies schrieb, im September 1900, noch zur österreichischen Monarchie. Er sieht noch weiter: „Wenn unsere Tschechen von einem König in Böhmen reden, so sage ich ihnen immer: ja, ihr bekommt einen König, aber einen preußischen. In Wahrheit, so käme es. Wenn die Böhmen von Habsburg sich losmachen würden oder die Monarchie zerfiel, gerieten sie, ob sie wollten oder nicht, in die alte Abhängigkeit vom deutschen Reich, falls dieses nicht selbst wieder aus dem Leim geht⁵⁹). Wir erinnern uns: 1918 zerfiel die Donaumonarchie, es entstand eine tschechoslowakische Republik, der ein deutscher Diktator schon nach 20 Jahren das Lebenslicht ausblies. Nicht verschwiegen werden darf, daß unser Mann dem politischen Antisemitismus seiner Zeit reichliche Opfer gebracht und daß er manche Zeitungsphrasen wiederholt hat, die zu der späteren Phraseologie des Dritten Reiches gehört haben. Und die damit auch den Grund gelegt haben für unmenschliche Handlungen jenes Staats. Ein Beispiel: „Das internationale Judentum (sic!) zieht heute aus den europäischen Völkern“ — also nicht etwa nur aus dem deutschen Volk — „mehr Millionen als der Militarismus, und seine Macht ist auch größer als alle europäischen Armeen zusammen. Die Juden sind zum Kampfe ums bessere Dasein, welche die Pa-
role unserer Zeit ist, eben besser organisiert als wir Arier⁶⁰). Man darf indessen sicher sein, daß Heinrich Hansjakob vom „internationalen Judentum“ persönlich niemals auch

nur ein Partikelchen kennen gelernt hat. Da er indessen den von ihm als Freiheitshelden geschätzten Anarchisten Michail Bakunin offensichtlich gelesen hat und da dieser als wütender Antisemit sich der Bezeichnung „internationales Judentum“ häufig bedient hat, liegt es nahe, die Herkunft des Begriffes bei Bakunin zu suchen. Denn bei aller Widersprüchlichkeit hierzu ist Hansjakob durchaus, wie oben gezeigt, ein Freund der kleinen und kleinsten Juden, wie sie ihm in seiner Schwarzwaldheimat begegnet sind. Trifft er im Landtag den „Kaufmann und Israelit“ Schneider, einen demokratischen Abgeordneten aus Mannheim, so nennt er ihn einen hellen Kopf und heiteren Lebemann. Auch gegenüber Moritz Ellstätter, dem ersten Juden, der in Deutschland Minister und gar noch Finanzminister wurde, hat er keine Anmerkungen zu machen. Das Wort vom „internationalen Judentum“ ist zwar schwarz auf weiß gedruckt, aber es fehlt doch wohl ein Hintergrund, der dieses Wort im Munde eines Heinrich Hansjakob begründen würde — obwohl es sicher nicht ganz falsch ist, wenn man etwa an das Haus Rothschild denkt. Aufgrund seines Bildungsgrads, seiner Herzensbildung, seines Glaubens und seines kerndeutschen Demokratieverständnisses dürfen wir also ganz ausschließen, daß er, wie so manche Katholiken im badischen Land, von den Evangelischen gar nicht zu reden, den Tiraden eines „Führers“ gefolgt wäre oder daß er gar die Massenvernichtung „arischer“ oder „nichtarischer“ Menschen zwischen 1933 und 1945 gebilligt hätte. Im Gegenteil, wie Pater Delp und andere Priester wäre auch er dem Henker kaum entgangen. Denn daß er zur rechten Zeit und am rechten Ort den Mund aufmachen konnte — manchmal wohl auch zur unrechten Zeit — das hat er sein Leben lang bewiesen.

Bei seinem innen- und außenpolitischen Weitblick verwundert es nun, daß unser Mann eine überspannt wirkende Abneigung gegen jegliche Frauenemanzipation an den

Tag legt, eine Abneigung, der psychoanalytisch einmal nachzugehen recht interessant sein müßte. Soweit es sich um Leserinnen seiner Bücher handelt, denkt er im Einzelfall nämlich gar nicht so grimmig. Leider ist der Teil seines privaten Schriftwechsels mit solchen Leserinnen und Verehrerinnen der Öffentlichkeit auch zwei Menschenalter nach seinem Tode noch nicht zugänglich gemacht worden.

Radfahrende Frauen aller Gesellschaftsschichten sind ihm ein besonderer Greuel. Dabei trugen solche Radfahrerinnen zu seinen Lebzeiten noch die bekannt-unkleidsamen Hosenröcke. Überhaupt hält er, ganz im Gegenteil zu heutigen Sportmedizinern, das Radfahren auch bei Mannsleuten für einen die Gesundheit schädigenden Unsinn. Bei „Wibervölkern“ ist es nach seiner Meinung „in alleweg ein Unfug und eine Frivolität“. „Selbst vernünftige Ehemänner gestatten Frauen und Töchtern diesen für die unpassenden Sport“. Mit Grauen sieht er eine Zeit heraufkommen, wo die Damen nicht nur radfahren, sondern auch zu Gericht sitzen, Advokaten und Professoren spielen, predigen und kurieren. „Ja, wir bringen es noch so weit, daß die Leutnants und Hauptleute Weiber sind und Männerkompanien exerzieren und kommandieren“⁶¹). Was erst würde er gesagt haben, wenn er vorausgesehen hätte, daß kaum ein Jahr nach seinem Tode der letzte „demokratische“ Ministerpräsident Kerenski in Petersburg ein Kampfbataillon aus Frauen aufstellen würde⁶²) und daß die Männerhose bei Frauen im ersten und ganz besonders im zweiten Weltkrieg und bis zum heutigen Tage dominieren würde? Seit dem gibt es mehr als genügend „Flintenweiber“ in Ost und West, und es sieht gar nicht so aus, als ob dieser „Fortschritt“ gebremst werden könnte. Daß Hansjakob auch anderweit die Entwicklung Preußen-Deutschlands wachen und mißtrauischen Auges betrachtete, bezeugen seine zahlreichen abschätzigen Bemerkungen über

den Militarismus, z.B. über die „Reichskähne“ Wilhelms II.⁶³), den er übrigens nie erwähnt.

Als katholischer Parlamentarier in der Zweiten Kammer des Landtags von 1874 bis 1884 bezog Hansjakob bekanntlich eine Position gegenüber seiner Fraktion und gegenüber dem nationalliberalen Ministerium Jolly, später Lamey, aber auch gegenüber der eigenen Fraktion, die erstaunlich freimütig ist und die ihm in der katholischen Volkspartei und im erzbischöflichen Ordinariat schwer und dauernd geschadet hat. Es ging dabei um die Einführung einer allgemeinen wissenschaftlichen Prüfung für Studierende der Theologie. Hansjakob vertrat dabei den uns heute richtig erscheinenden Gesichtspunkt, daß es besser sei, pragmatisch vorzugehen, als daß angehende Seelsorger abwandern müßten und die Gemeinden verlassen wären. Er berichtet den Fall eingehend „In der Residenz“, die Sache wurde damals bald beigelegt und interessiert heute nicht mehr. Man sieht: nachdem ihm, dem „Hetzkaplan“ Festung und Gefängnis in den Jahren 1870 und 1873 den Haslachter Freiheitsgeist nicht hatten austreiben können, ist er seitdem in der Form konzilianter und liberaler geworden. Er wird so eigentlich zum badischen Liberalen alter Schule, wie man solche Menschen auch in diesem Jahrhundert noch gekannt hat. Er schreibt, durchaus freimütig, über „Toleranz und Intoleranz der katholischen Kirche“, stets verständigungsbereit, aber nicht unterwürfig, solange seine Grundüberzeugungen nicht tangiert sind. Typisch für seine Wandlungsfähigkeit ist die Haltung um die Jahrhundertwende, als er vorschlägt, die Kirche möge der deutschen Sprache einen größeren Raum im Gottesdienst gewähren: mit der lateinischen Sprache gebt ihr dem Volke Steine statt Brot⁶⁴). Besonders setzt er sich dafür ein, daß am Grabe vom Pfarrer in deutscher Sprache statt auf lateinisch gepredigt wird, dies alles schon damals im Sinne des ökumenischen Gedankens⁶⁵). In seinem frühen „Sal-

petererbuch“ hatte er gegenüber den „deutsch“-katholischen Tendenzen des Generalvikars von Konstanz, Heinrich Ignaz von Wessenberg, noch eine durchaus ablehnende Haltung eingenommen.

Freimütig zustimmend äußert er sich auch über Männer, die seinen politischen oder religiösen Anschauungen nicht gerade entsprechen. Bakunin, wie erwähnt, der Anarchist und große Marx-Antipode, und Alexander Herzen, der Sozialrevolutionär, sind ihm nicht nur politische Märtyrer, sondern auch Vorkämpfer, „aus deren politischen Träumen und Leiden der Menschheit manches Stück Freiheit erwachsen“ sei⁶⁶). Ferdinand Lassalle gar, dem jüdischen Begründer der sozialdemokratischen Partei in Deutschland wünscht er einen Platz in der Ruhmeshalle der Walhalla bei Regensburg.

Frühe Bedenken gegen „die Naturwissenschaften“, will heißen: gegen Technik und Technologien finden wir bei einem naturverbundenen Denker, wie der Pfarrer von St. Martin es war. Sie mögen für uns Heutige nicht mehr in vollem Umfang nachvollziehbar sein. Es zeigt sich aber doch wohl gerade in unseren Tagen, daß so ganz abwegig diese Abneigung nicht ist. Es ist der Konservative, nicht ein Reaktionär, der als schädliche Folgen der „Naturwissenschaften“ beklagt:

das entwickelte Fabrikwesen, das einerseits ein enterbtes Proletariat, andererseits eine Kaste von Millionären habe entstehen lassen, die „Lebensregel vom besseren irdischen Dasein“ (Wachstumsideologie),

Tausende neuer Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse, welche die Menschheit krank machen oder entsittlichen,

den leichten Verkehr (Mobilität) mit all seinen Nachteilen für Volk und Volkstum und damit verbunden die Verödung des Landes und das Entstehen von überdimensionierten Großstädten,

die Entstehung von Großstaaten mit ihrem Militarismus, mit der Sucht nach Teilnahme an Weltpolitik und Kolonialmacht, sowie der

Konkurrenz, die dereinst vonseiten der Kolonialvölker erwachsen werde und die zur inneren Revolution führen könne, in Verbindung mit dem allem die neuen Mordwerkzeuge (Atombombe!), die Zerstörung der „Poesie in der Natur“, wir denken da an Gittermasten über Schwarzwaldhöhen, an Fernmeldeturme, an hunderte von Skiliften, gar an den Untergang gewachsener Siedelungen in Stauseen. Auf den ersten Blick scheint es, daß der alte Mann aus der Kartause hier frühzeitig eine gerade auch für unsere Zeit besonders wichtige Entdeckung gemacht habe. Dennoch wäre das ein Trugschluß! Menschen, Profitmenschen, wie Hansjakob sagen würde, haben das Unheil herbeigeführt, nicht Technik und Technologien. Naturwissenschaften und Technik sind an sich weder gut noch böse. Was der Mensch daraus macht, ist entscheidend. Es ist auch nicht der einzelne Mensch, sondern das System, genauer: das lediglich auf Gewinn ausgehende Wirtschaftssystem, das die von Hansjakob beklagten Folgen nach sich gezogen hat, nachdem es zunächst einmal eine gewaltige Entwicklung in Gang gebracht hatte. Da alles schneller, gewaltiger, machbarer und effektiver werden sollte, sei es in Handel und Wandel, wie man altväterlich früher gesagt hat, sei es im Verkehr, im Volksleben, im übergreifenden Staat, ist damit der Mensch, dem das alles dienen sollte, entwurzelt worden. Man hat das seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts definiert und seitdem vielfach beklagt ohne etwas zu ändern. Wo Heinrich Hansjakob die Vokabeln enterbtes Proletariat, Kaste von Millionären, Lebensregel vom immer besseren irdischen Dasein, leichten Verkehr und Verödung des Landes bei ungezügelm Wachstum der Städte im einzelnen aufführt — und er zeigt auch andere Veränderungen der menschlichen Landschaft auf — da spricht ein großer Landsmann im Bereich der zeitgenössischen Philosophie, Martin Heidegger aus Meßkirch, im ausdrücklichen

Hinblick auf die Denkergebnisse von Karl Marx, von Heimatlosigkeit: „Die Heimatlosigkeit wird zum Weltgeschicksal“. Die Entfremdung des Menschen „reicht mit ihren Wurzeln in die Heimatlosigkeit des neuzeitlichen Menschen zurück“⁶⁷). Nicht „Amerikanismus“ sei dies, sondern Weltgeschicksal. Angesichts dessen bestehe das künftige Geschick des Menschen darin, „daß er die Wahrheit des Seins findet und sich zu diesem Finden auf den Weg macht.“

Der alte Pfarrer in der Kartause hatte schon das richtige Gefühl, nur hat er Ursache und Wirkung falsch gesehen. Es ist so vieles bedenkenswert, was er uns noch immer zu sagen hat. Daß es gilt, darüber nicht nur nachzudenken, sondern auch zu handeln, ist die Forderung des Philosophen. Die Menschheit ist auf dem „Holzweg“, vom rechten Wege abgekommen, der rechte Weg muß wiedergefunden, neu gefunden werden. Es genügt nicht, nach Freiheit nur zu rufen. Man muß als ein Freier auch handeln, entschieden handeln.

Der Nachwelt ist Heinrich Hansjakob nur als „Volksschriftsteller“ vorgestellt worden. In Lesebüchern für die Schulen fand sich noch die eine oder andere Kurzerzählung, zumeist aus dem bäuerlichen Leben seiner engeren Heimat. Den entschiedenen Demokraten, den erklärten Republikanern wollte offenbar kein Verleger in den letzten Jahren der Monarchie noch herausstellen. Nachdem er seine kirchlichen Vorgesetzten weidlich geärgert und die katholische Reichstagspartei durch seine harte Kritik immer wieder schwer gereizt hatte, wurde über seine zeitkritischen und industriefeindlichen Bemerkungen nur zu rasch der Schleier des Vergessens gezogen. Daß der scharfzüngige Demokrat und Republikaner dem öffentlichen Ohr nach 1933 sogar im badischen Volk unterschlagen wurde, kann niemand verwundern. Seine Warnungen und Kritiken, soweit sie grundsätzlicher Natur sind, wurden indessen zu einem Teil der Geschichte, dessen wir uns

auch heute nicht zu schämen brauchen. Heute noch kann man allerdings lesen, er habe zusammen mit seinem Freund Lender in den siebziger Jahren den Hauptakzent seiner politischen Tätigkeit auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie gelegt⁶⁸). Im „Residenzbuch“, auch in den neueren Auflagen findet sich darüber nichts. Und wie unser Überblick beweist, ist dem auch nicht so. Wer eine Entwicklung für unvermeidlich hält, äußert sich anders als Hansjakob es vielfach getan hat. Was immer man gegen ihn in seiner Zeitgebundenheit vorbringen mag, so badisch-liberal und alemannisch-unbeugsam er auch gewesen ist, er sollte für den, der sich mit badischer Geschichte zwischen 1848 und 1918 befaßt, Denkanstoß und Vorbild bleiben. Hansjakob hat seine Fehler gehabt und auch Fehler gemacht. Jedoch: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem“.

Anmerkungen

MM = Meine Madonna; ST = Sonnige Tage; KT = Aus Kranken Tagen; MG = Mein Grab; IF = In Frankreich; IK = In der Kartause; JZ = Aus meiner Jugendzeit; LF = Letzte Fahrten; ER = Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin; AB = Abendläuten; IP = Im Paradies; SCHB = Schneeballen; DB = Dürre Blätter

1) MM S. 26

2) MM S. 26; LF S. 308: glücklich alle diejenigen, die nicht als Menschen geboren wurden; ST S. 427; Welt als Wille und Vorstellung, 4. Buch Kap. 43

3) MM S. 204, dies wohl ein Mißverständnis des Begriffs Atavismus

4) KT, geschrieben 1894

5) MG S. 4

6) ebda. S. 6

7) Zitat i. d. vierbänd. Reclam-Ausgabe nicht nachweisbar

8) MG S. 13; IF, 2. Aufl. 1904 S. 227 — es entsetzen ihn anno 1871 Mumiengrüfte in Bordeaux

9) hierzu u. a. Josef Pieper, Tod und Unsterblichkeit, 1968 u. a. z. B. Montaigne, Romano Guardini, Die letzten Dinge, 4. Aufl. 1956; Sartre, Heidegger, Jean Améry

10) Ch. Bühler, Psychologie im Leben unserer Zeit; vgl. diesen Gedanken auch im 90. Psalm

11) Die „Angst“ bei Kierkegaard, Jaspers, besonders bei Heidegger (Das Sein zum Tode)

11a) LF S. 308; IK S. 354

12) Hansjakob spricht selbst früh und häufig von seiner „Nervenschwäche“, vgl. ST S. 367

13) mußte seines Geisteszustandes wegen im Oktober 1858 durch seinen jüngeren Bruder, den „Kartätschenprinzen“ von 1849 im Wege der Regentschaft ersetzt werden

14) H. Holborn, Deutsche Geschichte i. d. Neuzeit, Bd. II (1970) S. 345

15) Reden des Kaisers, dtv-Dokumente Nr. 354, S. 45 u. 56

16) JZ 14. Aufl. 1969, S. 305

17) ebda S. 320

18) ER S. 147: diese Erkenntnis, die sich zwischen 1918 und 1933 bestätigt hat, verfolgte Hansjakob bis in sein hohes Alter und er hat eine solche Haltung zeitlebens bekämpft

19) Lombroso, Genie und Irrsinn, Genie und Entartung, Der geniale Mensch

20) Anton Fendrich, „100 Jahre Tränen“ (1848–1948) gehört in die Hand jedes Badenens, bes. der Schuljugend. Vgl. auch sein Hansjakob — Kapitel in „Land meiner Seele“

21) hier in erster Linie LF im Jahre 1900 (4. Aufl. 1902) und ST 1905

22) ST S. 178, 268

23) ebda S. 268

24) ST S. 170

25) ST S. 101

26) vgl. M. Freund, Deutsche Geschichte, 1. Aufl. S. 457

27) ST S. 91 und S. 283 — zu denken an die Geschichte der nicht existierenden Heine-Denkmalen in Deutschland. Hansjakob schätzt übrigens Heine sehr! Vgl. Dürre Blätter, 2. Reihe, S. 80–84

28) ST S. 121

29) ebda S. 70 u. S. 275/76

30) ebda S. 193

31) ebda S. 241

32) ST S. 106

33) ebda S. 58

34) ebda S. 202 und ER S. 106

35) ST S. 200; LF S. 318/19; IK S. 223

36) heute würde man sagen: internationale Multis: ST S. 259

37) ST S. 202

38) ebda S. 49

39) AB S. 269; vgl. auch Th. Fontanes Brief v. 3. 6. 1878 an seine Frau (Nr. 467 der Briefsammlung im Winkler-Verlag)

40) ST S. 317

41) ebda S. 318

- 42) Hansjakob vergleicht die seinerzeitige Sozialdemokratie vielfach mit einem Kaminfeger, der Ruß und Dreck erst einmal entfernen muß, bevor reinigende Kräfte, z.B. die Jesuiten, wirken können. Vgl. z.B. ST S. 203
- 43) MM S. 115–120
- 44) MM S. 229; MG S. 121; IK S. 305–309: Hansjakob ist keineswegs ein Antisemit; er wendet sich aber z.T. sehr schroff gegen jüdische Einflüsse innerhalb des Kapitalismus, besonders auf politisch-wirtschaftlichem Gebiet. Was er über „internationales Judentum“ sagt, hat er wohl von Bakunin, den er liest und schätzt; vgl. IK S. 205. — zum Thema auch Sartre, Betrachtungen zur Judenfrage, und Kapitel „Antisemitismus“ in Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Im Gegensatz zu Sartre ist H. Arendt Jüdin
- 45) AB S. 255
- 46) MM S. 229
- 47) ebda S. 229
- 48) IP S. 121
- 49) ebda S. 122
- 50) ST S. 259 und S. 323
- 51) SCHB 3. Reihe, S. 172
- 52) AB S. 40/41
- 53) ebda S. 219
- 54) ebda S. 268/69
- 55) LF S. 281
- 56) IK S. 126
- 57) LF S. 364/65; dazu vgl. Broszat, Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik, Suhrkamp-Taschenbuch Nr. 74
- 58) LF S. 274
- 59) LF S. 355 — eine Vorahnung der Ereignisse von 1918, 1933 und 1945
- 60) IK S. 308/09; LF 319
- 61) KS S. 102; S. 112/13
- 62) vgl. v. Rimscha, Geschichte Rußlands, 2. Aufl. 1970. S. 574 (Wiss. Buchges. Darmstadt)
- 63) LF S. 281
- 64) zitiert nach Klein, Hansjakob, S. 158; vgl. auch AB S. 288
- 65) Klein a.a.O.
- 66) IK S. 174/75 — über Alexander Herzen und Michail Bakunin berichtet ausführlich Ricarda Huch in ihrem großen Essay „Bakunin“ Bd. „Geschichte 1“ der Gesamtausgabe, S. 689–905; über Lassalle, ebda S. 906–917
- 67) Als Martin Heidegger dies anno 1946 im Brief „Über den Humanismus“ schrieb, stand er auf dem Höhepunkt seines Lebens und Denkens. Daß er seine politisch schwer erträglichen Verirrungen des Jahres 1933 damit auslöschen und der Gegenseite damit seine Reverenz machen wollte, ist angesichts seiner geistigen Größe schlechthin ausgeschlossen. Man lese nur im Humanismus-Brief seine Schlußfolgerungen, ebda S. 27/28. Der große Verführer des Jahres 1933 sucht das produktive Gespräch mit dem Marxismus. Im übrigen: IK S. 286–288.
- 68) Josef Becker in „Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, 1979, S. 100

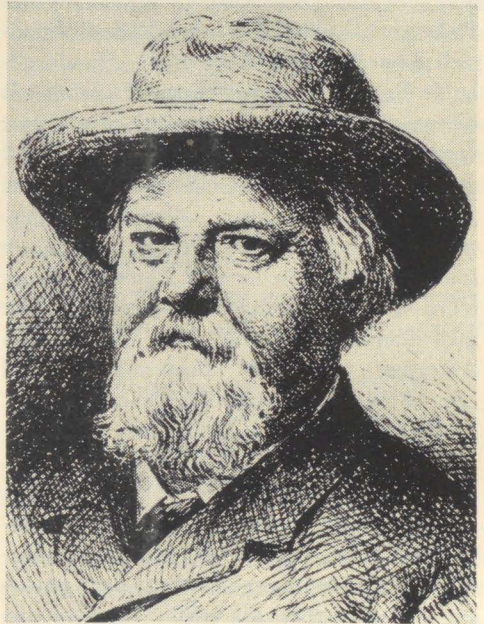
Die Eichrodts

Eine badische Dichterfamilie

Helmut Bender, Freiburg

Sie sind ein altbadisches Geschlecht und stammen aus Karlsruhe, ihr „Ahnherr“ war der nachmalige badische Innenminister Ludwig Friedrich Eichrodt, Sohn eines Generalmajors, er trat nach Absolvierung eines Jura-Studiums in den badischen Staatsdienst, wurde 1828 Oberamtmann in Säckingen, 1831 Stadtdirektor in Heidelberg, 1836 Ministerialbeamter in Karlsruhe und 1844 dortiger „Minister des Innern“, in dieser Stellung verstarb er am 28. Dezember desselben Jahres. Zunächst hatte Ludwig Friedrich Eichrodt einige Gelegenheitsgedichte abgefaßt („An Badens Menschenfreunde. Im Namen der Verunglückten [Brandgeschädigten] zu Kenzingen“, 1814; „Elegie auf unsern, in dem Murgfluß ertrunkenen Freund, Joseph Sensburg“, o. J.), 1827 hat er zu Ehren des Großherzogs Ludwig das Festspiel „Der neunte Februar“ („Ein vaterländisches Drama“) geschrieben, worin er u. a. seine Vaterstadt Karlsruhe und deren Gründer, den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, gebührend würdigt.

Sein am 2. Februar 1827 zur Durlach geborener Sohn Ludwig Eichrodt, zweifellos der bedeutendste dieser Dichter-Dynastie, studierte Jura in Heidelberg und Freiburg und trat im Anschluß daran in den badischen Justizdienst. 1864 wurde er Amtsrichter in Bühl und 1871 Oberamtsrichter in Lahr. Von seinem Vater hatte er die dichterische, insbesondere die lyrische Ader vererbt bekommen. Die „Münchener fliegenden Blätter“ brachten 1848 ein Gedicht „Wanderlust“, das einiges Aufsehen erregte und mit „Rudolf Rodt“ (= Eichrodt) gezeichnet war. Wir zitieren aus



Ludwig Eichrodt 1827–1892

dieser humoristisch-parodistischen Versfolge eine Strophe:

*„Nach Italien, nach Italien
möcht ich, Alter, jetzt einmaligen,
wo die Pomeranze wohnt,
wo die wunderschönen Mädchen
ihre süßen Triolettigen
singen, wandelnd unterm Mond,
dahin Alter, laß mich ziehn.“*

1853 war in verwandter Art das ebenfalls unter dem Pseudonym Rudolf Rodt herausgegebene Bändchen „Gedichte in allerlei Humoren“ erschienen, auch hier handelt es sich um für ihre Zeit geschickt gemachte Paro-

dien à la Eichendorff, Lenau, Freiligrath, Geibel, Rückert, ja selbst Goethe und Schiller wurden von ihm nicht verschont.

Ludwig Eichrodt war in diesen Jahren mit dem nachmalig berühmt gewordenen Mediziner Adolf Kußmaul (1822—1902) befreundet gewesen. Diesem waren die wackeren und gutgemeinten Gelegenheitsgedichte des Flehinger Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter (1766—1846) in die Hände gelangt. Er machte seinen Freund Eichrodt mit diesen treuherzigen Versen bekannt, dieser versuchte sich in ähnlich naiver Weise und rückte in der Folgezeit (1855—1857) in den „Fliegenden Blättern“ allerlei „Biedermaier“-Gedichte dieses Genres ein. Sauter selbst war als Urheber und Ahnherr solcher Verse gar nicht genannt worden, vielmehr griff man auf die bereits 1853 angewandten Anonyme „Gottlieb Biedermaier“ und „Buchbinder Horatius Treuherz“ zurück („Literaturballaden“ innerhalb der „Gedichte in allerlei Humoren“). Solcher Ulk sollte indes Literaturgeschichte werden: Dem „Biedermaier“ verdankt das „Biedermaier-Zeitalter“ (die Jahre 1815—1848) seine Namengebung, wobei das Ganze insofern einen gewissen Bedeutungswandel erfuhr, als man den neugeschaffenen Begriff nicht mehr unbedingt auf das Grotteske beschränkte, wie es Eichrodt ursprünglich hatte wahrhaben wollen, sondern die allgemeinen vordergründigen, teils spätromantischen, teils schon realistischen Zeitströmungen damit ineins setzte. Das Parodistische war nur eines dieser Elemente; daß in Wirklichkeit die eigentliche Dichtung ad absurdum geführt wurde, mußte Eichrodt in seiner vorwiegend humoristischen Begabung mit in Kauf nehmen:

*„Gegen Abend in der Abendröte,
ferne von der Menschen rohem Schwarm,
wandelten der Schiller und der Goethe
oft spazieren Arm in Arm.
Sie betrachteten die schöne Landschaft,
drückten sich die großen edlen Händ,*

*glücklich im Gefühl der Wahlverwandtschaft,
unterhielten sie sich exzellent.“*

Ludwig Eichrodt's Mutter war eine gebürtige Lehrerin. So mochte sich der Dichter in seiner Wahlheimat glücklich und zufrieden fühlen. Im Zug der Frühindustrialisierung herrschte in Lahr im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts ohnehin geistig reges Leben, der Schauenburg-Verlag trug als Herausgeber des „Lahrer hinkenden Boten“ und des weitverbreiteten Kommersbuches manches dazu bei.

Als Mundartdichter versuchte sich Eichrodt mit dem Drama „Die Pfalzgrafen oder Eine Nacht auf Heidelbergs Gassen“ (1859); „Rheinschwäbische Gedichte in mittelbadischer Sprechweise“ hat er zehn Jahre später herausgebracht. Zwischendurch war sein „Deutsches Knabenbuch. Hundert Gestalten in Wort und Bild“ (1864) erschienen. Eichrodt benutzte die jeweilige Mundart (ursprünglich das Rheinfränkische) vorab zur Erzielung komischer Wirkungen. Freilich hat er darüber hinaus auch ernstgemeinte Gedichte in hochdeutscher Sprache abgefaßt. Das Humoristische aber überwiegt immer wieder: „Lyrische Karikaturen“ (1869), „Lyrischer Kehraus“ (2 Bände, 1869), des weitern seine Sammlung „Hortus deliciarum, für deutschen Humor gepflanzt. In 6 Spaziergängen“ (6 Bände, 1877—1879). Das „Allgemeine Deutsche Kommersbuch“ (= Lehrer Kommersbuch) betreute Eichrodt in zahlreichen Auflagen seit 1858. Seine „Gesammelten Dichtungen“ erschienen 1890 in zwei Bänden; bereits 1882 hatte er eine „Goldene Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik. Verse, die Musik in sich tragen“ herausgegeben. — Was die Sauterschen Gedichte angeht, so wurden diese erst nach seinem Tod, im Jahre 1902, von Eugen Kilian neu herausgebracht (und 1955, von Helmut Klausning, unter dem Titel „100 Jahre Biedermaier. — Die Lieder und Gedichte des badischen Dorfschulmeisterleins

Samuel Friedrich Sauter“. — Eine erste Sammlung hatte Sauter selbst 1811 unter dem Titel „Volkslieder und andere Reime...“ herausgegeben, ferner 1845 „Die sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters S. Fr. Sauter“).

Abschließend möchten wir unsere Ausführungen über Ludwig Eichrodt mit einem seriös-balladesken Gedicht vervollständigen:

„*Winzerin.*

*Die Feuer leuchten durch die laue Nacht,
Zum Himmel sprüht und steigt die Funkenpracht.*

*Der Jubeldonner kracht von Berg zu Berg,
Gesang und Tanz, Musik und Feuerwerk.*

*Dort unten aber bei den schwarzen Hütten
Die Kelter dröhnt in stummer Winzer Mitten.*

*Und von der schweren, heißen Arbeit müd,
Ein Mädchen steht, sie seufzet auf und glüht.*

*Ein guter Wein! ihn bauten meine Eltern —
O weh, da strömt er aus den fremden Keltern!*

*Ein edler Wein! ha, laßt Raketen steigen!
Vor keiner wird sich seine Blume neigen!*

*Bei allen Festen wird er reichlich fließen,
In alte Glieder neubelebend schießen.*

*Bei Hochzeitsmahlen wird er feurig kreisen,
Und aller Orten werden sie ihn preisen.*

*Ich aber bin ein armes krankes Kind,
Ich werde weinen, wenn sie fröhlich sind.*

*Ich aber werde niemals Hochzeit haben,
Und unser Wein, mich wird er niemals laben!“*

Ein Kommentar dürfte sich erübrigen, nur soviel sei nochmals betont: ohne seinen Humor wär Ludwig Eichrodt längst vergessen:....

Sein Sohn Friedrich Eichrodt war 1862 in Bühl geboren, er weilte lange Jahre als Kaufmann auf Java und verlebte seine letzten Jahrzehnte in Lahr († 1952). Ihm verdanken wir neben dem Gedichtband „Von der Lebensfahrt“ (1913) vor allem den Band „Der

Schwarzwald im Spiegel deutscher Lyrik. — Landschaftliche Stimmungsbilder...“ (1921). Es geht dem Herausgeber dieser noch heute wertvollen Anthologie um „ein tieferes Erfassen der Naturschönheiten... Solche lyrische[n] Landschaftsbilder zu sammeln, ist die Aufgabe dieses Buches. Dem Wanderer sollen sie als Quelle dienen...“. Friedrich Eichrodt, in seiner Grundhaltung jugendbewegt und heimatbewußt, hat darin mit exakten Quellenangaben gearbeitet, die Auswahl reicht von Moritz Aberle bis Pauline Wörner, sie ist an den jeweiligen Schwarzwaldlandschaften orientiert und bringt freilich auch Gedichte seines Vaters wie solche aus eigener Feder:

„*Mittag in Biberach-Zell*

„*Schön' Berg*“, *du ragst ins blaue Aethermeer,
Es schläft das Tal und schweigend ruh'n die Wälder,*

*In trägen Fluten spiegeln sich die Felder,
Des Schlosses Trümmer träumen lebenleer.*

*Im stillen Raume stille steht die Zeit —
Ein Stück Vergangenheit.“*

Dazu: ein großer Dichter ist Friedrich Eichrodt gewiß nicht gewesen, statt dessen fehlt es ihm nicht an eindringlicher Sicht- und Auswahlweise, was diesen Band kreierte haben dürfte.

Zu erwähnen bliebe noch ein Neffe Ludwig Eichrodts, der 1867 in Freiburg geborene Dichter, Maler und Graphiker und Musiker (!) Otto Eichrodt, der nachmalig nach Karlsruhe übergesiedelt war und vor allem als Buchillustrator („Grüss Dich Gott mein Badnerland“) und als Bühnendichter hervortrat („Die Blinde“ / „Lichtenstein“ / „Die 400 Pforzheimer“, 1928).

Abschließend hier noch aus dem Urteil Karl Hesselbachers („Silhouetten neuerer badischer Dichter“, 1910) über Ludwig Eichrodt: „... war eine durch und durch humoristisch angelegte Natur, er besaß nach seinem eige-

nen Wort ‚die Erhabenheit über das Erbärmliche, welche lächelt, indem sie der Menschheit ganzen Jammer fühlt‘... Aus dieser Stimmung muß ‚Das Buch Biedermaier‘ verstanden werden, in dem die gereimte Trivialität als scharfes, satirisches Gericht die ‚verdammte Selbstzufriedenheit‘ des beschränkten Kopfes trifft...“, dazu noch die beiden Kontraste (aus „Gedichte in allerlei Humoren“):

*„Nach dem Himmel, nach dem Himmel
Wand’ ich aus dem Weltgetümmel
Wo die ew’ge Wonne wohnt;
Wo die Widersprüche schwinden,
Wo sich alle wieder finden,
Und der Wahnwitz uns verschont —
Dabin leuchte mir, o Mond!“*

und „Mondnacht“:

*„Schwebe, Mond, im tiefen Blau
Über Bergeshöhn,
Sprudle Wasser, blinke Tau...
Nacht, wie bist du schön!“*
*Spiegle, See, den reinen Strahl,
Friede atmend lind
Durch das wiesenhelle Tal
Walle, weicher Wind!*
*Wie durch einen Zauberschlag
Bin ich umgestimmt,
Von Gedanken, die der Tag
Bringt und wieder nimmt.*
*Daß es auch ein Sterben gibt,
Fühl ich ohne Schmerz,
Was ich liebe, was mich liebt,
Geht mir still durchs Herz.“*

Hier noch Stellung zu beziehen, erübrigt sich; das jeweilige Angesprochenwerden und Angesprochensein mag ein jeder Leser für sich selbst entscheiden, und was dem Zeitgeist gefiel, ist uns in jedem Fall immerhin wertvoll genug, es kennenzulernen.

Alles in allem aber kann man an den Eichrods — und speziell an Ludwig Eichrodt —

nicht achtlos vorübergehen, das kann sich selbst der Fachmann, der heutige Literaturhistoriker, nicht erlauben. So hat das noch im Erscheinen begriffene „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“ (2. Aufl., 1. Bd., Berlin 1958), dem „literarischen Biedermaier“ ein eigenes Stichwort (von Berthold Emrich abgefaßt) eingeräumt, worin Ludwig Eichrods Biedermaier-Inszenierung ausführlich behandelt wird: „Einen entscheidenden Bedeutungswandel hat das Wort B. wohl erst nach 1870 durchgemacht. Erst mußte sich das Gefühl durchsetzen, daß mit dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung des zweiten Reiches ein Verlust an Kultur verbunden war, bevor die stille Zeit vor 1848 in ihrem Eigenwert erkannt und das Wort B. mit neuem Inhalt erfüllt werden konnte.“ Dennoch vermissen wir unsere Eichrods bedauerlicherweise in der Mehrzahl älterer und neuerer Literaturgeschichten. Desto verdienstvoller und aufschlußreicher die diesbezüglichen Ausführungen von Kurt Rothmann („Kleine Geschichte der deutschen Literatur“, Stuttgart 1978 — ein Reclam-Bändchen): „Wegen dieses spöttischen Angriffs auf das allzu Biedere [eben durch Ludwig Eichrodt] zögern manche Literaturhistoriker, diesen Epochenbegriff [Biedermaier]... zu verwenden. — Manchmal werden das Biedermaier (Nachklassik, Nachromantik) als Frührealismus und das Junge Deutschland mit dem poetischen Realismus zu einer großen Epoche zusammengefaßt...“. Wir aber sollten durchaus den Mut haben, auf dessen Bezeichnung und altbadische Herleitung keineswegs zu verzichten. Bemühen wir zu guter Letzt Fritz Martini in seinem einschlägigen Standardwerk „Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus...“ (Stuttgart 1974): „... die Parodien von Eichrodt sprechen... vornehmlich aus der Gegenwehr gegen übermächtige Vorbilder... Eichrods lyrische Karikaturen ... bedeuten eine humoristische Flucht vor der erdrückenden Tradition...“. Und das will einiges heißen!

Johann Georg Jacobi

Professor der Schönen Wissenschaften und Poet dazu

Helmut Bender, Freiburg

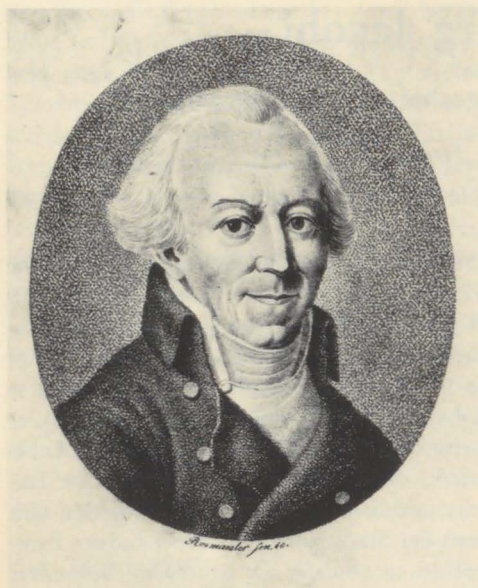
„Auf den Spuren der Anacreontik entwickelt sich das sangbare Lied. Den einen Weg beschritt Johann Georg Jacobi, der Lyriker, der ältere Bruder Friedrich Heinrichs und wie dieser mit Goethe befreundet... War er im Kreis von Gleim der Nehmende, so konnte er noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts am Oberrhein der Gebende sein...“ — so sieht die heutige Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft unsern Dichter (Richard Newald, „Von Klopstock bis zu Goethes Tod“, 1. Teil, München 1963).

Alles in allem ist aber relativ wenig über Johann Georg Jacobi gearbeitet worden. Nicht daß sein Name der Vergessenheit anheimgefallen wäre — da und dort ist immer wieder von ihm und seinen eingängigen Versen die Rede —, aber letztlich stand er wohl zu sehr im Schatten seiner bedeutenderen Zeitgenossen, nicht zuletzt auch seines Bruders Friedrich Heinrich, als daß man sich seiner ganz intensiv und detailliert angenommen hätte. Was wir daher im folgenden beabsichtigen, ist, ein Lebensbild dieses Mannes zu geben, der immerhin volle dreißig Jahre in Freiburg lebte und lehrte, darüber hinaus möchten wir einzelne kurze Proben seiner Poesie einer solchen Vita mithineinmischen. Dabei folgen wir in manchem der ersten ausführlicheren Lebensbeschreibung, wie sie Joseph Albrecht von Ittner (anonym) im zusätzlichen 8. Band von „J. G. Jacobi's sämtlichen Werken,“ (Zürich, 1807—1813 bzw. 1822) „Von einem seiner Freunde“ (vgl. den Beitrag des Verf. über Ittner in diesem Heft) gegeben hat.

Die Heimat der Jacobis lag im Hannoverschen. Unseres Dichters Großvater (*1680) wirkte als evangelisch-lutherischer Prediger,

„strenge Sitten, ernste Frömmigkeit und stille Häuslichkeit“ wurden ihm nachgerühmt. Während dessen älterer Sohn Theologie studierte und nachmalig Generalsuperintendent in Celle wurde, wandte sich der jüngere — Johann Conrad — dem Handelstande zu, er heiratete schließlich die Tochter seines Lehrherrn, des Kommerzienrates Christoph Falmer und ließ sich in Düsseldorf nieder. Unweit der Stadt hatte er seinen Landsitz Pempelfort, nachmalig als Musensitz besonders seines jüngeren Sohnes, des Philosophen Friedrich Heinrich (1743—1819), bekannt geworden,

Johann Georg Jacobi wurde am 2. September 1740 als ältester Sohn des Kauf- und Handelsherrn Johann Conrad Jacobi geboren, außer seinem Bruder Friedrich Heinrich hatte er noch eine Schwester. Die Mutter verstarb indes bereits, als Johann Georg eben das siebte Lebensjahr erreicht hatte. In zweiter Ehe heiratete der Vater die Tochter eines Elberfelder Weinhändlers, aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter und ein Sohn. Johann Georgs Stiefmutter wird in erfreulicher Weise nachgesagt, daß sie zwischen den Kindern aus erster Ehe und ihren eigenen keinerlei Unterschied gemacht haben soll. „Georg und Fritz [= Friedrich Heinrich und Johann Georg] galten vor allem bey ihr, liebten und ehrten hingegen auch sie wieder aus vollem Herzen... Die älteren Söhne nannten sie ihre zweyte gute Mutter...“ (Ittner, vgl. o.). Johann Georg besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, 1758 bezog er dann die Göttinger Universität. „Von seiner Kindheit an hatte er eine schwache Gesundheit, die beständige Schonung erforderte. Als Knabe litt



J. G. Jacobi (1740–1814)

er an der sogenannten englischen Krankheit, daher setzte sich frühe bey ihm eine gewisse Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit der körperlichen Bewegung an, die ihn durch das ganze Leben nicht mehr verließ...“ (Ittner, vgl. o.). Möglicherweise dürfte dies mithin ein Grund dafür gewesen sein, daß Jacobi sozusagen ein geborener Anacreontiker, der seine Genüsse vorwiegend im Geistigen und Theoretischen und damit im Nachvollzug des realen Lebens fand. Im Hinblick aufs Religiöse war die Erziehung (zunächst durch Hauslehrer) zeitentsprechend intensiv, auch wurde eine Polemik mit dem Katholizismus keineswegs gescheut. Das Französische, nicht das Lateinische stand an erster Fremdsprachenstelle, man las u. a. Fénelon, Boileau und Racine. Schon mit fünfzehn Jahren verfaßte Johann Georg seine erste Dichtung: ein französisches Trauerspiel; möglicherweise hat er sich sogar bereits zuvor mit einem in deutscher Sprache geschriebenen Trauerspiel

„Der Selbstmörder Nero“ beschäftigt. Eine erste Jugendliebe fällt in dieselbe Zeit, das Mädchen starb jedoch mit achtzehn Jahren. Von nachhaltigem Einfluß auf den jungen Jacobi dürfte dessen Aufenthalt in Celle bei seinem Onkel, dem Superintendenten Johann Friedrich, anläßlich der Reise nach Göttingen gewesen sein; Ittner berichtet hierüber in einer gewissen Überschwenglichkeit u. a.: „... diese ächte Demuth und Selbstverläugnung, diese Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe auch in den kleinsten Handlungen prägten sich dem entgegenkommenden Herzen des jungen Dichters ein und behaupteten einen entschiedenen Einfluß auf die Leitung und Denkweise seines künftigen Lebens.“

In Göttingen hörte Johann Georg vor allem Vorlesungen über Logik und Metaphysik, beim Orientalisten Michaelis begann er auch das Studium der hebräischen Sprache. Des weitern lernte er Englisch, Italienisch und Spanisch. 1761 wechselte er nach Helmstedt über, dort betrieb er vor allem juristische Studien. Doch seine angegriffene Gesundheit zwang ihn dazu, um Ostern 1761 nach Düsseldorf zurückzukehren. Hier traf er auch erneut mit seinem Bruder Fritz zusammen, der bis dahin in Genf vorwiegend philosophische Studien betrieben hatte. Die geistige Verbundenheit der beiden Brüder festigte sich in diesen Jahren. Inzwischen war der nachmalig berühmt gewordene Professor Klotz nach Göttingen berufen worden. Durch seine Heirat mit einer Bekannten des Vaters Jacobi gewann Klotz nachhaltigen Einfluß auf Johann Georg. Zu dieser Zeit verstarb des Dichters zweite Mutter, „von welcher er soviel Gutes genossen hatte; sein Schmerz ergoß sich in ein rührendes Trauerlied. Klotz fand diesen Gesang vortrefflich, und gewann Achtung für das sich entwickelnde Dichtertalent... [er] beredete Jacobi, der Rechtsgelehrsamkeit, die so wenig seinem Geiste angemessen war, zu entsagen, sich aber im Gebiete der gesammten Schönen

Literatur auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten..." (vgl. Ittner). Sein Vater akzeptierte den Entschluß, und Johann Georg folgte Klotz alsbald nach Halle, wohin man diesen nach seiner kurzen Göttinger Lehrzeit berufen hatte. 1766 wurde Jacobi so Professor der Philosophie ebenda. Die Schönen Wissenschaften waren mit diesem Lehrstuhl verbunden. So las er u. a. über die bedeutendsten ausländischen Dichter und ihre Werke, etwa über Tasso und sein „Gierusalemme liberata“; schon 1767 war ein Bändchen Romanzen aus dem Spanischen (Góngora) von ihm übertragen worden und innerhalb der Klotzschen „Teutschen Bibliothek“ erschienen. „Poetische Versuche“ (darin Dante-Übersetzungen) hatte er bereits 1763 herausgegeben. In diese Jahre fällt seine erste Bekanntschaft und nachmalige Freundschaft mit dem Halberstadter Kanonikus und Dichter Wilhelm Ludwig Gleim („Vater Gleim“), es gelang Gleim, Jacobi am Stifte von Halberstadt eine Kanonikusstelle zu verschaffen, Ende 1769 nahm Johann Georg dann seinen Wohnsitz in dieser Stadt. In der Folgezeit kam es zu zahlreichen gemeinsamen Arbeiten, wobei Gleim der Tonangebende blieb. 1769 erschien (zu Düsseldorf) Jacobis „Winterreise“, im darauffolgenden Jahr die „Sommerreise“. 1770 gab er (in Halberstadt) seine „Sämtlichen Werke“ (in zwei Bänden, 1773/74 in drei Bänden) heraus, diese Dichtungen kamen dem Zeitgeschmack sehr entgegen, schon 1771 konnte einiges daraus in französischen Übertragungen erscheinen. In der französischen Übersetzung (eines Unbekannten) heißt es über den Dichter u. a. in der Vorrede: „... in Deutschland bewundert man mit Recht Jacobi's lebhaft, fruchtbare und fröhliche Einbildungskraft, besonders aber jene Zartheit und Tiefe des Gefühls, welches ihn mit allen Wesen, die ihn umgeben, in die innigste Verbindung setzt... seine Schreibart ist deutlich und leicht, und kaum kann etwas der Harmonie seiner Verse verglichen werden... Sein Genie zur Tugend ist

eine himmlische Flamme...“. Lassen wir den Dichter hier einmal einige Verse sagen; und zwar aus dem „Lied des Orpheus, als er in die Hölle ging“:

*„Wälze dich hinweg, du wildes Feuer!
Diese Saiten hat ein Gott gekrönt;
Er, mit welchem jedes Ungeheuer
Und vielleicht die Hölle sich versöhnt.
...“*

*Meine Klage tönt in eure Klage;
Weit von hier geflohen ist das Glück;
Aber denkt an jene Tage,
Schaut in jene Welt zurück!
...“*

Goethe hatte in diesen Jahren sein Sesenheim; Lessings „Laokoon“ und „Minna von Barnhelm“ waren erschienen; Winckelmann (1768) verstorben; Herder hatte sein „Reise-Journal“ (1769) veröffentlicht; Wielands „Musarion“ und „Idris“ existierten seit 1768. Noch lag der „Sturm und Drang“ in seinen Anfängen, ähnliches gilt für die „Göttinger-Hain“-Dichtung; die heitere Anakreontik florierte, doch sie war nun eben einmal nötig, die deutsche Sprache über und an Klopstock vorbei weiterzuführen und weiterzubereichern. „In der ‚Winterreise‘... und ‚Sommerreise‘!... wechselt die gleitende rhythmische Prosa in den geglätteten, am romanischen Vorbild geschulten Vers. Von dieser leichtbeschwingten Gesellschaftspoese gab es keinen Übergang zum Volkslied... Die Lieder Jacobis... schließen eine Entwicklungsphase der sangbaren deutschen Lyrik ab...“ meint Newald (vgl. o.) in seiner einschlägigen und maßgeblichen Literaturgeschichte. Jacobi war, so gesehen, so nötig wie der später oft geschmähte „Vater Gleim“, der (am 28. Januar 1768) an Jacobi schreibt: „Was auch die Philosophen dawider sagen mögen, so ist es doch gewiß: die wahren Empfindungen nicht, sondern die angenommenen machen den Dichter!“ Blumen- und

Schäfermotive sind solcherart gleich unumgänglich:

„An die Rose.

*Rose, komm! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Mayenblumen starben hin:
Oeffne dich beym Lust-Getöne
Dieser Fluren; komm, o schöne,
Holde Blumen-Königinn!*
...“

„An die Hirten.

*Ihr Schäfer! wenn die Freude
Vom Hügel niederschwebt,
Und sich das Grün der Weide
Mit Veilchen unterweht;
Und ihr, in bunten Reiben,
Euch um die Blumen setzt,
Mit Flöten und Schalmeyen
Den nahen Wald ergötzt*
...“

Daß es auch ernstere, ernstzunehmendere Verse gibt, möge eine Strophe aus der „Litaney auf das Fest aller Seelen“ erweisen:

*„Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebensatt, geböhren kaum,
Aus der Welt hinüberschieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!“*

Daß sich unser Jacobi auf Grund solcher Verse, die einem alles in allem heute freilich auch glatt, klischeehaft und eigentlich nicht allzu vielsagend, eben „anakreontisch“ aufscheinen, mitunter harte Kritik gefallen lassen muß, ist verständlich, so etwa, wenn Werner Kohlschmidt es einmal dahinaus formuliert (in seiner „Geschichte der deutschen Literatur vom Barock bis zur Klassik“, 2. Band, Stuttgart 1965): „... der zeitlebens nie über empfindsam-anakreontische Lied- und Idyllendichtung hinauskommt und der Anakreontik zuerst in seiner Zeitschrift ‚Jris‘

und dann in dem gleichnamigen Almanach noch bis nach der Jahrhundertwende vielgelesene Publikumsorgane schafft.“

1774 begab sich Jacobi erneut nach Düsseldorf: „Er hatte nämlich den Plan entworfen, eine Zeitschrift herauszugeben; in dieser Absicht nahm er den schon sehr gebildeten Heinse mit sich als Gehülfen... Dieser billigte den Plan der Jris, die wir jetzt die ältere Jris nennen, weil später nach Jacobi's Versetzung nach Freyburg eine jüngere Jris, als jährliches Taschenbuch bis zu seinem Tod erschien. Die ältere Jris ward vom Jahre 1774—1776 in 8 Bändchen abgedruckt. Sie waren ganz auf das Bedürfnis der Zeit berechnet. Denn damals war die Epoche der Empfindsamkeit ... eingerissen ... Auch in Frankreich war diese Jris mit großem Beyfalle aufgenommen...“ (Ittner, vgl. o.). Es waren dann politische Gründe, die Jacobi nötigten, seine Monatsschrift vorläufig aufzugeben. Er arbeitete in der Folgezeit für den Wielandschen „Teutschen Merkur“: „Wieland gehörte unter die Herzensfreunde Jacobi's. Die Verhältnisse beyder Dichter kann man am besten aus den vielen Briefen ermessen, die nach Wielands Tode bey Geßner in Zürich herauskamen... [wobei] nicht in Abrede zu stellen, daß Wielands kritische Feile, Mahnungen und Ermunterungen unendlich vieles... beygetragen haben, welche Jacobi's Geist so hervorstechend gemacht hat...“ (Ittner, vgl. o.). — Zahlreiche Reisen unternimmt Johann Georg Jacobi nunmehr nach Berlin, Gotha, Braunschweig usw. Eine endgültige Wende bringt ein Ruf des aufklärerischen Kaisers Joseph II., der ihn 1784 auf eine Professur der Schönen Wissenschaften an die Freiburger vorderösterreichische Universität kommen läßt. Jacobi ist der erste Protestant, der hierher — an der ehemals von Jesuiten weitgehend betreuten Hochschule — einen Ruf erhält. „Hier hielt er Vorlesungen über Aesthetik und die klassischen Schriftsteller des Alterthums, lebte ein ruhiges, zufriedenes Leben, weihete sich seinen Freun-

den, der Dichtkunst und dem stillen häuslichen Leben, und erwarb sich durch dichterisches und literarische Thätigkeit einen unvergänglichen Ruhm..." meint der anonyme Herausgeber von „J. G. Jacobi's Dichtungen“ (in der „Etui-Bibliothek der Deutschen Classiker. No. LIV.“, Ronneburg 1820) einigermaßen summarisch. Im selben Jahr hatte Goethes damals in Emmendingen lebender Schwager Johann Georg Schlosser dessen „Auserlesene Lieder“ herausgegeben. Jacobis Anteilnahme am literarischen Zeitgeschehen bewies bereits die 1777 zu Frankfurt und Leipzig erschienene Anthologie „Des Herrn Jacobi Allerley“, Lyrik und Prosa werden hier in munterer, allerdings völlig anonymer Weise (Raubdrucke!) aneinandergereiht, es finden sich u. a. auch etliche Goethesche Sessenheimer Lieder und was mehr.

Nach den ersten Semestern übersandte Jacobi einen Bericht über seine Themen und Lehrmethoden nach Wien. In der Antwort (vom 9. Februar 1785) heißt es dann u. a.: „Ich [Joseph II.] überlasse gerne jedem Lehrer, und vorzüglich einem Manne, wie Sie sind, die Anordnung der Vorlesungen... Die Jugend soll in den Klassikern, in denen sie bis dahin nur Worte suchte, jetzt Sachen finden, und wenn sie dann Sachen entdeckt... so wird sie durch Vergleichung, zur Entwiklung, zur Beurtheilung des Gedankens und des Ausdrucks ermuntert, und die Bildung des Verstandes sowohl als des Geschmacks auf eine angenehme Art befördert. Daß es zu Freyburg bey dem Griechischen Anstand habe, wundert mich nicht. Es ist überall nicht viel besser; dafür wollen wir aber mit der Zeit auch Hülfe schaffen.“ — Hierzu sei bemerkt, daß Joseph II. durch eine Inkognito-Reise über die Zustände an der ehemaligen Jesuitenhochschule bestens orientiert war und daß nicht zuletzt die Förderung des „Freymüthigen“, einer aufsehenerregenden Zeitschrift der josephinischen Aufklärung, ihre erste Früchte (und mitunter auch Auswüchse) getragen hatte.

Jacobi hat neben mehr theoretischen Vorlesungen auch praktische Kollegien eingerichtet, gewissermaßen eine Art „Studium generale“, „in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Fakultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühls für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Jeder konnte sich nach Belieben selbst einen Gegenstand zur Bearbeitung wählen; die Aufsätze wurden dann vorgelesen und beurtheilt... Die Klassiker, besonders den Virgil und Horaz, erklärte und erläuterte er mit musterhafter Bestimmtheit und ästhetischer Einsicht..." (Ittner, vgl. o.). So kam es, daß des Dichters öffentliche Vorträge Ereignis wurden, nicht nur die Studenten, auch Zuhörer aller Stände und Frauenzimmer, waren hier häufig anwesend. Die Hörsäle konnten die Interessierten oft nicht fassen. Erst sein zunehmendes Alter und dessen Beschwerden setzten ihm hier eine Grenze: „Ich schließe hiemit meine Vorlesungen... Ich schließe mit dem schmeichelnden Bewußtseyn, daß ich, ohne eigennützige Absichten, aus dem reinsten Eifer für die schönen Wissenschaften gearbeitet habe... Bleiben Sie den schönen Wissenschaften getreu, ohne sich durch Geschwätze des gelehrten und ungelehrten Pöbels abschrecken zu lassen. Studieren Sie die Alten, als die Quelle alles Schönen, und die Natur, die man nie ungestraft verläßt, und unter den neuern Schriftstellern diejenigen, welche der Natur am sorgfältigsten folgten. Es ist ein angenehmer Gedanke für mich, daß Sie in verschiedene Gegenden Deutschlands einst zerstreut werden. Wenn ein jeder in seiner Gegend den Musen einige Freunde zu werben suchte, welche Belohnung für mich, durch meine Ermunterung zu diesen neuen Colonien etwas beygetragen zu haben!“

Hatte man anfänglich begrifflicher Weise gegen den „Ausländer“ und Protestanten Jacobi einige Vorurteile, so wird man seiner Grundhaltung zufolge doch verstehen, daß sich Jacobi als Universitätslehrer ebenso wie

als Bürger voll durchsetzte. Wenn es auch dann und wann zu kritischen Situationen kam, Jacobi war eine so arglose und menschlich ansprechende und ausgeglichene Natur, daß er sich auf Dauer keine Feinde und Gegner schaffen konnte. 1792 war sein Band „Theatralische Schriften“ in Leipzig erschienen, zwei Jahre zuvor die „Trauerrede auf Kaiser Joseph den Zweyten“ (Flensburg). Bereits aus dem Jahr 1782 datiert „Eine Erzählung nach Raphael — Nessir und Zulima“, woraus wir eine geistreiche Passage aus der „Vorrede“ zitieren: „Das Arabeske oder Moreske in der Mahlerey ist, wie viele wissen, aber noch mehrere nicht wissen, daher entstanden, daß die Araber und Mohren, nach den Gesetzen ihrer Religion, nichts lebendiges abbilden dürfen. Es besteht in bloßem Laubwerk und andern willkürlichen Zierathen. Die Neueren haben Thiere und Menschen, und Raphael sogar Griechische Gottheiten dabey angebracht...“. Daß nicht nur Wieland, sondern der Zeitgeist jener Dezenen hier Pate gestanden, läßt sich leicht erkennen. Was den Duktus der Sprache angeht, so kann er sich auch in solcher Prosa durchaus sehen lassen, er hält es übrigens durchaus mit der Höhe der Zeit.

1795—1813 wirkte Jacobi erneut als Herausgeber von Taschenbüchern. Deren markantestes ist zweifellos das „Ueberflüßige Taschenbuch für das Jahr 1800“ (mit einer Vorrede seines Bruders Friedrich Heinrich, Hamburg). Ein Teil der Stücke stammt aus der Feder des Dichters, doch haben bedeutende Zeitgenossen (u. a. die Brüder Stolberg, Voß, Klopstock und der Colmarer Dichter Pfeffel) etliches dazu beigesteuert. Dieses Taschenbuch ist in vier Hauptabschnitte parallel zu den Jahreszeiten untergeteilt, es hat unbedingt Niveau, auch ließ ihm sein Verleger Perthes eine gefällige künstlerische Ausstattung (mit diversen Kupferstichen) angedeihen: „Willfährst du mir, und wirst nicht ungetreu den vier Jahreszeiten für die Welttheile oder die Climate, so halte ich

an meiner Seite Wort, so gewiß ich heiße Friedrich Heinrich Jacobi“ endet das „Nachschreiben“ des angesehenen Dichterbruders und Goethefreundes. Daraus noch eine Probe des Lyrikers Johann Georg Jacobi:

„*Liebhaberey.*

*Im Schatten dieses Baums, warum
So unbeweglich und so stumm?
Was schaut ihr da mit unverwandten
Emporgehobnen Augen?*

„Schweige du!

*Wir sitzen hier, als Dilettanten,
Und hören jenem Guckguck zu.“*

„An den Herausgeber“ findet sich darin auch ein Gedicht des Emmendinger Hofrats Friedrich von Zinck überschrieben, darin es u. a. heißt:

„*Zu Dir ist jeder Gang ein Fest —
Gieng ich am letzten heitern, kühlen,
Sorglosen Frühlingsabend meiner
Heimath zu*

...

*Gar oft pfleg ich so weit zu gehn;
Zu einem solchen Gang fehlts mir noch nicht
an Kräften,
Und frey bin ich von Amtsgeschäften.
Jacoby wiederum zu sehen,
Mit seinem Fritz zu spielen und zu scherzen,
War ein Bedürfniß meinem Herzen.
Ich finde stets bey ihm den Tisch für mich gedeckt...“*

Gelegenheitsdichtung, wird man konstatieren, aber das Persönliche macht sich in solchen Zusammenhängen auch angenehm und vertraulich und aufschlußreich genug. — Seit 1803 nennt er die von ihm herausgebrachten Taschenbücher „Jris“ (die neue „Jris“, vgl. o.): „So ward diese Jris von Vielen mit den mannigfaltigen Gaben ausgestattet, und erschien nun im verjüngten Glanze. Die sorgsamste kritische Strenge bewies der gewissenhafte, zartfühlende Dichter bei der Aufnahme dargebotener Arbeiten; alles

mußte nicht nur höchst sprachrichtig, sondern auch gehaltvoll an Gedanken und Entdeckungen und sittlich rein sich darstellen... So wirkte die Jris auf Bildung des Geschmacks, auf Erheiterung des Geistes und auf Belebung der Sittlichkeit. — Von der Würde eines Dichters und der Poesie hatte Jacobi einen sehr hohen Begriff...“ (Ittner, vgl. o.). 1792 hatte Jacobi ein einfaches Mädchen, aus St. Peter gebürtig, geheiratet. Es war dies eine ausgesprochene Neigungs- und Liebeshe. 1794 wurde ihm sein Sohn Fritz geboren. Als Naide besang er die Gattin in spätanacreontischen zärtlich-häuslichen Liedern. „Das Vaterland der alten Alemannier, der Schwarzwald, von welchem er die Quellen seiner reinen Freuden herabgeleitet hatte...“ (Ittner) war ihm ebenso wie seine Wahlheimatstadt Freiburg heilig und teuer. Zahlreiche Gedichte zeugen davon. Noch allgemein gibt sich etwa das „Spinnerlied“:

„Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!
...“

Ähnliches gilt für „Die Linde auf dem Kirchhofe“:

„Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenbügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzt,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzt.
...“

Der engeren Heimat seiner Frau aber gilt etwa die Strophe:

„Wem ist der Schwarzwald unbekannt
Mit seinen hohen Tannen?
Kein Wanderer kommt ins Schwabenland [.]
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bei seiner wilden Pracht
Still steht und große Augen macht.“

Erwähnenswerter vielleicht noch sein Gedicht „Der Turmwächter an die Stadt Freyburg, am 1. Januar 1804“:

„Schön ist mein Turm, sobald der Flor
Der Morgendämmerung schwindet,
Und er die Sonne, die empor
Sich hebt, zuerst verkündet.

Schön ist er, wenn im Mittagsglanz
Er zum Geläute strahlet,
Und schön, wenn ihn der Abend ganz
Mit Purpur übermalet.

Auch wenn Gewitternacht uns droht,
Steht ohne Furcht und Grauen
Er da und ist, vom Blitze rot,
Noch herrlich anzuschauen.

Sogar wenn Schneegewölke ziehn
In kalten Wintertagen,
Sieht man vom Reif versilbert ihn
Mit innigem Behagen.

...“

(Zitiert nach Peter Paul Albert, „Freiburg im Urteil der Jahrhunderte“, Freiburg i. Br. 1924.)

Seine Ferien verbrachte Jacobi vorzugsweise im Schwarzwald oder im benachbarten Emmendingen, wo zeitweilig Schlosser und Zinck (vgl. o.) seine über alle Maßen gern aufgesuchten Freunde waren. „In ihre Gesellschaft [Emmendingens klassische Zeit!] kam auch der ehrwürdige blinde Dichter Pfeffer... Pfeffer und Jacobi besuchten einander wechselweise ein Jahr um das andere, und verlebten dann immer einige genußreiche Tage... Die Tage, welche Pfeffer in Jacobi's Hause zubrachte, waren auch für seine andern Freyburger-Freunde höchst erfreulich. Es war ein wahres Vergnügen den beyden alten Dichtern zuzuhören, wie sie ihren Geist in unerschöpflichen Anekdoten, witzigen Einfällen, und in Erzählungen von der jetzigen und der vergangenen Welt ergossen...“ (vgl. Ittner, der in diesem Zusammenhang auch von der „poetischen Harmonie“ spricht und davon berichtet, wie der eigent-

lich stubenliebende Jacobi seinen blinden Freund Arm in Arm nicht nur durch die Stadt, sondern auch in die ländliche Umgebung führt). Daß es dabei zu manchen Gelegenheitsdichtungen kam, versteht sich von selbst.

Auf Grund seiner ausgezeichneten französischen Sprachkenntnisse wurde Jacobi im Nachhinein der Napoleonischen Kriege und Besetzungen auch wiederholt als Unterhändler mit den französischen Besatzern zugezogen; obschon ihm dies wenig angenehm, entzog er sich nie solchen Bürgerpflichten, auch erklärte er sich wiederholt zu schriftlichen Übersetzungen u. ä. bereit. Besonders anlässlich der französischen Besetzung im Jahr 1800 hatte der Dichter zu leiden: einige Straßen wurden im Zusammenhang mit dem Widerstand der österreichischen Truppen geplündert, auch Jacobis Wohnung war in Gefahr, doch konnten seine Gewandtheit und sein Sprachgeschick das Schlimmste vermeiden.

Schlossers Tod traf den Dichter hart. Zehn Jahre später mußte er den Tod Pfeffels ertragen. Der größte Schicksalsschlag aber brachte ihm der Tod seines einzigen siebzehnjährigen Sohnes Fritz (1811). Eine späte Freundschaft verband ihn dann auch, besonders nach Schlossers Tod, mit Ittner, dem Verfasser der von uns mehrfach herangezogenen Jacobi-Biographie. Wiederholt weilte Jacobi bei ihm in der Heitersheimer Johanniter-Residenz: „Mit treuer Anhänglichkeit öffnete er dem alten Dichter zuvorkommend Haus und Gärten.“

In diesem Zusammenhang berichtet Ittner (anonym) von des Dichters Lebensgewohnheiten: „Wenn Jacobi einige Gänge durch den Garten im vollen Sonnenscheine gemacht hatte, pflegte er auf [einem] Felsensitze seiner Ruhe... Das Vergnügen, welches er an diesem Sitze fand, und die Träumereyen, in die er sich dort gerne einwiegte, gaben den Gliedern der Familie den Anlaß, daß sie den Ort den Poetenwinkel nannten... An

der Tafel war Jacobi äußerst mäßig; alles war von ihm abgewogen, doch ließ er sich unter der Lebhaftigkeit des Gespräches, gleich wohl nur selten, verleiten, einen Freudenbecher mehr zu leeren. Darin ganz ungleich seinem Freunde Gleim, den er als den undurstigsten aller Poeten bezeichnete, weil er nichts als Wasser getrunken hätte. Jacobi ließ sich aber nur dann bewegen, etwas mehr als gewöhnlich zu trinken, wenn die jungen Töchter des Hauses von der Tafel aufsprangen, sich an das Klavier setzten, und seine eigenen Lieder, der Freude und Geselligkeit gewidmet, absangen. Dann war der Alte Dichter neu belebt; dann flossen auch witzige Einfälle, Anekdoten, Berichte von gemachten Erfahrungen, und eine reiche Charakteristik von Personen, mit denen er in früheren Zeiten Umgang gehabt hatte, von seinen Lippen... Nie wollte der Dichter über acht Tage auf dem Lande bleiben... Ein Geist der Unruhe faßte ihn, und trieb ihn wieder zu seinen stillen Penaten in die Stadt... Aber aus dem ländlichen Aufenthalte brachte er immer neu erfrisches Leben und Phantasiren mit sich nach Hause...“.

Nur schwer entschloß sich der alte Dichter zu einer Neuherausgabe seiner Werke. Sowohl seine Freiburger Freunde als auch die Brüder Stolberg drängten ihn jedoch zu einem solchen Unternehmen. 1807 konnte so der erste Band davon in Zürich bei Orell, Füßli & Co. erscheinen. Jacobi kümmerte sich selbst um zahlreiche Einzelheiten, auch zog er „einen kritischen Areopag einsichtiger Männer, unter denen auch etliche seiner gebildetsten Schüler“ (Ittner) dazu bei. An und für sich wollte er einen Großteil seiner frühen Anakreontik ausklammern, doch die beigezogenen Berater stimmten heftig für deren Aufnahme, allerdings waren solche Stücke von Jacobi einer nochmaligen, mitunter nicht unbedingt vorteilhaften Endredaktion unterzogen worden. Bis 1813 waren alsdann sieben Bände erschienen (die Ittnersche Biographie wurde erst Jahre nach seinem Tod,

1821/22, als achter Band abgefaßt und dem Ganzen eingegliedert).

Im Sommer 1812 konnte der 72jährige noch den Besuch seines Bruders Friedrich Heinrich, inzwischen Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften, samt zweier Schwestern empfangen. Ein Jahr später, nach der Völkerschlacht, erlebte er die Freiburger Anwesenheit der siegreichen Monarchen. Wenige Tage vor seinem Tod schuf er sein letztes Gedicht mit patriotischem Feuer:

„...
*Ihr Deutschen, auf! Der Deutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Hermanns des Cheruskers
Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfen
winden.*

...
*Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffen-
klang*

Voll Jugendkraft die Leyer schlagen ...“

Jacobi verstarb schließlich am 4. Januar 1814, in seinem 74. Lebensjahr, „sein Ende war ruhig und sanft, wie sein Leben“. Ittner berichtet dann ferner noch: „Höchst feyerlich war der Leichenzug; eine Gesellschaft angesehener junger Akademiker ließen sich die letzte, menschenfreundliche Dienstleistung nicht abstreiten, den Sarg ihres geliebten Lehrers wechselweise selbst auf den Schultern zu tragen. Auf dem schwarzen Grabtuche lag ein weißes Polster, auf diesem sein berühmtes Aschenmittwochs-Lied mit dem wohlverdienten Lorbeerkranz — abgesehen von Mädchen-Chören —

*Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Totenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.*

...
*Sieh an schweigenden Altären
Totenkränze sich verklären,*

*Menschen-Hoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.“*

Wie allenthalben überliefert wird, wollte es der Zufall, daß der Leichenzug vor dem Hause, in welchem der König von Preußen vorübergehend wohnte, vorüberführte: der Monarch trat an das Fenster, um dem Dichter die letzte Ehre zu erweisen. Hatte der Verstorbene doch wiederholt als eifriger Bewunderer Friedrichs des Großen in seiner Halberstadter Zeit dessen Taten besungen. Jacobis Grab aber ist noch heute auf dem Alten Friedhof im Norden der Stadt erhalten: „Ein schmiedeeisernes Kreuz ist noch besonderer Beachtung wert, nicht nur weil es in seiner angemessenen, völlig schlichten Linienführung besonders eindrucksvoll ist, sondern auch um des Mannes willen... Es ist das Grabkreuz Johann Georg Jacobis... der ein zarter, liebenswürdiger, empfindsam-gemütsvoller Dichter und Liedersänger war... [ihm] verdanken wir köstliche Schilderungen der Atmosphäre Freiburgs um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.:.“ (Hanns Reich, „Wie die Alten den Tod gebildet“, Freiburg i.Br. 1948); auf dem Querbalken des gußeisernen Kreuzes findet sich lediglich in Einzelzeichen eingelassen: „I G JAKOBY GEB 2 SEP 1740 GEST 4 IA 1814“.

Jacobis Leben und Schaffen verlief nicht ohne äußere und innere Entwicklungen. „Als Lyriker den Anacreontikern verpflichtet [und selbst einer der bedeutendsten und angesehensten unter ihnen], machte er sich immer mehr von seinen französ. u. englischen Vorbildern frei“ zitieren wir aus dem „Deutschen Literatur-Lexikon — Ausgabe in einem Band — bearbeitet von Bruno Berger“ (Bern und München 1963). Aus vielfältigen Anregungen und Beeinflussungen hat er sich zu einem poetisch erfüllten, aber nicht affektierten Leben durchgerungen, äußere Ehren und zeitbedingter Pomp waren dabei nie in sein

letztlich humanes Denken miteingeflossen. Auch das einfache schwarze Kreuz war ein letzter Wunsch des Dichters gewesen:

*„Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer;
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer.“*

Eine „Gedächtnisrede auf Johann Georg Jacobi bey dessen akademischer Trauerfeyer in der Hauptkirche zu Freyburg am 16. November 1814“ (auch gedruckt vorliegend) wurde von keinem Geringeren als von Karl von Rotteck, „beyder Rechte Doktor und ordentl. öffentl. Professor der Weltgeschichte“, gehalten. Daraus möchten wir abschließend noch einiges mitteilen: „... lange Jahre hindurch die Zierde dieser hohen Schule und ihre Freude... Nicht um den gefeyerten Dichter ein seiner würdiges Denkmal zu errichten... nur um den theuern Entschlafenen noch einmal liebend in unsere Mitte zu rufen, betrete ich, nach Euerm ehrenvollen Auftrag sowohl als nach der Stimme meines eigenen Herzens, die Trauerbühne... es genügt, um von Jacobi mit Wärme und Erfolg zu sprechen, daß man ihn gekannt habe und fühle... Denn auch mir, wie Euch, war Jacobi ein herrlicher und väterlicher Lehrer... Jacobi war von der Natur zum Dichter, im hohen Sinne des Wortes, geschaffen, auch hat er diesen Beruf aufs vollkommenste erkannt und erfüllt... Auch die Gattung der Dichtkunst, und die besondere Sphäre, in welcher er hervorglänzen sollte, waren durch die Natur ihm angewiesen. Seine Phantasie hatte den fortwährenden und schwer zu haltenden Schwung des Homerischen oder Klopstockischen Epos nicht, auch nicht den kühnen Flug, das flammende Feuer der Pindar'schen Dithyrambe; sie war weder düster noch menschenfeindlich... Ihr eigenthümlicher Charakter war Harmlosigkeit, Freundschaft und hohe Freude. Nicht nur in Schriften, auch im Reden und Thun, und in der beständig heiteren

Stimmung des Gemüthes spiegelte sich dieser Charakter. Den dürftigsten Gegenstand wußte der liebliche Sänger mit unerschöpflichen Reizen auszustatten, und was andern ganz öde und düster erschien, dem gewann er mit Leichtigkeit eine anmuthige Seite ab... Frohsinn und Kindlichkeit hinderten Jacobi nicht, von seiner zartesten Jugend an, einen großen Theil seiner Zeit den Studien zu widmen. Nicht nur Poesie und Kunst, und die Schätze der klassischen Literatur; auch die ernsteren Disciplinen, die Natur und der Mensch, Philosophie und Geschichte waren Gegenstände seines treuen und eifrigen Studiums... Jacobi war sehr religiös, des kindlichen Glaubens voll, ein treuer, feuriger Bekenner der natürlichen und der Christusreligion. Aber er haßte den Sektengeist und die engherzige Intoleranz... Was Jacobi im nähern Kreis durch Wort und Beyspiel wirkte, das, und noch mehr that er in weiterer Sphäre als Schriftsteller durch die klassischen Schöpfungen seiner freundlichen Muse. Als er zu uns kam, um die Zierde unsers wissenschaftlichen Gemeinwesens zu seyn, da rechnete Teutschland ihn schon mit Stolz unter die schönsten und edelsten Geister, die seinen Parnaß verherrlichen; auch hat er seitdem diesen Ruhm nicht nur fortwährend behauptet, sondern gerechtest vermehrt...“.

Bei allen Abstrichen situations- und zeitbedingter Hagiographie ist es dem redegewandten Rotteck hiermit zweifellos gelungen, den Menschen Jacobi besonders hervorzukehren, ohne sein Werk zu negieren bzw. zu bagatellisieren. Die Rezeption und die Literaturgeschichte haben das in vielem bestätigt, allerdings mußten schon angesichts der ganz Großen an diesem an und für sich vielschichtigen und mannigfaltigen Werk bald weitere massive Abstriche gemacht werden. Ähnliche Prozesse haben zweit- (nicht dritt- und viert)rangige Begabungen und Kräfte nur zu häufig erfahren. Erschienen seine „Ausgewählten Werke“ 1854 erneut in drei

Bänden, so wurde es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und erst recht in der Folgezeit relativ still um ihn. 1874 gab E. Martin „Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi“ heraus, und auch später wurde noch manche Studie und mancher Aufsatz über ihn publiziert (etwa „L. Sterne und J. G. Jacobi“ von L. Longo): man beachtete ihn, partizipierte auch an seinem Leben, an seinen Verhaltensweisen und was mehr — aber man las ihn nur noch selten bzw. exemplarisch. Dies gilt vor allem auch für seine Prosa und für seine dramatischen Schriften.

Kein real denkender Verleger unserer Tage würde es wagen, seine Werke neu zu edieren, wie das etwa mit Gleim oder Wieland und zahlreichen anderen Klassikern bekanntlich der Fall. Den Menschen Jacobi muß man schätzen, ja lieben, um noch einiges von ihm mit Genuß lesen zu können. Daß er ein Dichter war und poetische Begabung sein eigen nennen durfte, soll hier keineswegs in Frage gestellt werden. Selbst ein Stück wie „Der Tod des Orpheus — Ein Singspiel in drey Aufzügen“ kann man beim näheren Hinsehen noch als zumutbar und in vielem auch für die Zeitauffassung genießbar bezeichnen. Aber man hat anderes, zugleich Bleibenderes und Aktuelleres, auch Sub-

stanzreicheres, wenn man so sagen darf. Wie schon eingangs erwähnt, er fehlt zwar nicht in den einschlägigen Literaturwerken, es ist gewissermaßen eine Pflichtübung, ihn mitzuerwähnen, und selbst in diesen und jenen Anthologien rückt man mitunter einige Verszeilen von ihm ein, nicht zuletzt schon deshalb, um das, was wir Anakreontik nennen, entsprechend zu belegen. Das Rokokohafte, das Epikuräische in gutem Sinn, das möchte man dann meist an solchen Beispielen aufzeigen. Er gehört so mit zur deutschen Klassik bzw. Vorklassik. Mit zum weiten Kreis um Goethe. In unserm Fall jedoch mischt sich Topographisch-Lokales mit hinein. Das alles rechtfertigt unsere Darstellung, die weder ein Wiederbelebungsversuch seiner Dichtung noch ein unkritischer Hymnus auf sein Leben als Mensch und Lehrer sein möchte. Er hatte Profil und Charakter, und er bemühte sich und hatte auch gebührenden Erfolg. Er sollte nicht vollends vergessen werden, er gehört mit dazu. Die Annahme, daß er nur mit dabei, beiläufig mit dabei gewesen, erweist sich als nicht gerechtfertigt: er war weit mehr, er war vor allem auch sich selbst. Man möchte ihn, man kann ihn nun einmal nicht missen in dem vielstimmigen Chor seiner gerade literarisch hochgestimmten und verdienstvollen Zeit.

Belchenwanderung

*Vor mir im ersten Sonnenstrahl
Ragt aus dein mächt'ger Rücken.
Noch wandre ich im schatt'gen Tal,
Doch bald, oh hell Entzücken,
Erklimm ich deine stolze Höh!
Da, plötzlich, wie gebannt ich steh
Und blicke in die Runde.
Befreit von allem Erdenleid
Genieß ich Gipfeligkeit,
Vergesse Zeit und Stunde.
Dann ruhe ich in deinem Schoß,
Weich bettet mich dein Gras und Moos,
Der Wind singt mir ein Lied zur Ruh,
Die Sonne decket warm mich zu.
Und alle Wünsche schlafen ein,
Beseligt bin ich, ganz nur dein. —
Uralter Berg, von deiner Kraft
Gib mir für meine Wanderschaft! —
Ichühl's, er hat den Wunsch erfüllt,
Das Blut in meinen Adern quillt,
Reich und beglückt steig ich zu Tal,
Hab Dank, du Freund — vieltausendmal!*

Johanna Benzing

Ernst Friedrich Sturm

Dichter und Übersetzer — Revolutionär und Lehrer

Helmut Bender, Freiburg

Sein Leben verlief außergewöhnlich, selbst in kurzer Nacherzählung nicht ohne Spannung, ja Dramatik. Am 23. März 1829 zu Hüdingen bei Steinen im Wiesental (nicht in Hüfingen, wie in der „Bibliographie der Badischen Geschichte“, 6/2, Stuttgart 1973, fälschlich angegeben wurde) geboren, besuchte er das Freiburger Lyzeum, und bereits als Primaner schrieb er seine ersten schwungvollen und pathetischen Gedichte. Bei solcher Veranlagung kann es nicht verwundern, wenn er sich für die 48/49er Revolution einsetzte. In Schopfheim hielt er begeisterte Reden für Hecker und die ersehnte Republik, er machte auch den Heckerzug und das Gefecht an der Scheideck mit, seine Freiheitslieder (unter dem Pseudonym Erich Freimund) dürften von den Beteiligten überschwänglich mitgesungen worden sein. Doch obschon er sich dann nachweislich gegen die Ausschreitungen der Freischärler gewandt hatte, sah er sich nach dem Scheitern der Revolution zur Flucht in die nahe Schweiz genötigt, in Bern ließ er sich als Theologiestudent immatrikulieren.

*„Das Vaterland ging in Scherben,
Die Freiheit schwamm übers Meer;
Ich sah die Helden sterben —
Mir wurde das Herz so schwer.“*

An den Aufständen von 1849 nicht beteiligt, stellte er sich 1851 in Lörrach zur Konskription, er wurde arretiert, jedoch gegen Stellung einer Kaution wieder freigelassen. In Freiburg setzte er seine Studien fort, nunmehr wandte er sich vorwiegend der Philologie zu. In dieser Zeit war er einer der Begründer der Burschenschaft „Teutonia“. Es

entstanden Studentenlieder mit viel Schwung und Gefühl und mitunter geradezu in einer Vorwegnahme expressionistischer Manier:

*„Und es tanzen Mond und Sterne,
Und es tanzt die ganze Welt,
Bis vom lauten, wilden Rasen
Alles müd zusammenfällt.“*

Die Reaktionsepoche veranlaßte ihn erneut nach der Schweiz überzusiedeln, erst wandte er sich nach Lausanne, danach ließ er sich in Nizza nieder, zunächst arbeitete er als Privatlehrer; nachdem die Stadt (1860) französisch geworden, ernannte ihn die Regierung zum Professor der deutschen Sprache am dortigen Lycée impérial, er gründete einen eigenen Hausstand, Nizza wurde ihm eine zweite Heimat. In diesen 60er Jahren schuf er eine Reihe von Übersetzungen, besonders aus dem Französischen und Englischen. Sein erstgeborener Sohn Fritz verstarb hier 1868. Der Krieg von 1870/71 animierte ihn erneut zu vaterländischen Gedichten und Gesängen. U. a. versuchte er sich auch an Hebel-Übertragungen ins Hochdeutsche. Nach seiner vollen Rehabilitierung fand er 1872 eine Anstellung als Lehrer an der Töchterschule zu Wiesbaden. Zwei Jahre danach übertrug ihm die badische Regierung die Stelle eines Französisch-Professors in Freiburg. In seinem Heimatland fühlte er sich wieder glücklich, doch bereits am 11. Januar 1876 setzte ein Herzschlag diesem bewegten Leben ein Ende.

Es gibt kaum eine Literaturgeschichte, die ihn erwähnt. Selbst Wilhelm E. Oeftering widmet ihm in seiner „Geschichte der Literatur in Baden“ (III. Teil, Karlsruhe 1939) nur

innerhalb des Registers eine allzu knappe Passage: „... nahm 48 am Heckerzug teil; stud. theol. in Bern; 51 in Freiburg, Mitglied der Burschenschaft ‚Teutonia‘; Privatlehrer in Nizza; 74 Professor am Gymnasium in Freiburg; † 76 ...“. Ähnliches berichtet Wilhelm Kosch (im „Deutschen Literatur-Lexikon“, 2. Aufl., 31. und 32. Lieferung, Bern 1957). Friedrich von Weech hatte ihn in den 3. Teil seiner „Badischen Biographien“ (Karlsruhe 1881) skizzenhaft mit hereingenommen. In allen einschlägigen Anthologien fehlen seine Verse.

So kommt es, daß wir auf eine einzige Publikation angewiesen sind, nämlich auf „Ernst Friedrich Sturms nachgelassene Gedichte und Uebersetzungen in Auswahl“ (Waldshut, Druck und Verlag von H. Zimmermann, 1878). Der nachmalige Schuldirektor Ernst Keller hat darin das Vorwort geschrieben (datiert „Freiburg, Weihnachten 1877“), und kein Geringerer als Wilhelm Jensen (der „Schwarzwald“-Jensen) hat ihm die nachfolgenden Verse (der Auswahl vorangestellt) gewidmet:

„Lieder eines Todten —
Nehmt sie still zur Hand!
Sind als Gruß entboten
Euch aus jenem Land,
Dabin keine Brücke
Sich hinüberschlägt,
Die der Freund zurücke
Zu den Freunden trägt.
Eines Todten letzter,
Stummer Scheidegruß;
Einmal hier noch setzt er
Seinen stillen Fuß
Traut in Eure Kreise —
Seinem Ernst und Scherz
So in alter Weise
Leibet Ohr und Herz!“

In seinem Vorwort berichtet Keller davon, wie sich am Silvesterabend des Jahres 1875 die „Zimmermänner“ (ein Waldshuter Kreis um den dortigen Verleger) „nach der Com-

position eines Mitgliedes der Gesellschaft eines seiner letzten Lieder, ‚der ferndrig Schnee‘, vorgetragen haben. Der Dichter war nicht zugegen, als mit seinen wehmuthsvollen Versen das neue Jahr und zugleich fast seine eigene Sterbewoche eingungen wurde. Denn schon am Morgen des 11. Januars 1876 erschreckte uns die Nachricht von dem Tode des Freundes, welchen wir noch den Abend zuvor heiter und gesund in unserer Mitte gesehen hatten!“ — Es handelt sich bei diesem Gedicht um gefühlvolle Mundartverse, und wir möchten davon einige Strophen einrücken:

„Locke hoor und fröhlich bluet,
Gsunde Schlof und heitre Muet,
Jugendlichtsinn, saget, wo
Sinder echterst ane cho?
Furt, uf Nimmerwiederseh,
Grad as wie der ferndrig Schnee.
...“

Fraueli, sag, es chunt mer vor —
Hesch nit wüßi Strich im Hoor?
Sust bescht rothi Bäckli gha,
D’ Stirne blank wie Marzipa ...
Un sell Zäbnli, sag mer, he?
’Ä! wo isch der ferndrig Schnee?“

Aus einer älteren Version stammt noch die folgende Strophe:

„Ball würd au mi Stündli schla;
Chan-i doch nüt Bsunders ha.
Und vergesse bin-i gschwind,
Grad wie andri Menschechind.
Ganz vergesse? Sell thuet weh!
Doch wo isch der ferndrig Schnee?“

„Diesem Werk der Zerstörung vorzubeugen, faßten die nächsten Freunde des Verstorbenen den Entschluß, seine nachgelassenen Gedichte und Übersetzungen zunächst für die Kreise, in welchen er gelebt, im Druck erscheinen zu lassen.“ Bis dahin waren im Waldshuter „Albbote“ öfters Gedichte aus Sturms Feder veröffentlicht worden. Und

Keller bemerkt im folgenden u. a.: „sein liebes Bild wird [damit] schnell wieder aufleben, wenn man sich in seine Dichtungen hineinliest. Denn diese sind ein treuer Spiegel alles dessen, was sein Herz bewegte, und es läßt sich fast sein ganzes Lebensbild zwischen den Zeilen erkennen.“

So sei es uns gestattet, im folgenden einige wenige seiner Gedichte und Übertragungen, auch seiner Themen kurz zu zitieren. Wir setzen, nachdem wir die Vita des Dichters kennengelernt, mit der ersten Strophe seines „Sehnsucht“-Gedichtes ein:

„Einmal noch dich wiedersehen,
Meiner Kindheit Heimatland,
Mich in deinem Grün ergeben
Möcht' ich, schöner Wiesenstrand ...“

Ähnliche Motive sprechen aus dem ange-schlossenen „Entsagen“-Gedicht von 1850:

„Du sprichst so leichthin von Entsagen:
Kennst Du der Trennung wildes Web?
Meinst Du, des Herzens bange Klagen
Verschwinden wie der Märzenschnee?
...“

Wie sich so wirre Gedanken jagen,
Wie brennt in Brust und Hirn der Schmerz!
Entsage denn, kannst Du es tragen —
Doch mir, mir bricht das arme Herz.“

Wengleich die Sturmsche Wortwahl sich meist herkömmlich gibt, kann solchen Versen Natürlichkeit und Innigkeit nicht abgesprochen werden.

Seine notgedrungene Wahlheimat Nizza schildert er u. a. in einer Strophe seines „Nizza“-Gedichtes:

„Und als ich erschaute das blaue Meer
Mit den langen rauschenden Wogen,
Da ist in das Herz, das lange so leer,
Ein stilles Hoffen gezogen.“

Aus einem Liebesgedicht („Ich liebe Dich“) die erste Strophe:

„Was im Herzen lang verborgen,
Soll nun laut und hell erschallen:

*Ja, ich hab' Dich mir erkoren,
Ja, ich lieb' Dich, Dich vor allen.“*

Balladeskes mischt sich mitunter hinein, so etwa in „Der Jägerbursche und die Müllerin“ (3. Strophe):

„Mein Vater sagt', mir drob' im Hag
Ein kühner junger Falke;
Kind, hüte Dich bei Nacht und Tag,
Kind, hüt' Dich vor dem Schalke!
Sind leise, sonst hören's die Vögelein,
Und dann wird's bald verrathen sein.“

Ähnlich volkstümlich-naiv aus „Schön Else“ die erste Strophe:

„Warum muß der Anger heut
Mit tausend Blumen prangen?
Weil zur holden Maienzeit
Schön Else kommt gegangen.“

Idyllisches gibt sich, mit Volksliedhaftem untermischt, im „Großmutter“-Gedicht (wieder die erste Strophe):

„Großmutter sitzt im Kämmerlein,
Sie dreht das Rad geschwind,
Sie spinnt den allerfeinsten Lein
Wohl für ihr Enkelkind.“

Mehrere Sturmsche Gedichte betrauern den Erstgeborenen:

„An Fritz.
Ich werde Dein gedenken,
So lang ich denken mag,
So lange Gott mag schenken
Dem Herzen einen Schlag.
...“

Oder:

„Noch bist Du mein!
Hast Du seit Monden auch schon ausgerungen,
Hast in den Himmel Dich emporgeschwungen,
Noch bist Du mein!
...“

Dem ehemaligen Theologen konnten sich solche Verse freilich nicht versagen. Da-

neben stand das Vaterländische, das Patriotische an erster Stelle, mit seinem zeitweisen Emigrantenschicksal eng verbunden. Wählen wir aus dem Sonett „O Vaterland!“ die erste Strophe:

„Es flieht die Zeit, schon sind es zwei Jahrzehnte,
Seit ich im Trotz das Heimathland verlassen,
Wo manchen lichten Stern ich sah erblassen,
Wo alle Hoffnung ich verloren wähnte ...“

Ganz aus der Zeit heraus zu verstehen auch das vierstrophige Gedicht „An die Deutschen“ (erste Strophe):

„Seid einig, o Deutsche, seid einig und fest;
Und drohn auch die Feinde von Süd und von West,
Und drohn auch Franken und Wälsche zugleich:
Gott schützt das Vaterland, schützt das Reich.“

Im Frühling 1871 hat Sturm sein Gedicht „Beim Durchzug der Schwalben“ in Nizza abgefaßt, daraus einige Strophen:

„Es lächelt die Sonne
Auf Land und auf Meer;
Aus Afrika ziehen
Die Schwalben daher.

Zum Rheine sie wandern
So fröhlich hinaus,
Es lockt sie das Nestchen
Am heimischen Haus.

...

Mich hält noch der fremde,
Der feindliche Strand.
Wann bau' ich mein Nestchen
Im heimischen Land?“

Und in verwandter Motivation die erste Strophe aus „Schnaderhüpfel an die Heimath“:

„Du Land meiner Sehnsucht,
O Markgräflerland,
Wann seh' ich dich wieder,
Mein Wiesenstrand?“

Vereinzelte gibt es in unserer Auswahlsammlung auch Mundartliches, wir zitieren aus dem Neujahrsgruß „An d'r Pfarer uffm Bergli — zum neue Johr 1873“ die erste Strophe:

„Bi Nacht und Nebel isch's dervo,
So lisi, me het's chuun verno,
Mit alle Freude, all si'm Web
Furt isch das Jöhrli, besch mer's geseh!“

Oder nach einer Vorlage aus dem 13. Jahrhundert:

„Der Fröheblig.

Der Fröheblig isch cho,
Het der Schnee mit em gno,
Und Feld und Wald isch frei,
Jetzt wemmer springe, jubei!

Im Gärtli grüenet's scho,
Und 's Immlli würd froh,
Und underem Hag un am Rai
Stöhn Blüemli allerlei.

...“

Eine ganz andere Tonart schlägt der Dichter in einigen zeitkritisch-epigrammatischen Versen an, so etwa

„Ueber Dichtkunst.

Wären Schulmeister und Kritiker nicht,
Wer läs' heutzutage noch ein Gedicht?
Auch diese treibt nur der Hunger dazu,
Sie ließen sonst Göthe und Schiller in Rub.“

Kommen wir noch zu einigen seiner Übersetzungen. Zunächst aus dem Englischen, die erste Strophe aus Wordsworth' „Die Bäuerin und ihr Kind“:

„Die Tage sind kurz, die Nächte lang,
Der Nordwind singt seinen Klagegesang;
Am Mutterberz schließt die Aeuglein zu,
Die fröhliche Welt ging längst zur Ruh',
Nur Du nicht, Engelskind.“

Ebenso gibt es Übertragungen nach Southey, Longfellow, Tennyson und Matthew Arnold.

Meist reizt es Sturm, Balladeskes ins Deutsche zu übersetzen. Kongenial gelingt es ihm in der Regel, die jeweiligen Stimmungen zu erfassen.

Aus dem Flämischen wählen wir die Eingangsstrophe des van Kerckhovenschen „Miau“:

„Abends in dem Dunkeln
Sind die Katzen grau:
Miau, Miau, Miau!
Abends in dem Dunkeln
Sind alle Katzen grau.“

Schließlich noch „Aus dem Schwedischen des Joh. Ludwig Runeberg“ die erste Strophe von „Alles, alles scheint zu sprechen“:

„Wer gab nur Verstand dem Winde,
Gab den Lüften lose Zunge,
Stimm' und Sprach' im Hof der Esche
Und der zarten Vögel Schaaren?“

Sturms Verse müssen freilich vorab aus der Zeit und aus seinem persönlichen Schicksal heraus verstanden werden. Seine Lyrik überwältigt nicht, aber sie ergreift. Wir sind nicht unbedingt reich an echten dichterischen Begabungen jener Jahre und unserer engeren Heimat. Was Sturm zu sagen hat, hatte seine Berechtigung, und das hat es noch, hat es wieder. In diesem Sinn es nicht verfehlt erscheinen möchte, sein Dasein und einige seiner Verse erneut zum Leben zu erwecken.

D Liabi blit

In dr Heimet, as Kind;
selli Zit vergoht gschwind.
Dno e Schätzli zuam traime —
S git e eige Derheime.

S were greßer dia Kleine
un, wotts ch s aü nit meine,
ball isch s eso wit,
s kunnt d Großvaterzit.

„Wurum nit“ wirsch sage.
„I ka jo nit klage,
hab im Friablig mi tummlet,
im Summer nit bummet;“

un kunnt mol dr Spötlig,
blib i zfride wia hit.
Mi Schatz weiß, was nötig,
un d Liabi, dia blit!“

Karl Kurrus

Verbei-kumme

*Bi eberem verbei-kumme! —
Dia Redensart
tribt uf gefährliigi Fabrt. —*

*Verbei-kumme
isch halt ebis halbs;
halber do si
un in Gedanke
scho halber furt si.
Alles halt halbwegs
un in einere Hatz!
Dno isch s fir d Katz!*

*Hesch dr ebis rechts vorgnumme,
dno langts nit,
s Verbei-kumme.*

*Fir ebis, wu dr gern hesch, wu dr witt,
nimm dr Zit!
Nimm s Herz in d Händ un mach di frei!
Sunst goht s halb Lebe
an dir
verbei!*

Karl Kurrus

Ludwig Boeckh

Ein bewährter Pädagoge und Altphilologe

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Einer alten Tradition folgend, lag noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts der Schwerpunkt der gymnasialen Schulausbildung auf dem Gebiete der klassischen Philologie. Bei dem aus diesem Grunde großen Bedarf an Altphilologen für den Schuldienst konnte es nicht ausbleiben, daß nach den damaligen Lehrmethoden bei vielen Unterrichtenden es zwar weniger an den sprachlichen Kenntnissen in Latein und Griechisch als an entsprechendem pädagogischen Einfühlungsvermögen fehlte. Zu den rühmlichen Ausnahmen jener Zeit gehörte zweifellos der langjährige Karlsruher Professor und spätere Heidelberger Gymnasialdirektor Ludwig Boeckh. Wie beliebt und geschätzt er sowohl bei seinen Kollegen als auch bei der Allgemeinheit war, ersehen wir daraus, daß man nicht nur seine anfängliche Versetzung von Mannheim nach Karlsruhe, sondern auch die spätere Berufung von Karlsruhe nach Heidelberg zu verhindern suchte. Die letztgenannte Maßnahme wurde sogar aufgehoben und erst seiner Beförderung zum Heidelberger Direktor im Jahre 1868 konnte und wollte man nicht im Wege stehen.

Als Sohn des Kreisphysikus Georg Boeckh und dessen Gemahlin Christine geb. Frommel wurde Ludwig Boeckh am 18. August 1805 in Lörrach geboren. Bis zum zwölften Lebensjahre besuchte der Junge das Lörracher Pädagogium. Durch berufliche Versetzung seines Vaters veranlaßt, wechselte Boeckh dann an das Heidelberger Gymnasium (Lyzeum) über, an dem er auch am 16. April 1823 die Reifeprüfung ablegte. Schon auf der Schule erwies er eine ausgesprochene Neigung für die klassischen Sprachen, die alte Geschichte und die antike Philosophie.

Diesen Fächern wandte er sich dann vorwiegend auch beim Studium an der Heidelberger und Berliner Universität zu. In Heidelberg waren seine Lehrer vor allem Creuzer, Schlosser und Bähr, doch hörte er auch nebenbei Mathematik bei Schweins. In Berlin genoß er auch den Unterricht seines Onkels, des bekannten Philologen August Boeckh. Die eigentliche Studienzeit des Studenten erstreckte sich vom Sommersemester 1823 bis zum Sommersemester 1828.

Das abschließende philologische Staatsexamen legte der junge Boeckh in der Woche vom 7. bis 14. Januar 1829 mit gutem Erfolg in Karlsruhe ab. Als Examinatoren amtierten hierbei Lyzeumsdirektor Zandt, Professor Kärcher, Hofrat Wucherer, Kirchenrat Gerstner und Geheimer Hofrat Gmelin. Unter den schriftlichen Prüfungsarbeiten befand sich auch ein Kommentar zu dem Werke des römischen Rhetors Quintilian. Am 6. Februar 1829 wurde nun Boeckh auf Grund des bestandenen Examens als Kandidat der Philologie aufgenommen. Seine ursprüngliche Absicht, sich mit einer Arbeit über den Pythagoreer Archytas von Tarent der Hochschullaufbahn zuzuwenden, gab er zu Gunsten des Lehrberufes auf. Immerhin befaßte er sich mit diesem griechischen Philosophen und Mathematiker in einer 1841 erschienenen kleinen Schrift, die auch Aufnahme in eine Programmbeilage des Karlsruher Gymnasiums fand.

Ludwig Boeckh war in Baden einer der ersten Philologen evangelischen Glaubensbekenntnisses, der nicht zugleich Theologie studiert hatte. Eine Anfang September 1829 ausgesprochene Bitte, am Karlsruher Gymnasium seine erste praktische Lehrtätigkeit



Ludwig Boeckh (1805–1889)

aufnehmen zu dürfen, wurde Boeckh von der vorgesetzten Dienstbehörde genehmigt. Mit seinen hierbei gezeigten Leistungen war man so zufrieden, daß Boeckh im März 1830 seine erste feste Anstellung als Lehrer am Mannheimer Gymnasium (Lyzeum) erhielt. Als er nun am 11. Februar 1834 mit Wirkung vom 1. März 1834 unter gleichzeitiger Ernennung zum Professor an das Karlsruher Gymnasium (Lyzeum) versetzt wurde, unternahm die Direktion der Mannheimer Schule den letzten Endes erfolglosen Versuch, den bewährten Lehrer wenigstens bis Ende des Schuljahres im September behalten zu dürfen.

Inzwischen hatte Boeckh am 1. September 1832 Emma Höfle geheiratet, die nach über fünfzigjähriger glücklicher Ehe 1885 wenige

Jahre vor ihrem Manne starb. Der Verbindung entstammten sechs Kinder, von denen jedoch ein Sohn und eine Tochter vor dem Vater das Zeitliche segneten.

Aus der anlässlich seines Wohnungswechsels von Mannheim nach Karlsruhe vorgelegten Rechnung der Umzugskosten ist zu entnehmen, daß man damals — d.h. vor dem Bau der Eisenbahn — den Weg von Mannheim nach Mühlburg mit $14 \frac{3}{4}$ Stunden und den von Mühlburg nach Karlsruhe mit einer halben Stunde berechnete.

An der angesehenen Karlsruher Schule, bekanntlich aus dem 1586 in Durlach gegründeten „Gymnasium illustre“ hervorgegangen, erwies sich Boeckh in jahrzehntelangem Wirken als ein sehr befähigter Lehrer und eine tragende Stütze des Lehrkörpers. Wie damals allgemein üblich, wurde am 1. Dezember 1840 nach über fünfjähriger Karlsruher Tätigkeit die Unwiderruflichkeit seiner Stellung ausgesprochen. Als Boeckh auf Einladung seines obenerwähnten Onkels vom 14. bis 20. Oktober 1860 an einem Jubiläum der Universität Berlin teilnahm, erstattete ihm die Gymnasialkasse 50 Gulden der Reisekosten. Man hatte ihn nämlich beauftragt, dabei gleichzeitig die Glückwünsche der Schule zum 50jährigen Dienstjubiläum seines Oheims zu übermitteln. Anfang September 1861 sprach die vorgesetzte Dienstbehörde die Versetzung Boeckhs an das Gymnasium Heidelberg aus. Hiergegen erhob nun der Ephorus des Karlsruher Gymnasiums, Prälat J. Holtzmann, unterm 7. September 1861 Einspruch, dem sich in getrennten Schreiben auch der Direktor der Anstalt, Gockel, und die Kollegenschaft anschlossen. Der Erfolg war, daß mit Erlaß vom 15. November 1861 das Staatsministerium die Versetzung zurücknahm.

Schließlich beförderte am 19. September 1868 das Staatsministerium Ludwig Boeckh zum Direktor des Heidelberger Gymnasiums. Hier trat er dann am 5. Oktober dieses Jahres seinen Dienst an, wobei ihn der

Ephorus der Schule, Hofrat Prof. Bähr, in sein neues Amt einführte. Unter den veränderten Bedingungen schien Boeckh sich nicht wohl gefühlt zu haben, jedenfalls beantragte er im Juni 1869 einen vierwöchigen Urlaub für eine Badekur. Da keine nachhaltige Besserung — vor allem eines störenden Knieleidens — eintrat, stellte er Anfang September 1871 den Antrag, ihn „wegen leidender Gesundheit und vorgerückten Alters“ in den Ruhestand zu versetzen. Diesem Wunsche wurde am 1. Oktober 1871 Rechnung getragen. Der Pensionär nahm wieder im altvertrauten Karlsruhe seinen Wohnsitz. Sichtlich erholt, begannen sich bei Boeckh erst 1888 erneut gesundheitliche Störungen einzustellen. Zwar unternahm er nochmals im Früh-

sommer 1889 eine Besuchsreise zu seinem Sohne Hermann nach Oberkirch. Doch die Kräfte fingen wahrnehmbar an nachzulassen. Am 16. September 1889, einem Montag, entschlief er morgens $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr ohne Todeskampf.

Ludwig Boeckh war ein begeisterter Anhänger der Musik und seine Zeitgenossen bewunderten ihn als überdurchschnittlichen Klavierspieler. Mehrere Jahre leitete er in Karlsruhe, zusammen mit seinem Kollegen Maurer, einen Verein für ernste Chormusik. In den mehr als 4 Jahrzehnten seines pädagogischen Wirkens erfuhr eine stattliche Zahl später bedeutender Persönlichkeiten durch Boeckh ihre entscheidende Prägung.

Blüetebaum am Schwarzwaldhus

*Hoch zwüsche Tannewälder,
zringsumme grüeni Felder,
stobt breit e Schindlehus.
En Chriesbaum überblüeihet
sin Giebel, daß es sprüeihet
wie Flamme 's Tal durus.*

*De Bur, de kchennt des Wunder,
er hokchet zobed drunter,
und 's würd ihm wien im Traum;
si Herz isch voll vo Stimme,
voll Blüete, Liecht und Imme,
's isch selber so en Baum.*

Richard Gäng

Am Summerobed

's isch am e Summerobed gsi,
en stille, helle Obed.
I hockch vorusse, nüt im Si
und lueg, wie d' Schnoke gobet.

Si flüget ab und stiget uf
und ummenander umme,
debi so lis, me ghört kchein Schnuf
und it e lisli Summe.

Si hän e Werches und Gitue
und schindet alli richtig.
Si schwadret obni Rast und Rueh
und häns wie d' Mensche wichtig.

Wie d' Mensche, jo. Was gilt au ein?
I fahr dur d' Schnoke bitter.
Jetz isch ein hi. Si manglet kchein
und gobet fröhli witer.

So würds vo üs au jedem gob,
e jedem, wo jetz tobet.
Es chunnt e Nacht, und er lit do,
di andre aber gobet.

's isch am e Summerobed gsi,
i lueg, wie d' Schnoke gobet.
De Himmel füret gwaltig i,
unds obet alle, 's obet.

Richard Gäng

Mutter Jolberg

Begründerin des Diakonissenmutterhauses in Nonnenweier

Helmut Bender, Freiburg

Unter „Regine (Julie) Jolberg, geb. Zimmermann“ wurde in den von Friedrich von Weech herausgegebenen „Badischen Biographien“ (Erster Teil, Heidelberg 1875) ein vom Karlsruher Archivrat M. Gmelin abgefaßter zweiseitiger Beitrag eingerückt. Fünf Jahre zuvor war die Siebzigjährige an ihrer letzten Wirkungsstätte Nonnenweier nach längerem Leiden verstorben. „Ihre Segensarbeit“, meint Pfarrer K. Kayser in seiner 1925 in Freiburg erschienenen Schrift „Mutter Jolberg“, „ist in den seither verflossenen ... Jahrzehnten als echte ... Gottesarbeit weitergewachsen, und heute noch ist das Mutterhaus in Nonnenweier ein mit vielen Früchten behangener Baum ... Dem erweiterten Arbeitskreis des Hauses entsprechend, nennt sich das Mutterhaus nun Diakonissenhaus. Zur Kinderpflege ... sind bedeutsame neue Arbeitszweige hinzugekommen, hauptsächlich Krankenpflege ... aber auch Handarbeitsschuldtätigkeit ... und Anstaltspflege ... Die Zahl der Schwestern hat seither stetig zugenommen in dem Maße, daß in Nonnenweier zu dem 1893 entstandenen Neubau ein Erweiterungsbau hinzukommen muß ...“.

Doch uns interessiert hier weniger, was daraus geworden und was in jeder entsprechenden Statistik mühelos einsehbar, als vielmehr das Leben der Gründerin, dieser zweifellos in mehrfacher Hinsicht bedeutenden Frau. Sie war am 30. Juni 1800 als Tochter einer wohlhabenden und angesehenen jüdischen Familie in Frankfurt am Main geboren. „Ein stilles, schüchternes Kind, das in scheuer Zurückgezogenheit von den Menschen und den Verhältnissen, unter denen es lebte, sich gerne seine eigene verborgene Welt bildete

...“ heißt es bei Gmelin (vgl. o.). Aufgewachsen ist sie in Heidelberg, wo der Vater ein Bankhaus begründet hatte (nur der unruhigen Zeitläufte wegen hatte sich die Mutter seinerzeit zu Verwandten nach Frankfurt begeben, Regine Jolberg fühlte sich später immer wieder ihrem „badischen Vaterland“ verpflichtet). Die Heranwachsende wurde in einem großen Haushalt von einem Hauslehrer unterrichtet und von einer Dienerin betreut. Als Dreizehnjährige besuchte sie das von der Hofrätin Dapping geleitete Mädchenpensionat, aus dieser Zeit rührt die Freundschaft mit Sophie Dapping, einer Tochter der Pensionsvorsteherin. Bereits 1821 heiratete sie den Hanauer Juristen Dr. Leopold Joseph Neustetel, einen Freund ihres Bruders Sigmund. Dieser Ehe entstammten ihre beiden Töchter Mathilde (*1822) und Emma (*1823). Ein Lungenleiden zwang Dr. Neustetel, im Herbst 1823 nach Nizza überzusiedeln, Regine folgte ihm, doch schon im Januar des darauffolgenden Jahres verstarb der Gatte nach kurzer schwerer Krankheit. Zu ihren Kindern nach Heidelberg zurückgekehrt, führte sie den am Sterbebett ihres Mannes gefaßten Entschluß, mit ihren Töchtern zum Christentum überzutreten, aus: „Auf den Rat einer Freundin wandte sie sich an Pfarrer Stockhausen in Gemmingen ... In dem ländlichen Pfarrhaus erhielt sie den Taufunterricht, und am 18. September 1826 wurde sie in die evangelische Kirche aufgenommen, zugleich mit einem früheren Hauslehrer ihrer Brüder (auch Sigmund konvertierte zum Christentum), dem Privatgelehrten Salomon Jolberg, der schon damals eine tiefe Neigung für sie emp-

funden hatte ...“ — soweit M. Heinsius, „Regine Jolberg“ (Stuttgart 1951). Noch im selben Jahr, am 16. November, heiratete sie Jolberg. Die Gründung einer Privatschule in Heilbronn wurde erwogen, aber zunächst aufgeschoben; man übersiedelte statt dessen nach Stuttgart; zwei weitere Töchter (Karloline und Marie) entsprossen dieser Ehe, starben jedoch sehr früh; Jolberg selbst „folgte ihnen nach langer, schwerer Krankheit am 20. Mai 1829 ...“ (Heinsius, vgl. o.). Hatte man im Elternhaus der jungen Witwe noch Verständnis für deren Übertritt zum Protestantismus gehabt, so billigte man die zweite Ehe vor allem deshalb nicht, weil Jolberg mittellos und bereits kränklich war. Doch bot ihr der Vater nach dessen Tod eine Bleibe im Heidelberger Elternhaus an; Regine aber entschied sich dahinaus, die nächsten drei Jahre mit ihren beiden Töchtern aus erster Ehe in Berg bei Stuttgart in Zurückgezogenheit zu verbringen. Als Hauptaufgabe betrachtete sie in diesen Jahren eine treue Erfüllung ihrer Mutter- und Erzieherpflichten, darüber hinaus stand sie mit einem breiteren Freundeskreis in persönlicher und brieflicher Verbindung. 1830 war ihr Bruder Sigmund einer plötzlichen Krankheit erlegen, was ihr abermals sehr nahegehen mußte, da sie sich ihm geistig innig verbunden gefühlt hatte. 1832, nach dem Tod ihrer Mutter, kehrte Regine Jolberg ins Elternhaus zurück, um den Vater zu betreuen. Ihre Töchter unterrichtete sie persönlich. Reisen führten sie wiederholt ins Schwäbische, so nach Bad Cannstatt und Weinsberg, wo sie u. a. Umland und Kerner kennenlernte. Im Winter 1839/40 übersiedelte sie mit den Kindern nach Stuttgart, um diesen die Weiterbildung besonders in Sprachen und Musik zu gewährleisten. Dort besuchte sie auch die Predigten und Bibelstunden von Albert Knapp und Wilhelm Hofacker. Während dieser Zeit hörte sie von einem Pfarrer Fink in Leutesheim am Rhein, der mit seiner Gattin eine Art Betreuungsanstalt für verwahrloste Ge-

meindekinder begründet hatte und dringend eine uneigennützig Gehilfin suchte. Sie entschloß sich zur Mithilfe, erwarb ein leerstehendes Bauernhaus am Ort und zog mit den beiden heranwachsenden Töchtern, einer Pflgetochter und einer Magd hier ein. Auf diese Weise wurde sie die eigentliche Begründerin und Leiterin des nachmaligen Mutterhauses in Leutesheim. Durch ihre Anregung kam es in den nachfolgenden Jahren zur Errichtung weiterer derartiger Institutionen. „Es erregte in dem einsamen Dorf gewiß kein geringes Aufsehen, als die kleine, zierliche Frau mit ihren Töchtern anlangte, und als der große, mit Hausrat bepäckte Wagen einfuhr, stellte sich alt und jung ein, um zu sehen, was sich da begäbe. Es gelang ihr bald, die Zuneigung der Dorfjugend zu gewinnen, und wie die Arbeit begann, lassen wir sie selber erzählen: ‚Es währte wenige Tage, so saßen wir mit unserer Arbeit unter dem Apfelbaum, und rotbackige Kinder die Menge, Knaben und Mädchen, traten schüchtern oder herzlich heran und blickten freundlich die Fremden an. Bald brachten die größeren Mädchen ihre Strickzeuge ... So waren wir bald umringt von Kindern ... und unter diesem Apfelbaum bei der neuen Lehrerin zu sein, schien ihnen so anziehend ... Am Ende der Woche waren wohl 12, dann 16 und 20 Kinder versammelt. Wir sangen, spielten, gingen sonntags mit der Kinderschar und den lieben Pfarrers spazieren an den Rhein und in die Wälder, und unsere Schar ward immer größer ...‘“ — nach Heinsius (vgl. o.). Religions- und Musikunterricht hatten ihre festen Stellenwerte, Beschäftigung und freundschaftliches Verhältnis waren oberste Gebote. Eine Scheune wurde zum Schulsaal ausgebaut, es wurde eine Art Arbeitsschule eingerichtet, die allerdings nach Pfarrer Finks Berufung an die neugegründete Heil- und Pflegeanstalt Illenau wegen nicht zu erlangender ministerieller Genehmigung — Konkurrenzunternehmen zur staatlichen Volksschule — wieder aufgelöst

wurde, dafür beschränkte man sich nunmehr auf die Arbeiten einer Kleinkinderbewahranstalt. Des Elsässers Oberlin Kinderschule mochte Pate gestanden haben, pietistischer Einfluß wurde nicht gelehnet, was dem Nachfolger Finks nicht eben zurechtkam. Zugegeben, auch die Heranbildung von Kinderpflegerinnen, Kindergärtnerinnen — Erzieherinnen, würden wir heute sagen — lag in der Zeit; nachdem Pfarrer Mann, der sich wie Regine Jolberg auch in der Zeitschrift „Im Reiche Gottes“ dafür eingesetzt hatte, nach Leutesheim berufen wurde (1845), gewann das junge Mutterhaus einen sichtlichen Zulauf an schulentlassenen Mädchen, die sich hier entsprechend ausbilden konnten. In Durlach, Sinsheim, Graben, Hochstetten und anderen Orten konnten so durch die in Leutesheim ausgebildeten Kinderpflegerinnen neue Kinderschulen gegründet werden. Freilich setzte die Revolution 1848/49 dem allem zunächst eine Grenze, ja, es sah so aus, als wolle man die Jolbergische Anstalt als reaktionär ein für allemal auflösen. „Der Ortsvorstand erklärte, er könne wohl Frau Dr. Jolberg mit ihren Töchtern schützen, nicht aber die 26 jungen Schwestern; diese sollten sich lieber recht bald in ihre Heimat begeben. Da läutete die Glocke des Mutterhauses und rief die Schwestern zusammen ...“ (Kayser, vgl. o.). Doch diese entscheiden sich für ein Verbleiben bei ihrer Mutter Jolberg. Man rüstet zur gemeinsamen Abreise und findet zunächst eine erste Zuflucht in Langenwinkel unweit Dinglingen, dort stellte die Pflugwirtin, Frau Steinhäuser, die Regine Jolberg in Leuteshausen kennengelernt hatte, ihre Wirtshaussäle zur Verfügung (diese wurden in Schlaf- und Aufenthaltsräume verwandelt), von Pfarrer Rein im benachbarten Nonnenweier intensiv unterstützt. Die schon 1846 ausgesprochene staatliche Genehmigung der Schule wurde erneuert, an die zwei Jahre nahm man mit einer solchen Interimslösung in Langenwinkel vorlieb, dann aber wurden die Räumlichkeiten zu eng, und man

hatte das Glück, in Nonnenweier selbst das Böcklinsche Schloßchen zu pachten. Im Juni 1851 übersiedelte so die Anstalt endgültig nach Nonnenweier über. Obschon man keineswegs eine hohe Pacht zu bezahlen hatte, war zunächst finanzieller Mangel spürbar, man war auf allerlei Spenden aus der Umgebung angewiesen, die aber auch niemals ausblieben. Es gibt darüber eine ganze Reihe von Anekdoten und Episoden: wie sich das im einzelnen zugetragen, ist sekundär, doch daß man sich mittels mancher Spendenwunder über Wasser hielt, ist erwiesen. „Die Nonnenweierer Schwestern wurden überallhin, in die neu entstehenden Kinderpflegen in Baden selbst, nach der Pfalz, Schweiz, Württemberg, Hessen, selbst über das Meer, begehrt. Um Neujahr 1854 sah Mutter Jolberg mehr als 100 Schwestern in der Arbeit stehen; 1866 waren 234 Kinderpflegen von Nonnenweier aus besetzt, und das Verzeichniß von 1871 weist deren 358 auf ...“ (vgl. Gmelin).

Noch volle 19 Jahre konnte Mutter Jolberg ihrer Anstalt vorstehen. Unentwegt fand sie tüchtige und umsichtige Mitarbeiterinnen. Dann und wann übernahm sie selbst größere Schul- und Inspektionsreisen, zudem stand sie in eifrigem Briefverkehr mit den auswärtigen Schwestern und ehemaligen Schülerinnen. Ihre ältere Tochter Mathilde hatte sich bereits 1847 nach Saarbrücken verheiratet, die jüngere (Emma) blieb bis 1860 dem Dienst ihrer Schule erhalten, danach schloß sie die Ehe mit einem Düsseldorfer Regierungsrat. In diese Zeit fällt auch die erste Publikation der Nonnenweierer Kinderschriften (75 Nummern bis zu Mutter Jolbergs Tod), worum sich besonders die dafür talentierte Emma kümmerte. „Als in Nonnenweier eine Diakonisse begann, kleine rührende Kindertraktate zu schreiben, lag es nahe, daß sie in dem befreundeten und nahen Hause Kaufmann gedruckt wurden, zumal man sie dort mit farbenprächtigen Umschlägen zu schmücken verstand. Die Non-

nenweierer Kinderschriften gehören somit zu den ersten ‚Bucherzeugnissen‘ des Verlages. Sie wurden in vielen hunderttausend (!) Exemplaren verbreitet und waren das Entzücken vieler Kinder über mehrere Generationen hinweg. Sie hatten Titel wie ‚Nachtwächters Christnacht‘, ‚Des Herrn Finger‘, ‚Freundestreue‘ . . .“ berichtet R. Deßecker-Kaufmann in ihrem Aufsatz „Wie aus einer kleinen Steindruckerei ein bekannter Lehrer Verlag hervorging“ („Geroldsecker Land“ 18/1976). Es ist dort übrigens auch davon die Rede, wie einem Gestapobeamten während des Zweiten Weltkriegs eines dieser Traktätchen per Zufall in die Hände gelangte, in dem von der Bekehrung eines jüdischen Kindes die Rede ist, was zur Folge hatte, daß die gesamten noch im Verlagslager existierenden Nonnenweierer Schriften beschlagnahmt bzw. in einen plombierten Raum der Firma gebracht wurden, und bald danach wurde der Verlag „aus kriegswichtigen Gründen“ stillgelegt; nach dem Krieg entdeckte man sie wieder, sie fanden neue Leser, und heute sind sie ein begehrtes Sammelobjekt der Bibliophilen geworden.

Nach dem örtlichen Verlust ihrer beiden Töchter gelang es Mutter Jolberg, neue und treue Gehilfinnen für ihr Werk zu engagieren, so vor allem Karoline Im Thurm, eine gebürtige Schaffhauserin, die in Nonnenweier ihre zweite Heimat und die Nachfolge Mutter Jolbergs finden sollte. 1869 konnte man das 25jährige Jubiläum der Anstalt begehen. In unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit betreute Mutter Jolberg — allen Leiden zum Trotz — ihr Werk, bis sie am 5. März 1870 ebenda verstarb. Ihr Schwiegersohn M. G. W. Brandt, Gatte der älteren Tochter und Direktor der Höheren Töchterschule in Saarbrücken, „hat ihr Andenken in einer ausführlichen Biographie (1871 bis 1872, 2 Bände) geehrt . . .“ (vgl. Gmelin). Ihr Grab in Nonnenweier trägt die Inschrift: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn“.

Es liegt uns hier fern, die theologischen Einzelheiten ihrer Erweckungsbewegung einer wissenschaftlichen Analyse zu unterziehen. Vielmehr waren wir bestrebt, das Lebensschicksal und die Erziehungsbegabung, die grundsätzliche, einfache und auch zeitentsprechende Pädagogik der Regine Jolberg aufzuzeigen. In doppelter Hinsicht erfüllten sie hier die selbstgestellten Aufgaben: einmal den Kindern Mutter und Lehrerin in einem zu sein, und zum andern Hunderte von Kinderpflegerinnen heranzubilden und so ihrem Werk Beständigkeit zu verleihen. Daß ihr Gottesglaube zugleich unerschütterlich und naiv gewesen, begreift sich ohne weiteres. Menschenliebe und Unermüdlichkeit im Dienst ließen sie ein Werk schaffen, das man um so mehr respektiert, desto gründlichere Kenntnisse von den Zeitumständen und dem Zeitgeist man selber hat. „Seltene Menschenkenntnis, außergewöhnliche Begabung für erzieherisches Einwirken auf Andere, thatkräftige Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, vor Allem aber unwandelbares Gottvertrauen und opferwillige Selbstverleugnung waren [ihre] Eigenschaften . . .“ meint Gmelin (vgl. o.), und in Ergänzung hierzu möchten wir nochmals Heinsius zitieren: „Die von ihr hinterlassenen Aufzeichnungen, besonders ihre ‚Gedanken über den Umgang mit Kindern‘, sind heute noch eine Fundgrube einer im Glauben gegründeten mütterlichen Weisheit und Erziehungskunst. Sie wollte jedes Kind nach seiner besonderen Anlage behandelt wissen und den Kleinkinderschulen im Gegensatz zu den Lernschulen den Charakter familienhaften Zusammenseins wahren . . .“

Ein Ständebewußtsein gab es für Regine Jolberg grundsätzlich nicht. Ihr waren die Kinder kleinbürgerlicher und bäuerlicher Kreise ebenso lieb wie die aus den höheren Bürgerschichten. Einen Mangel an Nachwuchs hatte sie nie, was freilich auch mit dem Zeitgeist und der günstigen Konstitution ihrer Gründer- und Erfolgsjahre zusammenhän-

gen mag. Auch gab es für die zum Protestantismus übergetretene Israelitin keinerlei religiöse Schranken. Ihr Pietismus wurde nie vereinseitigt bzw. überspitzt. Sie war erst Mensch und Seele, aus diesen Grundkräften heraus wuchsen ihr Erziehtum und die damit verbundenen sittlich-religiösen Kräfte. Ihr Vertrauen in den andern, in ihre Mitschwester vorab, hat sie zu einem Vorbild werden lassen, das in jedem Fall anzuerken-

nen ist, auch wenn man ihm in heutiger liberaler Zeit nicht nachstreben muß. Das Was ist geblieben, wenn auch das Wie andere und doch artverwandte Wege zu gehen hat. Schon die Freiwilligkeit, mit der sie sich allen Mühen und Sorgen unterzog, und auch die Selbstverständlichkeit, mit der sie nach so manchen schweren persönlichen Prüfungen sich den damit verbundenen Aufgaben unterzog, sprechen für sie.

Sommer

*Und der Sommer hebt sein Haupt,
schwer von den Strahlen der Sonne
und den langen Stunden des Lichts.
Aus seinen Augen gleißt das Wachsen
und die Steine, die er anfaßt,
werden heiß.*

*Der Granatapfel der Freude
ist aus seiner Hand gefallen
und durchglüht den Boden
mit dem seltsamen Licht des Glückes.
Das Feuergesetz wühlt in der Erde
und macht sie stark
für die Zeit
des großen Wachsen und Reifen.*

Walter Flor

*Und du reifst zu einer einzigen Mutter,
Sommer,
mütterlichste Zeit des Jahres.
Die Reife eint sich
mit Sorge, um Erhalt des Geschlechts.
Wie wachsen deine Brüste, o Sommer,
um die Milch zu geben
den kommenden Schößlingen,
wie dehnt sich dein Leib,
beim Wachsen der Frucht
zur Wahrung des Sein
der ganzen Erde.
Du bist es,
die Träume wiegt
in den Schoß des Werdens,
dem Leibe gibt,
mit den sorgenden Augen,
die tiefste Sprache des Lebens
und mit den Händen salbt
die Würde des Tragens und Reifens.*

*O einziger Leib
zur ewigen Frucht des Sein.*

Walter Flor

Reinhard Baumeister

Der Schöpfer und Begründer des wissenschaftlichen Städtebaus

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Wenn heute von der wissenschaftlichen Grundlage des Städtebaus im allgemeinen sowie den dabei zu beachtenden Problemen der Wohnungshygiene, der Baupolizei und der Zweckmäßigkeit von Stadterweiterungen die Rede ist, taucht unwillkürlich bei den Fachleuten der Name Reinhard Baumeisters auf. Auch mit den Plänen und Entwürfen des badischen Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbaus ist sein Name aufs engste verknüpft. In der Person von Reinhard Baumeister verband sich in bester Weise der planende und ausführende Praktiker der beruflichen Anfangsjahre mit dem wissenschaftlichen Bauteoretiker seiner späteren jahrzehntelangen Lehrtätigkeit an dem Polytechnikum bzw. der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Zahlreiche Denkschriften und Gutachten gaben ein beredtes Zeugnis von dem umfassenden Wirken des Mannes, dessen technischer Rat von allen Seiten sehr begehrt wurde.

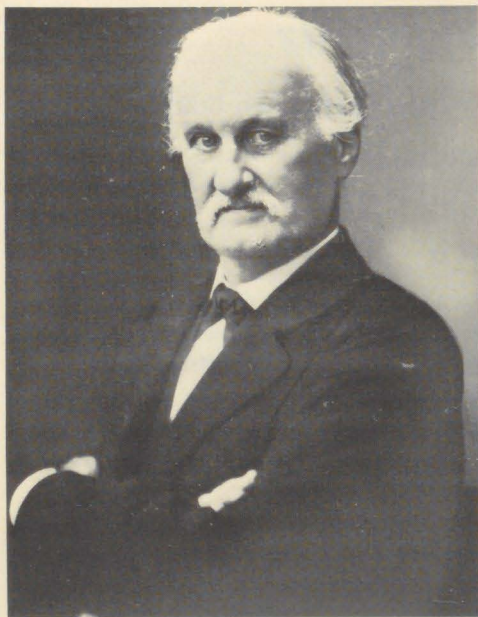
Die Geburtsstadt Reinhard Baumeisters war Hamburg, wo er am 19. März 1833 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater Hermann Baumeister (1806—1877), ein bewährter Jurist und Verwaltungsfachmann, bekleidete 1848/49 das Amt des Präsidenten der konstituierenden Versammlung der Hansestadt, fungierte 1853 vorübergehend als Vorstand der Hamburger Bürgerschaft und wurde 1876 Präsident des Oberlandesgerichts. Hermann Baumeister war einer der Hauptbefürworter des Anschlusses von Hamburg an den Deutschen Zollverein.

Den Vornamen und die technische Begabung aber hatte der junge Reinhard Baumeister von seinem Großvater mütterlicherseits,

Reinhard Woltmann geerbt, der als Wasserbaudirektor mehrere neue Hafenanlagen in Hamburg erstellen ließ. Beeindruckt wurde der neunjährige Junge von städtebaulichen Maßnahmen, als nach dem großen Brand seine Heimatstadt Hamburg einen raschen Wiederaufbau erlebte.

Der anfängliche Besuch eines Gymnasiums und einer Realschule in Hamburg befähigten den Jüngling — wie viele technisch begabte Hanseaten — mit 16 Jahren an das Polytechnikum Hannover überzuwechseln. Hier wurde er neben Mathematik und Naturwissenschaften auch in Sprachen und Geschichte unterwiesen, und er beendete damit seine engere höhere Schulausbildung. Zur weiteren Förderung seiner technischen Veranlagung trat der junge Baumeister 1851 in die Ingenieurschule des Polytechnikums in Karlsruhe ein. Der Eifer, mit dem er dort seine Studien betrieb, befähigten ihn, bereits 1853 seine badische Staatsprüfung für Ingenieure abzulegen.

Auf Anraten eines seiner Lehrer, Oberbaurat Keller von der Wasser- und Straßenbaudirektion, beteiligte sich Baumeister zunächst am badischen Eisenbahnbau. So war er 1854 bei der Eisenbahn-Betriebsinspektion Karlsruhe tätig, die damals vorwiegend die Aufgabe hatte, die bereits bestehenden badischen Bahnlinien von der ursprünglichen Breitspur auf die spätere Normalspur der Nachbarländer umzustellen. 1855 arbeitete er auf planarischem Gebiet als Mitglied der Bahnbauinspektion Waldshut. Da Oberbaurat Keller 1856/57 eine Studienreise unternahm, vertrat ihn Baumeister bei der Ingenieurschule



R. Baumeister (1833—1917)

Bad. Gen.-Landesarchiv Karlsruhe

des Polytechnikums Karlsruhe als Assistent für das Fach Wasser- und Straßenbau.

Mit finanzieller Unterstützung seines Vaters hielt sich Baumeister 1857 studienhalber einige Zeit in England auf. Durch die Vermählung Reinhard Baumeisters am 15. August 1857 in Karlsruhe mit Anna Eisenlohr (1834—1894), Tochter des damaligen Direktors der Bauschule des Polytechnikums J. F. Eisenlohr, verstärkte er seine Bindungen zum badischen Land. Seine Frau schenkte ihm 4 Kinder, von denen der Sohn Hermann sich später als Maler einen Namen schuf.

Als die ersten Vorarbeiten zur Streckenfestlegung der Murgtalbahn Rastatt — Gernsbach begannen, war Baumeister 1857—1860 als Ingenieurpraktikant bei der Wasser- und Straßenbauinspektion Rastatt tätig. Sein Talent auf planerischem Gebiet verschaffte ihm 1860—1862 die Stellung eines bauleitenden Ingenieurs bei der Badischen Eisenbahnbauinspektion in Schaffhausen.

Im Juli 1862 berief man den bewährten Mann als Professor für die Fachabteilung Wasser- und Straßenbau an das Polytechnikum nach Karlsruhe. Neben seiner eigentlichen Lehrtätigkeit galt sein anfängliches Hauptinteresse noch dem weiteren Ausbau des badischen Eisenbahnnetzes, wobei er vorwiegend bei der Fertigstellung der Strecken Rastatt — Weisenbach, Freiburg — Breisach und Appenweier — Oppenau manch fachmännischen Rat erteilte.

Nach 1870 wandte sich Reinhard Baumeister in stärkerem Maße den Aufgaben des Städtebaus und den damit zusammenhängenden Fragen des städtischen Tiefbaus zu. Je mehr sich aber Baumeister mit diesem Thema beschäftigte, um so mehr erkannte er, welche Probleme sozialer, volkswirtschaftlicher und auch hygienischer Art damit verbunden waren. Diese Einsicht führte dazu, ein selbständiges wissenschaftliches Fachgebiet daraus zu entwickeln.

Als 1871 der Verband der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine ins Leben gerufen wurde, gehörte Reinhard Baumeister zu ihren Mitbegründern. Seine zahlreichen fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen und die Qualität seiner Vorlesungen bewirkten, daß Baumeister von staatlichen und kommunalen Behörden auch außerhalb Badens mehrfach als Gutachter und Preisrichter herangezogen wurde. Daß er in Würdigung seiner Tätigkeit 1880 zum Baurat, 1885 zum Oberbaurat und 1906 zum Geheimen Oberbaurat befördert wurde, verstand sich fast von selbst. Das Bestreben seiner Geburtsstadt Hamburg, ihn — mit Ausnahme des Strombaus — als Oberingenieur des gesamten hanseatischen Ingenieurwesens nach dort zu berufen, fing die badische Regierung durch eine Erhöhung seiner Bezüge ab. Ein Fortbildungskurs für höhere technische Beamte Badens fand in Baumeister einen lebhaften Förderer.

Das allgemeine Ansehen, dessen er sich auch bei seinen Kollegen erfreute, fand darin sei-

nen Ausdruck, daß er dreimal das Direktorat (so 1884/85) bzw. Rektorat (1895) des unterdessen zur Technischen Hochschule aufgestiegenen Polytechnikums ausübte. Dem Wirken Reinhard Baumeisters war es auch zuzuschreiben, daß Forschung und Praxis des Städtebaus 1887 in Karlsruhe als erste Technischer Hochschule zum selbständigen Lehrgegenstand erhoben wurde. Da dem im Jahre 1873 gegründeten Verein für öffentliche Gesundheitspflege neben Medizinern und Verwaltungsbeamten vor allem wegen der damit verbundenen Baufragen auch Techniker angehörten, sah es Baumeister als seine Pflicht an, bei dieser Institution eifrig mitzuwirken.

Auch in der badischen Residenzstadt Karlsruhe beteiligte sich Baumeister lebhaft am öffentlichen Leben. So war er mehrere Jahre Mitglied des Karlsruher Bürgerausschusses und des Ortsgesundheitsrats. Da er außerdem dem künstlerischen Beirat für die Stadterweiterung angehörte, hatte man ihn mehrfach in Fragen der Errichtung des Rheinhafens und des neuen Bahnhofs zu Rate gezogen.

Als aktiver Protestant wurde er 1876 zum Abgeordneten der Generalsynode der Badischen Landeskirche gewählt. Darüber hinaus galt sein Interesse der evangelischen Stadtmission und dem Diakonissenhaus in Karlsruhe. Seine Mitgliedschaft im Landesauschuß der konservativen Partei Badens und beim Bunde deutscher Bodenreformer lassen Rückschlüsse auf seine politische Einstellung zu. Daß er auch Angehöriger des Badischen Landesgesundheitsbeirates und etliche Jahre Leiter des Badischen Landesvereins der Architekten und Ingenieure war, sei hier nur am Rande erwähnt. Die von ihm 1889 geforderten reichsgesetzlichen Vorschriften auf dem Gebiete der städtischen Hygiene in Verbindung mit geplanten Stadterweiterungen scheiterten aber damals noch an der föderalistischen Einstellung der deutschen Länder.

Für seine großen Verdienste verliehen ihm 1906 die Technische Hochschule Berlin-Charlottenburg und 1908 die medizinische Fakultät der Universität Jena — letztere beim 350jährigen Gründungsjubiläum — die Würde eines Ehrendoktors. Auch die Technische Hochschule Karlsruhe und die Residenzstadt selbst ließen es nicht an Ehrungen fehlen. So feierte die Hochschule zusammen mit dem üblichen Rektoratswechsel am 15. November 1902 das vierzigjährige Dienstjubiläum Baumeisters. Noch größer war die Anteilnahme als Baumeister im Jahre 1912 auf eine fünfzigjährige Lehrtätigkeit zurückblicken konnte. Aus diesem Anlaß hielten die Studenten der Hochschule am 20. Juni 1912 einen Fackelzug und anschließend im großen Saal der Festhalle einen feierlichen Kommers ab. Die Stadt Karlsruhe benannte damals eine hinter dem alten Bahnhof vorbeiziehende Straße nach seinem Namen. Auch der Badische Architekten- und Ingenieurverein veranstaltete in diesem Jahr zu Ehren Baumeisters in Triberg eine Feierstunde während ihm der Badische Landeswohnungsverein die Ehrenmitgliedschaft zuerkannte.

Schließlich versetzte die badische Regierung Reinhard Baumeister am 1. Oktober 1912 in den wohlverdienten Ruhestand mit der Bestimmung, daß er auch weiterhin das Recht habe, dem Großen Rat der Hochschule anzugehören. Nebenbei verlieh man ihm den Charakter eines Geheimen Rats 2. Klasse. Doch damit war seine Lehrtätigkeit an der Hochschule noch nicht beendet. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges sah Baumeister sich aus Pflichtgefühl veranlaßt, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Erst sein Tod am 11. Dezember 1917, mit hervorgerufen durch einen vorausgegangenen Unfall, beendete das Wirken des Hochschullehrers nach einer selten erreichten Dauer von 55 Jahren. Seine Beisetzung erfolgte am Freitag, dem 14. Dezember 1917.

Die große Zahl seiner Veröffentlichungen widerspiegeln die vielseitige und umfassende

Tätigkeit von Reinhard Baumeister. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit wegen der Verschiedenartigkeit der Publikation seien in chronologischer Reihenfolge genannt: Notizen über die projektierte Murgtalbahn von Rastatt nach Gernsbach (Rastatt 1864). Architektonische Formenlehre für Ingenieure (Stuttgart 1866).

Denkschrift über Reinigung und Entwässerung der Städte mit besonderer Beziehung auf Karlsruhe (Karlsruhe 1874).

Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung (Berlin 1876). Dies war sein Hauptwerk und die Grundlage zum Fach des wissenschaftlichen Städtebaus.

Normale Bauordnungen nebst Erläuterungen (Berlin 1880).

Denkschrift über die Lage der Ingenieure der Eisenbahn- und der Wasser- und Straßenbau-Verwaltung im Großherzogtum Baden (1884). Diese Veröffentlichung erfolgte nach dem Beschluß der am 29. Juni 1884 in Offenburg abgehaltenen Generalversammlung des Badischen Technikervereins.

Die Korrektur des Landgrabens in Karlsruhe. In: Deutsches Wochenblatt für Gesundheitspflege und Rettungswesen II, Nr. 6 (1885).

Der Evangelische Kirchenbau. Vortrag im Evangelischen Vereinshaus in Karlsruhe (Heidelberg 1885).

Moderne Stadterweiterung. Vortrag. In: Deutsche Zeit- und Streitfragen (Hamburg 1887).

Städtisches Bauwesen und Städtereinigung. In: Handbuch der Baukunde Abt. III, H. 3 (Berlin 1890).

Die Abstufung von Bauordnungen für den Stadtkern, Außenbezirke und Vororte. Sonderdruck aus dem Zentralblatt der Bauverwaltungen (Berlin 1892).

Gutachten über Schwemmkanalisation (1894).

Wirtschaftliche Aufgaben des Ingenieurs. Festrede beim feierlichen Akt des Rektoratswechsels an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe (Karlsruhe 1895).

Hygienischer Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. In: Festschrift zur XXII. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege (1897).

Zusammen mit J. Claasen und H. J. Stübgen veröffentlichte Baumeister: Die Umlegung städtischer Grundstücke und die Zonenentwässerung. In: Denkschriften des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine Heft 2 (Berlin 1897).

Stadtbaupläne in alter und neuer Zeit. In: Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. 27, Heft 6 (Stuttgart 1902).

Die Hauptpunkte von Bauordnungen. In: Jahrbuch der Bodenreform (Jena 1905).

Grundsätze des Städtebaus. In: Denkschrift über Grundsätze des Städtebaus, herausgegeben vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine (Berlin 1906) S. 7—27.

Städtebau. Nach den Vorträgen von Reinhard Baumeister bearbeitet von K. Wehrung (Karlsruhe 1911). Im gleichen Jahr gab K. Wehrung auch Vorträge Baumeisters über das Problem der Städtereinigung heraus.

Grundsätze einer Reichsbauordnung. In: Zeitschrift des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine Jg. 1 Nr. 46—48 (Berlin 1912).

Städtebau. In: Deutschland unter Kaiser Wilhelm (Berlin 1914).

Gemeindewohl und Sondernutzen im Städtebau. In: Städtebauliche Vorträge Bd. VIII, 4 (Berlin 1918). Diese Veröffentlichung erschien kurz nach dem Tode Baumeisters.

Joseph Albrecht von Ittner

Kanzler des Malteserordens — Kurator der Universität —
Gesandter und Bevollmächtigter — Wissenschaftler und Schriftsteller —
Gärtner und Idylliker

Helmut Bender, Freiburg

Die Mehrzahl einschlägiger Lexika und freilich auch die Literaturgeschichten haben ihn eigentlich zu Unrecht vergessen bzw. unterschlagen; doch wer sich mit ihm beschäftigt, muß das bedauern. Ist er auch kein ganz Großer der Dezennien vor und nach der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, so sollte er doch in seiner Vielseitigkeit und Beispielhaftigkeit eines außergewöhnlichen Lebens und nicht zuletzt als mannigfaltiger Anreger endlich wieder einmal gewürdigt werden.

Vielleicht liegt es auch daran, daß er bislang so stiefmütterlich behandelt bzw. übergangen wurde: weil er eben kein gebürtiger Badener und daher auch in den badischen Biographien im allgemeinen keine oder nur knappe Berücksichtigung fand (so etwa bei Weech nur gute zwei Seiten). Ihn jedoch einen Wahlbadener heißen, dürfte keineswegs übertrieben sein. Treffend drückt es Heinrich Schreiber in seiner Würdigung „Ittner's Leben“ („Jos. Albr. v. Ittner's Schriften — Vierter Band. Freundschaftliche Briefe und Leben“, Freiburg i. Br., Wagner, 1829) aus: „Um so merkwürdiger dürfte das Leben eines Mannes seyn, welcher alle Wechsel und Stürme der Zeit [gemeint die Französische Revolution und ihre Folgen, gerade auch für unser Baden], in häuslicher, politischer, wissenschaftlicher und religiöser Beziehung hindurch stets derselbe blieb... Von selbst versteht es sich wohl, daß ein Mann, in dessen Leben eine solche Einheit wahrgenommen werden will, den Grundbestandtheilen seiner Bildung nach nicht in seiner Zeit stehen darf,

sondern entweder über oder jedenfalls außer derselben... Ein solches, in sich abgeschlossenes, von der Wiege bis zum Grabe gleiches Leben führte der Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind...“. Im folgenden feiert Schreiber Ittner als einen Freund und Liebhaber der Antike, „des alten Hellas“, und übernimmt er diplomatische u. ä. Geschäfte, so wählt er als eine Art Ausgleich seine Gartenkulturen: „... nicht bloß Gärtner, sondern nebst diesem auch Herr des Gartens...“ (was freilich im Zug der Idyllik sehr in der Zeit lag).

Als Sohn eines kurmainzischen Militärbeamten am 2. März 1754 auf einem Familiengut in der Nähe Bingens am Mittelrhein geboren, verlor Ittner seinen Vater sehr früh, die Mutter zog sich nach dem Johannisberg zurück, wo sich allerdings wenig Gelegenheit fand, dem aufgeschlossenen Knaben eine angemessene Bildung angedeihen zu lassen. Noch nicht acht Jahre alt, wurde er daher seinem Oheim, dem Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, überantwortet. Weder der enge Lebensraum dieses Hauses noch der Besuch der dortigen Domschule förderten den bis dahin die freie Natur Gewohnten. Wenn immer er konnte, suchte er Zuflucht bei seiner Mutter und durchstriefte bei solchen erzwungenen Wanderungen weite Teile des Rheingaus. Was ihm die von Jesuiten geleitete Schule bot — vorweg das Erlernen der lateinischen Sprache —, genügte ihm nicht. Zwar zeigte er sich von den lateinischen Dichtern, insbesondere von Vergil, durchaus

spontan angetan, ja ergriffen, doch mindestens ebenso faszinierte ihn die Natur in ihrem Pflanzen- und Landschaftsreichtum. Ingeheim fand er dann einen Zugang zu der Bibliothek seines Oheims, er las in der Folgezeit nicht nur Historisches und Botanisches, sondern auch die damaligen deutschen Klassiker bzw. Vorklassiker, etwa einen Haller und Gessner, einen Rabener und Gellert. Die lateinischen Autoren versuchte er häufig in ein gutes Deutsch zu übertragen. In seiner angeborenen Vielseitigkeit sagte ihm auch die Mathematik durchaus zu; Schreiber (vgl. o.) berichtet u. a. darüber, wie er mit Kreide allerlei Formeln und geometrische Figuren auf eine ihm zur Verfügung stehende Tischplatte zeichnete, was die Dienstleute und auch seine Tante als „magische Zeichen und Hexenwerk“ auslegten, erst der beigezogene Oheim wußte es besser und ließ den bildungstüchtigen Jüngling gewähren.

Eine gewiß unschuldige Liebschaft entging der strengen Tante ebenfalls nicht; der junge Ittner, von einem Dienstmädchen gewarnt, zog die Flucht vor, er wollte eigentlich nach dem Elsaß oder in die Schweiz, um sich dort durch Unterricht oder mittels einer Hofmeisterstelle seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Bereits in der Gegend von Wiesbaden fiel er indes einem preußischen Werbeoffizier in die Hände, der ihn zu einem Regiment, das in der Nähe von Magdeburg stationiert war, verbringen ließ. Daß ihm das Rekrutenleben wenig zusagte, ist verständlich. Zuhause aber hatte man seine Freistellung betrieben und schließlich erwirkt, er wurde durch solche Intervention entlassen und kehrte über Halle und Jena, Gotha, Erfurt und Gelnhausen nach Frankfurt zurück, von wo aus er per Schiff Mainz wieder erreichte. Der Oheim hatte ein Einsehen, und auch die Tante hielt ihn nicht mehr gar so streng. Er begann ein juristisches Studium an der Mainzer Universität, ohne seine geschichtlichen Interessen und Kenntnisse zu vernachlässigen; nachdem ihm diese Hoch-

schule zu wenig bot, wechselte er nach Göttingen über, wo er sich auch solide Kenntnisse im Griechischen (bei Professor Heyne) erwarb. Auf Wunsch und Veranlassung seines einflußreichen Oheims wurde er nach dem Abschluß seiner Studien Praktikant am Reichskammergericht zu Wetzlar. Bereits in Göttingen und erst recht in Wetzlar hatte er freundschaftlichen Kontakt in gebildeten Bürgerkreisen gefunden. Im darauffolgenden Jahr kehrte er nach Mainz zurück, in seiner Freizeit widmete er sich besonders dem Flötenspiel. Als junger Rechtsgelehrter wandte er sich nunmehr zunächst an den Regensburger Reichstag und danach an die Wiener Reichshofratskanzlei, beiderorts vervollkommnete er seine juristischen Kenntnisse. Eine erste Anstellung erhielt er schließlich 1778 als Hofrat und Archivar beim Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Genügend Freizeit erlaubte ihm eine Reihe von größeren Ausflügen, die er vorab als naturkundliche Exkursionen nutzte. Er bediente sich dabei eines Gehilfen, der mit großem Geschick Tiere, vorwiegend weidende Böcke, zähmte, die von den beiden dann als Lasttiere benutzt wurden; darüber hinaus feierte Ittner solche Tiere nach Art antiker Vorbilder, er hing ihnen Epheuranen und Blumenkränze um und verfaßte eine Art Schutzschrift: „Das Lob der Böcke“.

1786 wurde Ittner die Stelle eines Kanzlers beim „Malthaeser-Orden deutscher Zunge“ angeboten. Heitersheim war damals der Sitz des Großpriors und des Kapitels. Daß er einen solch ehrenvollen Ruf annahm, verstand sich von selbst. Auf diese Weise übersiedelte Ittner endgültig ins Badische. „Das Haus des Kanzlers... ganz im neuen Baustyle ausgeführt. Den Eingang beschatteten zwei mächtige Akazien; ein anstoßender Garten eröffnete auf verschiedenen Punkten die reizendsten Fernsichten bis weit über den Rhein hinaus... Das Klima ist mild und sehr gesund, die Menschen sind gutmüthig, wohlwollend und arbeitsam; ihr Charakter steht mit der

sie umgebenden Natur im Einklange. In diesen so vielfältig einladenden Kreis wurde der neue Kanzler versetzt, und auch seine Geschäfte waren so beschaffen, daß er sich ihnen mit Vergnügen unterziehen konnte...“, meint Schreiber (vgl. o.), und er fährt u. a. fort: „Die Verhältnisse der fürstlichen Beamten unter sich waren sehr angenehm, da sie sämtlich Männer von Bildung und durch ihre Gehalte so gestellt waren, daß sie sich gemeinsam geselligen Freuden nicht entziehen durften...“ — eine elegante und geistreiche Art von Epikuräertum, das Ittner begrifflicherweise mitsamt seiner Idyllik zusage mußte. Vor allem hatte es ihm der große Garten angetan: „Kenntniß und Geschmack wetteiferten, die günstigste Lage zu benützen und die mannigfaltigste Pflanzenwelt hier zu vereinigen. Von allen Seiten winkten Aeste voll Mandeln, Feigen und Pfirsichen; wie in Italien schlängelten sich die Reben am Stamme der Obstbäume empor... Dazwischen erhob sich, über vierzig Fuß hoch, die ungeheure Säule einer kanadischen Pappel... Eine Pyramide von natürlichem Tufstein war mit Epheu und seltenen Pflanzen bedeckt... Daneben wechselten die rothe virginische Zeder, der Lebensbaum, die carolinische breitblättrige Linde, die prächtige Sophora aus Japan und der wilde Oelbaum... Eine kleine Einsiedelei zog den Freund der Natur wieder aus dieser bunten Pflanzenwelt und vom Genusse der köstlichen Fernsichten zurück, und lud ihn zur Abgeschiedenheit und zum Innenleben ein. Damit es aber der Anlage nicht an Bewohnern und fleißigen Arbeitern fehlte, wurde eine vorüberziehende Kolonie von Bienen eingefangen und hieher verpflanzt. Bald hatte sie Ittner's ganze Zuneigung gewonnen, welcher manche der schönsten Morgenstunden in ihrem Häuschen zubrachte, und mitten unter ihnen entweder seine Griechen las oder die gehaltvollen Aufsätze über Bienenzucht niederschrieb...“ (einiges davon im „Allgemeinen Intelligenzblatt für das Breisgau“, Nr. 18,

1803, erschienen) — da Heinrich Schreiber als exakter und keinesfalls schwärmerischer Autor bekannt, kann diesen Beschreibungen der volle Glaube geschenkt werden — und es darf eine solche Lebensweise geradezu als symptomatisch für den Zeitgeist des gutwilligen und naturverbundenen Landadels in unserer Gegend gewertet werden. „Mit seinen Obstbäumen, deren Früchte er besonders liebte“, fährt Schreiber an anderer Stelle fort, „war Ittner gewöhnt, wie mit vertrauten Hausgenossen und Freunden umzugehen...“. Nachdem knappe zwei Jahrzehnte später Heitersheim und der Malteser-, bzw. Johanniterorden der Säkularisation zum Opfer fielen und dem Kurfürsten bzw. ersten badischen Großherzog Karl Friedrich unterstellt wurden, legte Ittner seinem neuen Landesherrn ein mit Abbildungen versehenes Verzeichnis sämtlicher Obstsorten des nahegelegenen Kaiserstuhls vor, und Karl Friedrich, selbst ein Liebhaber und Förderer der Landwirtschaft, soll sich dazu geäußert haben: „... jetzt überzeuge ich mich, welch ein schönes Land ihm zu Theil geworden...“. Es lag nahe, daß Ittner auf diese Weise auch mit dem Verfasser der „Flora Badensis“, dem Karlsruher Hofrat Karl Christian Gmelin, bekannt wurde, der ihm dadurch seine Wertschätzung bewies, daß er einer von ihm neu bestimmten Pflanzengattung den Namen „Ittnera“ verlieh.

Eben durch Gmelin gelangte Ittner schließlich auch mit Johann Peter Hebel in näheren Kontakt, in diesem Zusammenhang wir es uns nicht versagen möchten, aus dem allbekannten Briefgedicht „An den Geheimrath von Ittner...“ (Karlsruhe, 1807) einige Zeilen zu zitieren:

*„Se bhüetich Gott der Her, und zürnet nit!
Me schwezt, wie eim der Schnabel gwachse
isch.*

*Gern chönti's besser, aber's will nit goh.
Doch was vom Herze chunnt, isch au nit
schlecht.*

...

*I mach kein Gspaß, es isch mer selber so,
 und woni näumen ane lueg, so stoht
 was hent der gmeint? e Hypnum? Nei se stoht
 libhaftig Euer Bildnuß vor mim Aug,
 so fründlig und so lieb; und stirbi morn,
 und siebnich nümme, bis am jüngste Tag,
 se chummi in mim goldne Sunntigrock,
 (es heißt, mer werden alli neu gstaffirt),
 und sag mim Kamerad, wo mit mer gohz:
 ‚Isch sel nit der Her Ittner, wo im Duft
 dört an der Milchstroß goht? Jetzt buckt er si,
 und bschaut e Blüemli; ’s wird Dudaim [Al-
 raun] sy.‘ ...“*

Bereits vor seiner Heitersheimer Zeit hatte Ittner eine Tochter seines Vorgesetzten während der Hohenzollern-Hechinger Zeit, des Kanzlers und Geheimrates von Frank, geheiratet. Dieser zeitlebens glücklichen Ehe entsprossen mehrere Kinder: „An bestimmten Abenden versammelten sich alle Kinder um den Vater und legten ihm ihre schriftlichen Arbeiten vor, die in kleinen Beschreibungen, Erzählungen und Gedichten unter verschiedenen Formen bestanden“, berichtet Schreiber, und er fährt fort: „Dieser prüfte sie und schied nach Verdienst Lob und Ermunterung zu...“. Aufklärerische Elemente bestimmten in diesen Jahren bekanntlich mithin den Erziehungshabitus, dem sich auch ein Mann vom Format Ittners nicht versagen mochte. Verschiedene Hauslehrer wurden gewonnen, unter ihnen der Privatsekretär Bumüller sowie Pater Sigmund und Hofrat Michael Friedrich Wild, letzterer ein Schüler des Colmarer Dichters Pfeffel.

Daß das Ittnersche Haus unentwegt seine Freunde und Gäste hatte, versteht sich von selbst. Die nahegelegene Freiburger Universität, deren Kurator Ittner später geworden, brachte eine Reihe von Gelehrten und Beamten nach Heitersheim, jedermann war so willkommen, und das Ittnersche Haus glich einer wohlbehüteten Insel inmitten der zunehmend stürmischen Brandung, wie sie die Jahre nach der Französischen Revolution ge-

rade am Oberrhein und im Markgräflerland heraufbeschwörten. Aus dieser Zeit rührt auch die Freundschaft Ittners mit dem 1784 an die Freiburger Universität als Professor der Schönen Wissenschaften berufenen Johann Georg Jacobi. Ohne daß wir dem Lauf der Dinge vorausgreifen möchten, sei hier bereits auf das bleibende Denkmal dieser Freundschaft hingewiesen, auf das „Leben Joh. Georg Jacobi’s. Von einem seiner Freunde“ (Zürich, Orell, Füßli, 1822; zugleich achter Band von Jacobis „Sämtlichen Werken“), dessen anonymer Verfasser kein anderer als unser Ittner war: „Ueber seine Lebensumstände hinterließ der verewigte Dichter Johann Georg Jacobi [† 4. Januar 1814] keine schriftlichen Nachrichten... Nach seinem Hintritte blieb es der Wunsch seiner Witwe und einiger seiner Freunde, daß dem so allgemein geliebten und geehrten Dichter ein biographisches Denkmal gestiftet werden möchte... Dieses [nur allgemein Bekanntes] waren nun die Materialien, die dem Verfasser dieser Biographie zu Gebote standen, und welche derselbe durch die Erinnerungen aus dem persönlichen fast zehnjährigen... Umgange mit dem Unvergeßlichen, aus der Beobachtung seines Handelns und seiner Denkweise bis zum Ende seines Lebens ergänzte, mit dem Wunsche, daß dieses kleine historische Gemälde seinen Freunden angenehm, und den vielen Schülern, die er bildete, ein bleibendes Erinnerungsmahl ihres würdigen Lehrers seyn möge...“.

Einer der häufigeren Gäste Ittners in Heitersheim war auch Lorenz Oken, der nachmalige große Naturwissenschaftler, aus der Offenburger Gegend gebürtig. Die Freunde fanden hier „alles nach Wunsch, und in jeder Rücksicht die zarteste Aufmerksamkeit. Sogar ein besonderer Sitz im Garten war für ihn [Jacobi] eingerichtet, welchen der Hausherr scherzweise nur mit dem Namen des Poetenwinkels... bezeichnete... Der lebenswürdige Dichter war auch nicht undankbar,

er hat diesem Sitze eine besondere Epistel an Pfeffel [in seiner ‚Iris‘, 1805] so wie dem Kanzler eine Reihe von Aufsätzen über die englischen Gärten gewidmet [‚Iris‘, 1807]“ (vgl. Schreiber).

Die Mittelmeerinsel Malta, bis dahin der Hauptsitz des Malteserordens, war 1798 von Napoleon eingenommen worden. Im vorangegangenen Jahr hatte Ittner (anonym) eine 155 Druckseiten umfassende Schrift „Ueber die Gesetze und Verfassung der Maltheserordens = Republik ...“ (Karlsruhe, Macklot) herausgegeben, eine eigentliche Ordensgeschichte hätte folgen sollen, unterblieb jedoch infolge der sich nunmehr überstürzenden politischen und kriegerischen Ereignisse. Man hoffte seitens des Ordens auf das Eingreifen des russischen Großmeisters, des Zaren Paul, doch dieser verstarb schon im Jahre 1801. Die Heitersheimer Idyllik samt ihren größeren Ausflügen und musischen wie musikalischen Abenden löste sich mehr und mehr in einzelne gesellschaftliche und freundschaftliche Begegnungen auf, der Orden aber hatte gewissermaßen sich selbst überlebt. Ittner bemühte sich zwar um allerlei diplomatische und theoretische Neubelebungs- und Überlebensversuche, doch im Frieden von Preßburg (1805) fielen die Besitzungen der Malteser im Breisgau endgültig an Baden. Sogleich schickte sich Karl Friedrich an, einen so trefflichen Mann wie Ittner den neuen Zielsetzungen dienstbar zu machen. Zunächst erhielt er den Auftrag, die alten Verhältnisse „mit möglichster Schonung“ aufzulösen, alsdann betraute man ihn mit der diffizilen Aufgabe, in seiner Eigenschaft als badischer Staatsrat das Benediktinerkloster St. Blasien samt seinen Schätzen und Liegenschaften in den eben geschaffenen neuen badischen Staat einzugliedern. „Im Spätherbste ... 1806 traf Ittner als Kommissär in St. Blasien ein, und die unangenehmsten Monate seines Lebens nahmen ihren Anfang. Man hatte ihn, auch ganz abgesehen von seinem Amte, nicht ohne Vorurtheil gegen

seine Person erwartet ... Den 4. November Morgens eröffnete er dem Fürsten [= Fürst- abt], Mittags dem gesammelten Konvente den landesherrlichen Erlaß [die Auflösung des Klosters]... Obgleich es nicht an empfindsamen Gegenäußerungen fehlte, so vermochten doch auch diese nicht die Ruhe und das Wohlwollen des Mannes, der selbst so eben den Schmerz gescheiterter Aussichten gefühlt hatte, zu stören. Dem Vorsteher des Klosters bewies er fortan diejenige Achtung, welche er ihm als ehemaligem Reichsfürsten schuldig zu seyn glaubte; sämmtlichen Geistlichen begegnete er mit Schonung und Leutseligkeit...“ (Schreiber, vgl. o.). Ein Hauptanliegen Ittners bestand darin, die Klosterbibliothek, die in den Jahren zuvor durch Brand und andere Zeitumstände notgelitten hatte, wieder einigermaßen zu vervollständigen. Daß der ohnehin strenge Winter 1806/07 für Ittner im Hochschwarzwald auch seine physischen Schrecknisse hatte, ist verständlich. Schreibt er doch darüber u. a. („Mein Aufenthalt auf dem Kaukasus ...“, ‚Iris‘, 1808): „Welch’ ein Winter?... Ihr hattet noch laue Herbstluft, als bei uns schon die Winde in unaufhörlichem Kampfe tobten, und der heulende Südwest Nebel und Wolken um die Höhen der Gebirge sammelte. Oft durchkreuzte sich aus den Mündungen aller Thäler mit entgegengesetzten Luftströmungen ein tumultarisches Schneegestöber, das nur auf uns gerichtet zu seyn schien ... Wir sahen, wie sich, zusammengeblasen vom kräftigen Odem des Boreas, ungeheure Halbkugeln formten, dann eckige Pyramiden, erhabene Kegel, durch den Wirbelwind ausgehöhlte Trichter, Polygone, Raveline und andere Festungswerke. Die Leute, die zu uns wollten, mußten sich mit Schaufeln durch den Schnee Wege bahnen, welche den Laufgräben vor einer belagerten Stadt ähnlich sahen. Von den Felsen, mit denen unsere Bergschlucht umschanzt war, starrten, von Abhänge zu Abhänge, gefrorne Wasserfälle. In der Tiefe des Bergthals lag

unsre Wohnung nordwärts im ewigen Schatzen ...“. Aus solchem Zitat gleicherweise die schriftstellerische Begabung wie auch die gute Beobachtungsweise und nicht zuletzt eine noch in Notlagen zu Scherz und gewisser Heiterkeit ausgerichtete Grundhaltung hervorgeht. Und, wie Schreiber zurecht bemerkt, die Musen verließen ihn auch hierzu-lande nicht. Einem Brief Jacobis an ihn (aus Freiburg vom 30. Dezember 1806) entnehmen wir: „Das Unangenehme Jhres jetzigen Aufenthalts, und das eben so Verhaßte als Mühselige Jhres dortigen Geschäfts begreife ich vollkommen, und bedaure Sie. Indessen haben Sie Jhre Muse und Jhre gute Laune zur Gesellschaft; beide werden Jhnen glücklich durchhelfen. Eine Wildniß, so viel trauriges sie auch im Winter hat, ist dennoch der Begeisterung hold; denn die großen Massen der Natur und das Ungestüm der Winde und Ströme, geben der Phantasie einen höheren Schwung, veranlassen neue und starke Gedanken und Bilder, wovon jene alten Lieder, auf rauhen Bergen in Nebelwolken gesungen, hinlängliche Beweise sind...“ (gemeint wohl die pseudo-ossianischen Gesänge).

Im Frühjahr 1807 konnte Ittner nach dem Breisgau zurückkehren. Er widmete sich auf Wunsch seines neuen Landesherrn der Organisation und Kuratie der Freiburger Universität, damit verbunden war eine Gesandtschaftsstelle in der Schweiz, die aber von Fall zu Fall nur kurze Abwesenheit erforderte. Nach Möglichkeit begünstigte er die Bibliothek der Albertina; daß ein Teil der besten Bestände an die Karlsruher Hofbibliothek abgingen, beunruhigte ihn ebenso wie seinerzeit in St. Blasien die Rücksichtslosigkeit gewisser Kreise gegenüber den Beständen der dortigen Bibliothek, die er dann zunehmend den wissenschaftlichen und gelehrten Zwecken der Freiburger Universität hatte zuführen können. Parallelen mit dem entschieden rigoroseren vorgehenden Aretin im bayerischen Raum können ihm kaum vorgeworfen werden.

Nach dem Muster der Göttinger Universität, die er seinerzeit besucht hatte, wollte er die zur Jesuitenfachhochschule abgesunkene Freiburger Universität reformieren. Er führte u. a. Kollegiengelder ein, beseitigte rein schulische Elemente und Prüfungen, ordnete neue Lehrpläne und Vorlesungsbücher an; und obschon er selbstredend damit sich auch Feinde schuf, verdreifachte sich die Hörerzahl der Albertina während seiner Ära. Eine Übersiedlung nach Freiburg hatte sich als unumgänglich erwiesen, doch wurden die Freundschaften aus der Heitersheimer Zeit, soweit diese noch realisierbar waren, beibehalten und intensiviert. Ein harter Schicksalsschlag für ihn war der Tod seiner ältesten Tochter (1809), die sich als talentierte Zeichnerin erwiesen hatte. In seiner Eigenschaft als badischer Gesandter für die Schweiz gewann er durch seine Redlichkeit und mittels seines angeborenen und ausgebildeten diplomatischen Geschicks zahlreiche Sympathien südlich des Rheins. Daß er diesbezüglich neue für ihn recht interessante Bekanntschaften anknüpfte, lag sowohl in seiner geselligen Natur als im Verhalten bei seinen Aufträgen. So verband ihn Persönliches u. a. mit David Heß und Johann Martin Usteri. Eine intensive Freundschaft pflog er, wie es auch der erhaltene Briefwechsel mannigfaltig beweist, mit dem Deutschschweizer Heinrich Zschokke. Aus Aarau etwa schreibt ihm dieser (1. Februar 1809) u. a.: „Hat Boreas, wenn er den Schnee von seinen grauen Flügeln schüttelte, nicht oft genug mahnend an Jhre Fenster gepocht, und Sie, mein theurer, verehrungswürdiger Freund, an Jhren Eremit am Fuße des Jura erinnert?“ Oder ebenda vom 10. März 1809: „... Jch hatte von Jhnen geträumt; wir saßen in einer Laube, mit der Aussicht auf eine untergehende Sonne, beim Glase Weins — und Sie sangen zu meinem Erstaunen und Entzücken, wie der erste Opernsänger. Am Abend vorher hatte mir meine Schwiegermutter erzählt, Sie würden im Mai nach Aarau kommen, um Jhre Staats-

verhandlungen bei uns zu enden ...“. Und Ittner antwortet ihm (am 25. März): „Che viva! daß Sie schöne Träume haben! Freund von der Musik war ich immer... Nun ein Traum ist so viel werth, als der andere. Jch will Jhnen einen von mir darniederschreiben... Jch erhielt die Nachricht, daß die Schweiz angegriffen sei. Da kam eine Figur in der Gestalt eines alten Schweizers mit einer Hellebarde zu mir, präsentirte mir eine Fastenbretzel, und winkte mir zur Stadt Freiburg hinaus. Als ich an die Treisam auf ein großes mit Rollsteinen bedecktes Feld kam, so sagte er mir: nun blase! Jch setzte die Bretzel an den Mund, und fieng an noch weit schöner zu blasen, als Hüon [von Bordeaux] auf seinem Hörnchen. — Nun fiengen alle Steine der Treisam an in Aufruhr zu gerathen, verwandelten sich in Soldaten, Pferde, Munitionswägen, Kanonen! — Es war ein Teufelslärm. Bald stellte sich ein ganz gerüstetes Heer in Ordnung. Der Schweizer sagte mir, ich sollte es anführen. Jch stellte mich also an die Spitze, zog über den Schwarzwald nach der Schweiz; dort fand ich Sie mit einem andern Heere... Ihre Leute ritten auf lauter Greifen, statt Pferden. Die Greife warfen aber mit den Hinterfüßen, wenn sie liefen, ungeheure Steine rückwärts, daß die Leute, die hinter Jhnen waren, reihenweise niederstürzten, wie wenn mit Kartätschen gefeuert würde... Wir zogen nun fort, und wollten die Feinde am Genfersee, wo sie standen, aufsuchen... [da] wachte ich leider auf, während dem Sie riefen, man sollte uns eine Flasche Wein auf den Berg bringen...“. Humorisch und dichterisch in einem, muß man hierzu konstatieren. Schließlich nochmals Ittner, diesmal aus Schaffhausen (am 19. Jänner 1810): „Jch würde, mein Theurer, sehr gerne zu Jhnen reisen, um Mutter und Kind zu sehen [er war von Zschokke eingeladen worden, seinen Sohn Jussuf aus der Taufe zu heben], wenn mich nicht Wetter, Geschäfte, die Erwartung meines jüngsten Sohnes, und ein schrecklicher

Kater, der mir mit gekrümmten Klauen die Brust zerreißt (von den Sterblichen sonst Catharr genannt) aufhielt...“. Am 12. Dezember 1811 schreibt Zschokke an Ittner: „Unser schöner Guido, dessen Pathe Sie sind, ein Engel, eine aufblühende Rose, die Liebe und Bewunderung aller, die ihn sahen, starb diese letzte Nacht. Er bekam die Bräune...“. Und Ittner antwortet: „... Jch hätte bei Begehung des Geburtstagsfestes Jhres verewigten Guido zugegen seyn mögen. Jch begehe jährlich zwei solche Feste; den 17. Septbr., wo meine selige Josephe geboren ward, und den 17. Juli, wo sie starb...“.

In diesen Jahren war Ittner — allen beruflichen Aufgaben zutrotz — literarisch besonders produktiv. Großteils mochte er dies den Anregungen und Aufforderungen des fruchtbaren Zschokke verdanken. Es gab Miszellen, „Erheiterungen“, Kurzerzählungen, aber auch Statistisches und Topographisches, des weitern lateinische Fach- und Humorschriften, allen voran die unsterbliche „Monographia de Schnauziis novo plantarum genere nuper invento“ (anonym, 1810; er faßt darin eine fingierte Pflanzengattung mit allerlei Arten und Spielarten auf, um sie in jovialer Laune und nicht ohne gutmütig-satirische Seitenhiebe durchzuhecheln — solche Schriften erschienen privat und in nur jeweils wenigen Exemplaren, selbst Hebel berichtet davon, wie gesucht diese Schriften schon damals waren!). Darüber hinaus benutzte Ittner seine vielfachen Schweizer Aufenthalte zu Vorträgen über die verschiedensten wissenschaftlichen Themen und Gegenstände, angesichts dieser Verdienste ernannte ihn die traditionsreiche Zürcher Bocksgesellschaft zu ihrem Ehrenmitglied. Darüber berichtete er (am 13. Februar 1808) an Jacobi u.a.: „Diese Auszeichnung habe ich Ihrer ‚Jris‘ zu danken, aus welcher meine Lobrede auf die Böcke hier besonders vielen Beifall gefunden hat... Jn der Zürcher=Bocksgesellschaft habe ich einen sehr angenehmen Nachmittag und eine halbe Nacht verlebt... Sie besteht

auf fünf und sechzig Gliedern der besten Familien, meistens Nachkömmlinge der tapfern Böcke, die im Zürcher = Kriege gegen die Cantons gefochten ...“.

Ausgezeichnet mit dem Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens, wurde Ittner zu seinem Leidwesen nach Abschluß der wichtigsten Verhandlungen zwischen dem neugebildeten Baden und der Eidgenossenschaft als Gesandter abberufen. Da er bereits zuvor auch der Kuratie über die Freiburger Universität enthoben worden war, bzw. dieses Amt selbst niedergelegt hatte, wurde er nunmehr (1812) als Direktor des Seekreises nach Konstanz versetzt. In diesem Amt verlebte er das nächste Halbdutzend Jahre. Als reiner Verwaltungsbeamter konnte er sich beruflich allerdings wenig glücklich fühlen. Die Kanzleigeschäfte erforderten seinen unnachgiebigen und zeitlich massiven Einsatz. Auch eine Neuerrichtung des • Malteserordens schlug fehl. Zu allem hin hatte er in der Neuregelung kirchlicher Verhältnisse keine ganz glückliche Hand. Aus dieser Zeit (2. Mai 1814) aus einem Zschokkeschen Brief an Ittner: „Da der Comet [= Napoleon] untergegangen ist, und die Friedenssonne wieder aufsteigen will, hat Herr Sauerländer [Verleger Z.s] Muth bekommen, die Erheiterungen [von Z. hrsg. Prosaslg. bzw. -anthologie] fortzusetzen ... Nach Wessenbergs Blicken will ich trachten, denn dieser Treffliche hat einen hellen Blick. Wenn er jetzt nur nicht durch die vaticanischen Bullen [!] getrübt wird. Viel Heil erwarte ich von der Dinge neuen Ordnungen; man muß nur nicht hoffen, daß nun in allen Dingen das tausendjährige Reich beginnen werde ... Wie benützen Sie Ihre glückliche Muse! Im stillen Anschauen des großen Völkerdrama's? Dichten Sie nichts? — Könnten Sie doch Ihre Residenz im stillen freundlichen Aarau haben! Was würden wir da im Wechseltanz unserer Geister uns Ergötzungen schaffen, die zu den feinsten Genüssen des Lebens gehören! ...“.

Im März 1818 traten die Abgeordneten einer Reihe protestantischer Höfe und freien Städte in Frankfurt zusammen, um über die Wiederherstellung der verwaisten Bistümer zu verhandeln. Ittner befand sich als Vertreter des badischen Großherzogtums unter diesen Bevollmächtigten. Hierbei vertrat er den gewiß gerechtfertigten Standpunkt, demzufolge die Regierungen die Kirche und ihr Ansehen wohlwollend und ohne Gewalt zu unterstützen hätten. Er unterschied hierbei zwischen katholischem Lehranspruch und jesuitischer Gesetzgebungsvollmacht und verteidigte beidseitige Toleranz. Vor allem förderte er die Eintracht der Abgeordneten untereinander, auf der Grundlage unumgänglicher Zusammenarbeit erstrebte er die Neubildung einer süddeutschen katholischen Provinzialkirche, „wodurch das religiös = sittliche Leben der Katholiken gefördert, der Friede zwischen Staats = und Kirchenbehörden gestiftet, und beide gegen auswärtige Eingriffe und nachtheilige Einflüsse gesichert würden“ (Schreiber, vgl. o.). Vieles verband ihn so mit dem Konstanzer Generalvikar Wessenberg.

Es würde in unserm biographisch-kulturgeschichtlichen Abriss nun zu weit führen, den Einzelheiten und insgesamt wenig befriedigenden Ergebnissen dieser Tätigkeit nachzuspüren. Vielmehr möchten wir hier Ittners Freundschaft mit Joseph von Laßberg, dem fürstlich-fürstenbergischen Oberjägermeister und Vertrauten der Fürstenwitwe Elisabeth, dem großen dilettantischen Altgermanisten, gedenken. Unter dem 2. April 1822 schrieb Laßberg in seiner altertümelnden Reimform aus Aarau an Ittner u. a.:

*„Ze costenz bi dem rine
unt an dem boden see,
saz er bi chvelem wine,
im was da bi nit we,
bi wib und lieben chinden;
unt in dem huse sin
chunt man vil buoche vinden;
daz sol iu unnerdaget sin.*

*Man sach in tägliche
schriben unt lesen,
mit siner chonste riche
mocht er unmuzich wesen;
noch weiz ich an in mere,
daz mir ist bechant,
er warp ouch michel ere
sid in der guoten swizzer lant.
...“*

Anfang 1819 gelangte man in Frankfurt zu vorläufigen Resultaten, die man an Rom weitergab. Sowohl Baden als Württemberg erhielten die Vollmacht, einen katholischen und protestantischen Vertreter nach dort zu entsenden. Doch Ittner, an und für sich schon durch seine enormen lateinischen Sprachkenntnisse dazu prädestiniert, war dazu nicht nominiert worden. Eine Kuratieübernahme an der Universität Heidelberg schlug er aus. Nach 44 Dienstjahren zog er sich erneut zu seiner Familie und zu seinen Freunden nach Konstanz zurück. Dem enttäuschten Wessenberg widmete er allwöchentlich einen seiner Abende, eng befreundet blieb er auch seinem Nachbarn, dem Geistlichen Rat Strasser. Der Ittnersche Freundeskreis lichtete sich, aber er hielt. Etliche Jugendfreunde kamen ihn besuchen. Er pachtete einen Garten, größere Ausflüge waren ihm infolge zunehmenden Alters nur noch selten möglich. Kein Geringerer als der von ihm hochverehrte preußische Minister vom Stein besuchte ihn 1821. Zusammen mit dem Philologen Friedrich August Wolf verbrachte er wenig später auch einen Tag auf der Insel Reichenau am Ort der ersten deutschen Universität, wie er scherzhaft zu sagen pflegte. Dazu aus den Ittnerschen Briefen an Zschokke: „Im Juli... besuchte mich hier der preußische Staatsminister v. Stein, der Präsident unserer in Frankfurt gestifteten Gesellschaft zur Herausgabe der Quellen deutscher Geschichte... und verlebten dort [in St. Gallen] drei Tage in der Stiftsbibliothek und dem Archiv bei Jldephons v. Arx. Welch' ein

Schatz für Geschichte, Literatur und Kunst liegt noch dort unbenützt... Im Herbst aber besuchte mich jener Wolf, der den Homer zerrissen hat... mit dem ich drei höchst glückliche Tage verlebte. Wir besuchten unsre klassischen Umgebungen... Wir waren allein für uns, citirten den Geist des alten Walafridus Strabo, und des Hermannus contractus und anderer Erhalter der Wissenschaften, die einst mit vielen hundert Studenten auf diesem mesopotamischen Erdffleck hauseten. Wir deklamirten lateinische Verse, und sangen bei dem fröhlichen Becher griechische Skolien, bis die Sonne untergieng. Ich habe niemand den Homer schöner und harmonischer vorlesen hören... Sonst habe ich seit dem verflossenen Jahre mit dem gelehrten und fleißigen Laßberg in Theotiscis [= Altgermanistik] gearbeitet. Das ist nebst Geschichte sein Hauptfach. Sie werden wissen, daß er Besitzer des ältesten Nibelungen = Codex ist...“. Darauf antwortete Zschokke u.a. (7. Mai 1821): „Es hat mir einmal wieder recht wohl gethan... von Jhnen einen Brief zu haben, und etwas von den Blüten Jhres ewig jugendlichen Geistes zu genießen... Unbequem und unbehaglich mögen die Beschwerden des Alters wohl seyn; aber ich tröste mich damit im voraus, daß auch die Kindheit und Mannheit nicht freier von Beschwerlichkeiten sind, als die Greisenzeit... Den alten Wolf hätt' ich, als Rhapsoden, mögen singen hören, und Sie dazu. Unter solchen Wölfen würd' ich freudig mitheulen... Ich bitte Sie, schweigen Sie nicht wieder so lange gegen mich. Erzählen Sie mir doch Alles, was Sie treiben, von Jhnen Unterredungen, Lesungen, Spaziergängen u.s.f. Man sagt ja, das Alter mache geschwätzig, und ich freue mich darauf, wenn Sie endlich einmal zu einer Tugend gelangen, bei der ich so viel Hoffnung auf Belehrung und Erheiterung für mich hegen darf.“

Auch als Mäzen hat Ittner insbesondere in seinen letzten Lebensjahren gewirkt, so un-

terstützte er seinen Freund Strasser wiederholt „zum Besten der Schulanstalten“. — Eine seiner letzten Arbeiten war die Herausgabe der Schriften des Melchior von Birkenstock, eines der führenden Latinisten seiner Zeit, die er neu ordnete und mit einer Vorrede versah. In lateinischer Sprache schrieb er eine Biographie Birkenstocks. — 1822 war dann Jacobis Biographie aus seiner Feder erschienen (vgl. o.). Die geistesverwandte Art dieses Professors und Poeten mochte Itner dazu animiert haben. Ein Jahr zuvor hatte er zusammen mit seiner Familie noch eine Reise nach Oberitalien, an den Comersee, nach Mailand und Venedig geplant, doch vereitelte der plötzliche Tod seines Sohnes Franz (Chemieprofessor in Freiburg) das Zustandekommen dieses Unternehmens. Trost konnte er danach nur noch bei seinen geliebten antiken Klassikern, vorab bei Homer, finden. Und „Die beste Erholung von der Arbeit... ist Wechsel der Arbeit; nicht die Thätigkeit ermüdet, sondern nur die ununterbrochene und allzulang demselben Gegenstand gewidmete Anstrengung...“. Mit großem Eifer widmete er die letzten ihm verbleibenden Jahre dem Studium der Geschichte. Aber auch der Kunst huldigte er in allen ihren Erscheinungsweisen. Ganz besonders liebte er Kirchenmusik, vornehmlich das Orgelspiel. Sein Denken war letztlich konservativ, Revolutionen verachtete er. Daß die lateinische Sprache im diplomatischen Gebrauch mehr und mehr der französischen weichen mußte,

bedauerte er. So gesehen, war er ein Mann des Maßes, ein Verteidiger der Mitte. Jeder Absolutismus war ihm die Kehrseite des Revolutionären. Persönliche Freiheit und Entfaltung galt ihm viel. Daher seine Sympathien für die Schweiz und die nordamerikanischen Staaten. Immer wieder galten ihm und zitierte er die Hellenen als Vorbild. Selbst mit der chinesischen Geschichte setzte er sich intensiv, soweit es die damaligen Kenntnisse und Vorstellungen zuließen, auseinander. Einer Emanzipation der Frau stand er — auf Grund seiner Vorstellungen von der Antike — ablehnend gegenüber. Selbst in der Krankheit, die zu seinem Tode führte (rheumatisches Nervenfieber), zerstreute er sich mit Lesen und Vorlesenbekommen. Die eben erschienenen Briefe Jacobis ermunterten ihn in seinen letzten Tagen. Er verstarb im Alter von 71 Jahren am 9. März 1825 in seiner Wahlheimat Konstanz: „... sein Tod war ruhig, man könnte fast sagen, heiter, wie im Ganzen sein Daseyn. Auf seinem Antlitze sprach sich der Friede aus, welcher in seinem Leben [trotz einer strapaziösen Zeit] gewaltet hatte...“ (Schreiber, vgl. o.). Zwei Jahre nach seinem Tod konnte der erste Band seiner Schriften erscheinen; vielbeachtet zunächst, gerieten sie im Andrang des Neuen des darauffolgenden zweiten Jahrhundertviertels bald in den Hintergrund, und erst ein Halbjahrhundert danach und viel später wurde er — mehr in seiner Vita als in seinen Werken — zurecht wiederentdeckt.

Johann Georg Duttlinger

Scharfsinniger Freiburger Jurist und redegewandter Landtagsabgeordneter

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Als die Zweite Kammer des Badischen Landtags 1819 zum erstenmal zusammentrat, wurde es den Delegierten sehr bald klar, daß der jüngste von den 63 Abgeordneten der Kammer, der Freiburger Jurist Johann Georg Duttlinger, sich durch besondere Redegewandtheit und ausgeprägtes logisches Denkvermögen auszeichnete. Bis zu seinem Tode im Jahre 1841 wurde Duttlinger auch immer wieder von den Bewohnern des Hochrheingebietes und des südlichen Schwarzwaldes deshalb in den Landtag gewählt. Auch gelegentliche Versuche von seiten der badischen Regierung, dem oppositionellen Politiker den erneuten Einzug in das Parlament zu verwehren, scheiterten.

Schon in der ersten Sitzungsperiode 1819 wählte die Zweite Kammer Duttlinger zu einem ihrer drei Sekretäre; seit 1822 amtierte er — mit Ausnahme des eigentlichen Landtags 1822 — als Vizepräsident der Kammer und schließlich wenige Monate vor seinem Ableben saß er als Nachfolger Mittermaiers auf dem Präsidentenstuhl. Hatte im Jahre 1819 ihn zunächst der Wahlkreis Waldshut — St. Blasien — Tiengen — Jestetten in den Landtag delegiert, so vertrat er 1824 den Bezirk Blumberg — Stühlingen — Bonndorf — Löffingen und schließlich 1831 das Erste Landamt Freiburg und das Amt St. Peter.

Mit Nachdruck trat Duttlinger in den Verhandlungen für die Rechte der Zweiten Kammer sowohl gegenüber der Regierung, als auch gegenüber der Ersten Kammer ein. Auch Nachteile, die ihm daraus für seine Freiburger Lehrtätigkeit entstehen konnten, schreckten ihn nicht ab. Duttlingers strenges Festhalten an der Verfassung veranlaßte den



Johann Georg Duttlinger (1788—1841)

Bad. Gen.-Landesarchiv Karlsruhe

badischen Landtagshistoriker Leonhard Müller, ihn als „das lebendige Buch der Verfassung und Geschäftsordnung“ zu bezeichnen. Ein Abgeordneter jener Zeit nannte Duttlinger deshalb einen „strengen, an der Konstitution festhaltenden Cato“. Schon in der ersten Sitzungsperiode verurteilte Duttlinger z. B. das Vorgehen der römischen Kurie gegen Wessenberg und opponierte gegen die weitere Verwendung des alten Polizeistockes. Während des Landtags 1822/23 stellte er leicht resigniert fest, daß das einzige gemeinsame Band, welches alle Deutschen umschlinge, die nach Mainz gesetzte gemeinschaftliche Zentral-Untersuchungskommis-

sion sei. Als aus Anlaß einer Diskussion im Landtag 1824/25 Regierungsvertreter sich mit Arbeitsüberlastung herauszureden versuchten, entgegnete ihnen Duttlinger: „Man spricht ferner von Überhäufung und Stokkung der Arbeiten bei den obersten Behörden während der Landtage, darauf habe ich die einzige Antwort, daß ministerielle Ruhe und Behaglichkeit nicht unter die Zwecke der Verfassung gehören.“ Eine Debatte über Schulfragen in der Sitzungsperiode 1831 veranlaßte Duttlinger zu folgender Äußerung: „Ich gebe für alle Schulpläne und für alle Mittel nichts, wenn nicht dieses Mittel vorgeht, daß man nämlich unsere Lehrer besser bezahlt.“ Bei den Verhandlungen des Jahres 1835 setzte sich Duttlinger — hierin seiner Zeit weitaus voraus — für die Frauenemanzipation ein. Mit welcher scharfer Kritik er die sozialen Verhältnisse seiner Zeit geißelte, ersehen wir aus seiner gelegentlich vorgebrachten sarkastischen Bemerkung, daß er sich selbst als Bauernsohn eigentlich noch als „Leibeigener“ betrachten müsse. Solche Bemerkungen in dem noch jungen badischen Parlament klangen den verantwortlichen Regierungsbehörden damals äußerst unangenehm in den Ohren, zumal ihre oft betagten Vertreter in der Diskussion sich dem wortgewandten jungen Juristen nicht gewachsen zeigten.

Als Johann Georg Duttlinger am 13. April 1788 zu Lembach geboren wurde, gehörte der Ort noch zu der Fürstlich Fürstenbergischen Landschaft Stühlingen. Nach seinem Vater, dem Landwirt Franz Duttlinger, wurde das Geburtshaus des Jungen im Volksmund als „Franzenbauernhof“ bezeichnet. Dem anfänglichen Volksschulbesuch im benachbarten Dillendorf folgte 1802—1807 der Unterricht in der Klosterschule St. Blasien unter der Leitung von Pater Modestus Ott. An den badischen Landesuniversitäten Freiburg und Heidelberg hörte er danach zunächst philosophische und juristische Vorlesungen und widmete sich anschließend in Be-

saçon ein dreiviertel Jahr dem Studium des Code Napoléon und des französischen Gerichtsverfahrens. Sein Studieneifer wurde 1812 mit einem mit Auszeichnung bestandenen juristischen Staatsexamen belohnt. Noch im gleichen Jahr sehen wir ihn als Rechtspraktikanten beim Bezirksamt Emmendingen und — 1815 als Hofgerichtsadvokaten in Meersburg.

Am 22. Mai 1816 vermählte sich Duttlinger mit der Witwe des ehemaligen St. Blasianschen Obervogts Martin von Schalberg Franziska, einer Tochter des verstorbenen Gräflich von Sickingenschen Amtsmannes Wetzel in Freiburg. Seine Frau brachte aus der ersten Ehe einen Knaben mit. Die einzige gemeinsame Tochter Karoline verheiratete sich wenige Monate vor dem Tode Duttlingers 1841 mit dem späteren Oberhofgerichtsrat Selb.

Da der Jungvermählte auf einwandfreies Benehmen und hervorragende Zeugnisse hinweisen konnte, teilte das Justizministerium ihm auf seine Bitte um eine Verleihung einer juristischen Lehrstelle an der Universität Freiburg unterm 27. Mai 1817 mit, daß man auf ihn Rücksicht nehme, sobald eine entsprechende Stelle frei sei. Dies sollte sich alsbald verwirklichen. Schon im Winter 1817 räumte man ihm das Recht ein, als sogenannter Lehramtsverweser an der Universität praktische Vorlesungen über deutsches Privatrecht und Wechselrecht halten zu dürfen. Da er hiermit guten Erfolg hatte, sahen sich die Behörden veranlaßt, Duttlinger über die gleichen, etwas erweiterten Sachgebiete am 2. Mai 1818 zum außerordentlichen und bereits am 16. März 1819 zum ordentlichen Professor zu ernennen.

Daß er sich in der Folgezeit durch sein Auftreten im Landtag bei der badischen Regierung nicht gerade beliebt gemacht hatte, sollte sich alsbald erweisen. Mehrfach hatte nämlich Duttlinger im Laufe des Jahres 1819 und zu Beginn des Jahres 1820 den Antrag gestellt, sein bescheidenes Anfangsgehalt von

800 Gulden aufzubessern. Da sein Wunsch berechtigt erschien, hatte ihm die zuständige Kasse in Erwartung der Höhereinstufung Vorschußbeträge bewilligt. Doch sein Antrag wurde zunächst abgelehnt, und man verpflichtete Duttlinger sogar, die vorgeschossene Summe zurückzuzahlen. In dieser prekären Situation kam ihm ein berufliches Angebot von auswärts zu Hilfe. Durch Vermittlung seines früheren Heidelberger Lehrers, des Juristen Christoph Reinhard Dietrich Martin, wurde Duttlinger dem Senat der Freien Stadt Frankfurt am Main empfohlen. Voll Stolz konnte Duttlinger so am 6. Oktober 1820 dem Konsistorium der Universität Freiburg mitteilen, daß er von Frankfurt einen Ruf an das Oberappellationsgericht der Freien Städte (Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt) mit einem Besoldungsangebot von 6000 Mark erhalten habe, was immerhin einem Betrag von ungefähr 4500 rheinischer Silbergulden entspreche. Der Erfolg dieser Mitteilung war durchschlagend. Bereits wenige Tage später erhielt er die Nachricht, daß sein Gehalt auf 1800 Gulden erhöht worden sei.

Mit Wirkung vom 16. November 1821 wurde Duttlinger zum Hofrat und schließlich am 31. Dezember 1830 zum Geheimrat 2. Klasse befördert. Auf Betreiben der juristischen Fakultät Freiburg übertrug man ihm 1833 den Auftrag, Vorlesungen über die am 1. Mai 1832 in Kraft getretene Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zu halten. In den Jahren 1833 und 1834 nahm Duttlinger als Mitglied der Gesetzgebungskommission die abschließende Bearbeitung eines Entwurfs der Strafprozeßordnung vor. Die gleiche Tätigkeit entwickelte er 1835 im folgenden Entwurf eines Strafgesetzbuches, den er bei den Beratungen der Zweiten Kammer als sog. Regierungskommissär zu vertreten hatte; diese Arbeit dehnte sich bis zum Jahre 1839 aus. Nach Einführung des neuen Zivilprozeßrechtes nahm er auch dieses in sein Freiburger Vorlesungsprogramm auf.

Mit Beginn des Jahres 1840 begannen sich die Auswirkungen eines immer störender werdenden Kopfleidens bemerkbar zu machen, die Duttlinger oft zur Resignation neigen ließen. So beantragte er in jener Zeit — nachdem man ihm die Stelle eines Präsidenten des Hofgerichts in Freiburg oder Rastatt abgelehnt hatte — beim Kurator der Universitätsstadt Freiburg, daß er sich auf die Funktionen eines außerordentlichen Professors zurückziehen wolle. Das Innenministerium lehnte aber auch diesen Wunsch ab und genehmigte ihm dafür aber unterm 11. Januar 1841 eine vom 1. September 1840 rückwirkende Gehaltszulage von 200 Gulden.

Die zunehmende Verschlechterung seines Gesundheitszustandes zwang Duttlinger, sich seit Juli 1841 von allen Dienstgeschäften zurückzuziehen. Ein vorübergehender Erholungsaufenthalt bei seiner frisch verheirateten Tochter Karoline in Emmendingen brachte nicht die erhoffte Besserung. Der Schwerkranke begab sich schließlich wieder an seinen Wohnort Freiburg, wo er dann am 24. August 1841 — morgens um $1\frac{1}{2}$ Uhr — einer Gehirnerweichung erlag.

Weniger trat Duttlinger durch Veröffentlichung von fachwissenschaftlichen Abhandlungen hervor. Seine 1822 herausgegebene „Quellen des badischen Staatsrechts“ kamen nicht über einen ersten Teil hinaus. Zusammen mit Georg Freiherr von Weiler und Johann Nepomuk von Kettenacker veröffentlichte er das „Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogtum Baden“, das von 1830 bis 1839 vier Bände und zwei Beilagenhefte erlebte. Eine am 11. April 1831 in der Zweiten Kammer des Landtags gehaltene Rede über die Ministerverantwortlichkeit erschien noch im gleichen Jahre im Druck und wurde später, 1910, in einer Dokumentenreihe zum zweitenmal publiziert. Als Beitrag zu der Lehre von den „Injurien“ gab er gemeinsam mit Welcker zur Verteidigung des Letzteren wegen einer Anklage der

Ehrenkränkung des Ministeriums 1832 eine eigene Schrift heraus.

Dem Gedenken des unermüdlichen Kämpfers für demokratische Freiheiten, der in

manchen seiner Ansichten der damaligen Zeit weit vorausseilte, gelten eine Tafel an seinem Geburtshaus in Lembach und eine Heimatstube in Weizen.

Eine Amsel singt...

*In den dämmernden Morgen
singt eine Amsel
ihren hellen Jubelruf.*

*Freude, Entzücken
fließen aus ihrer Kehle
jubelndes Leben.*

*Auch meine Seele möchte singen wie deine.
O wie innig fühl ich mich
dir verbunden!*

*Es ist dasselbe Sehnen,
dieselbe Kraft der Liebe,
die uns beseelen!*

Paul Zimmermann

Anton Fendrich

Schriftsteller und Abgeordneter — Redakteur und Auslandskorrespondent
1868—1949

Helmut Bender, Freiburg

Der gebürtige Offenburger wäre am 8. April 1980 112 Jahre alt geworden, tatsächlich ist er am Dreikönigstag 1949 in seiner Wahlheimat Freiburg-Zähringen verstorben. Zeit-
lebens hat er schriftstellerisch (nahezu ein halbes Jahrhundert!) aktiv gewirkt, desto verwunderlicher, daß sich seiner — mit Ausnahme des badischen Literaturhistorikers Wilhelm E. Oeftering — eigentlich niemand sehr angenommen hat. Nachfolgender Abriss möchte so dem zu Unrecht Vergessenen eine Art Erinnerung und Wiedergutmachung sein.

Fendrich war der Sohn eines Offenburger Eisenbahnbeamten. Seine Großmütter lebten im Ried, in Kürzell und in Hugsweier. Er studierte Nationalökonomie in Zürich, wo er „durch Begegnung mit führenden Sozialisten zur Sozialdemokratie fand“ (vgl. Artikel F. im „Deutschen Literatur-Lexikon“, 4. Bd., Bern und München 1972). Ohne eigentlichen Studienabschluß arbeitete er zunächst als Redakteur an verschiedenen sozialdemokratisch orientierten Zeitungen u. a. in Frankfurt am Main und in Braunschweig, als Auslandskorrespondent wirkte er 1895 vorübergehend in Brüssel, um alsdann Redakteur am Offenburger „Volksfreund“ zu werden. 1897 zum Abgeordneten der Sozialdemokratischen Partei in die Zweite Kammer des Badischen Landtags gewählt, löste er sich 1909 von der Partei und übersiedelte nach Freiburg. Im folgenden Jahr wirkte er in München-Pasing, später auch in Mannheim, er kehrte schließlich 1914 für dauernd nach Freiburg zurück, wo er als freier Schriftsteller lebte und u. a. auch langjähriger Mitarbei-



Anton Fendrich (1868—1949)

ter der „Frankfurter Zeitung“ war. Vom nationalsozialistischen Regime aus politischen Gründen in eine Art „Innere Emigration“ getrieben, fristete er sein bescheidenes Leben, bis er nach dem Krieg nochmals einige Anerkennung erfuhr (1946 verlieh ihm der damalige südbadische Staat den Hebelpreis). Fendrich ist in seinem frühen Werk stark von der Jugend- und Wandervogelbewegung geprägt worden. Schon die Titel seiner Erstlinge lassen dies erkennen: „Der Skiläufer. Ein Lehr- und Wanderbuch“ (1908) / „Der Alpinist. Ein Führer durch die Hochgebirgs-

welt“ (1909) / „Der Wanderer“ (1910) / „Schauinsland. Ein Wanderbuch“ (1911) / „Der Mensch, der Sport und der Sports-mensch“ (1911). Im Eingangskapitel seines „Wanderers“ („Das Wandern, ja das Wandern...“) mag der frühe Expressionismus in Ausdrucks- und Vorstellungsweise Pate ge-standen haben: „Stürmisch und laut jubelnd, dann wieder mit gedankenschwerer Bedäch-tigkeit oder vor sich hinschlendernd ... dann aber auch einmal ausschreitend in festem Schritt stämmiger Männlichkeit ... Es ist das Leben, das brausende ... Mensch sein ... auch Wanderer sein ... Das Wandern von al-lem zu allem im Weltall...“. So geht das sei-tenlang, von mancherlei Fotos à la „Wander-vögel“ (mit Zupfgeigen) oder „Fahrende Scholaren“ aufgelockert. Halten wir ein Stück dieses Pathos seiner Zeit und ihren „Bewegtheiten“ zugute, verlohnt es sich doch, diese und jene Passagen in unsern heu-tigen erneut wanderlustigen Tagen wieder aufzuspüren. In einem andern Kapitel wird „Aus alten Scharteken“ geschöpft, das zieht sich von Wodan bis zur „Kunst des Reysens im Schweyzergebirge“; „Von der Heimat“ schließt an und beschäftigt sich auch mit Heimweh und Bodenständigkeit und riecht mitunter auch ein bißchen nach ehrlicher Vorwegnahme von Blut und Boden und von Scholle und Deutschland als einem Mittel-punkt der Welt...; „Allerlei Heimatschutz“, worin „alle Bauernschwärzerei“ immerhin als ein „sicheres Zeichen von geistiger Mittel-mäßigkeit und von Dilettantismus“ gekenn-zeichnet wird, dürfte auch wieder uns Heu-tige ansprechen. Mehr zeitbedingt freilich etwa ein Kapitel „Was man braucht“ (als Wanderausüstung!); „Vom Essen und Trin-ken“ bringt „Wanderer beim Abkochen“ (statt am Grillplatz!); „Vom Knipsen“ — nun, dazu wäre in unserer Zeit bestimmt noch mehr zu sagen und auch zu kritisieren als anno dazumal!

Dichterische Elemente entfalten sich in sol-chen Bänden nur oder allenfalls sporadisch;

das Praktikable, das Angewandte, das Enga-gement, das „Missionarische“ regiert, der Redakteur und Tagesschriftsteller hat den Vortritt.

Oeftering (vgl. o.) hat das in seinem 3. Teil der „Geschichte der Literatur in Baden“ (Karlsruhe 1939) so gesagt: „Die Bergwelt ist seine geistige Heimat, und ihr hat er eine Reihe von Wanderbüchern gewidmet... Von seinen vielen Wanderungen gibt der schöne Sammelband ‚Schauinsland‘ Zeugnis..., fer-ner das ‚Buch der Heimat‘ (1922) und das ‚Tagebuch eines rein sachlichen Vagabun-den‘ (1926), worin überall sein gedankenvol-ler Humor uns erquickt.“ Seltsamerweise übergehen ihn indes schon hier die Großen der neueren Literaturgeschichtsschreibung (wie Albert Soergel, Hans Naumann oder Werner Marholz). Auch das katholische La-ger (etwa Franz Faßbinder oder Anselm Sal-zer) wollen ihn nicht wahrhaben!

Der Erste Weltkrieg läßt Fendrich in eine neue Entwicklungsphase treten. Nach dem Aufsatzband „Der Krieg und die Sozialde-mokratie“ (1914) veröffentlicht er 1915 sei-nen Roman „Emil Himmelheber“. Dem Verf. dieses Beitrages liegt ein Exemplar vor, das die Widmung trägt: „Der lieben, alten guten Mutter Gött vom Verfasser. Zähringen im Advent des großen Kriegsjahres. A. Fend-rieh.“ Einer der letztlich noch positiven Kriegsromane, wie sie die noch relativ uner-fahrene Zeit gerade in den ersten Kriegsjah-ren da und dort hervorgebracht hat. Immer-hin, der Mensch und mit ihm das Menschli-che regieren, und aller Kriegsbegeisterung werden noch persönliche Elemente vorange-setzt. Heimatliche Anklänge finden sich ge-schickt hineingestellt. „... der Feldwebelleu-tant. Der ist jetzt noch Kompagnieführer ... Nur so an komischer Namen hat er g'habt. — Wie denn? — Himmelheber haben sie ihm g'sagt. — Wissen S'auch, daß der das Ei-serne erster und zweiter Klasse bekommen hat? — Wofür hat er's bekommen? — ... durch den ein deutsches Regiment vor der

Vernichtung gerettet wurde und bei [dem Patrouillengang] der Feldwebelleutnant Himmelheber der Führer war.“

Dazu nochmals Oeftering (vgl. o.): „So entstand zu Beginn des Weltkrieges und unter seiner Einwirkung der ‚Emil Himmelheber‘..., zu dem die Gestalt Emil Göttts und seines Fortunata-Glaubens Züge geliehen hat. Ein Sucher, ein Hand- und Kopferker ist der Held, ein beispielhafter Mensch aus der Anfangszeit der Jugendbewegung mit ihrem Sehnen nach eigener Lebensformung.“

Der Erste Weltkrieg findet in Fendrichs weiteren Werken einen massiv-patriotischen Niederschlag, was wiederum bereits an den Titeln abzulesen ist: „Kriegskreuze“ (1915) / „Im Auto an die Front, Kriegererlebnisse“ (1915) / „Gegen Frankreich und Albion. Volkstümliche Kriegsgeschichten“ (1915 bis 1917) / „Kriegsbüchlein für die Jugend“ (1916) / „An Bord. Kriegererlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands“ (1916) „Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann“ (1916–1918) / „Wir! Ein Hindenburgbuch“ (1917) / „Um was es eigentlich geht“ (1918). Zwischendurch vereinzelt auch anderweitige Titel: „Wanderungen“ (1916) / „Ein Wort an die oben und an die unten. Von einem deutschen Sozialdemokraten“ (1916) / „Mehr Sonne. Das Büchlein von der Liebe und Ehe“ (1918). Mit dem Erscheinen des Bandes „Die Kluft. Erlebnisse, Briefe, Dokumente aus den Kriegsjahren 1914 bis 1919“ (1919) hat Fendrich dann gewissermaßen einen Schlußstrich unter seine persönlichen und politischen Erlebnisse und Resümees gezogen. Er wechselt in der Folgezeit zum aufgelockerten Erzählstil über („Menschen und Menschlein. Ernste und heitere Geschichten“, 1920 / „Buch der Heimat. Erzählungen“, 1922), um dann auch Lokalgeschichtliches zum Thema seiner Publikationen werden zu lassen („Die badische Bewegung der Jahre 1848–49“, 1924) und nicht zuletzt als Kalendermann in

der Nachfolge Hebels und des „Hinkenden Boten“ zu wirken („Rufnacht, der wohlerefarene und aufrichtige Bote. Erster Kalenderjahrgang“, 1921). Als Nachklang seiner jugendbewegten Jahre mag seine Schrift „Die Freiheit deines Kindes. Ein Buch für alle, die um Kinder sind“ (1924) gelten; patriotische Schwerpunkte setzt er nochmals in seinem Roman „Was ist des Deutschen Vaterland?“ (1925); Persönliches hat sein „Tagebuch eines rein sachlichen Vagabunden“ (1926) zum Thema.

Ein Dutzend Jahre liegen zwischen seinen beiden Veröffentlichungen „Urispiel“ (Roman, 1929) und dem „Land meiner Seele“ (1941; 3. Aufl., mit Illustrationen von Eugen Bargatzky, 1950). Diese „Oberrheinischen Essays“ stellen zweifellos einen Höhepunkt seiner schriftstellerischen, ja dichterischen Leistung dar. Hätte Fendrich nur diesen einen Band geschrieben, er wäre verdienstvoll genug gewesen, Persönlichkeit und Oeuvre nicht zu vergessen. Es ist das Ganze ein Lob auf Herkommen und Heimat, ohne indes im Provinzlerischen stecken zu bleiben: „Ich gestehe gerne, daß ich seit meiner Jugend der Vorstellung lebe, Gott halte das Land Baden als etwas besonders Teures an seinem Herzen ... Denn die Welt der Seele ist innerlich ruhig und still ... Wenn wir den Bergwald, die Rheinebene und ihre Städte demütig beglückt auf der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit durchwandern ... erst dann begreifen wir ganz, warum wir alle, die Einheimischen und die Heimgekehrten, in einer heimlichen Gemeinschaft des Herzens immer wieder sagen müssen: Ja, wir lieben dieses Land.“ Das Buch setzt sich aus fünf Hauptkapiteln (besser Hauptakkorden) zusammen: „Landschaft und Schicksal / Der Wald / Flucht ins Behagen / Brot und Wein / Parnass im Grenzland“. Es finden sich u. a. kammermusikhafte Stücke einer landschaftsgebundenen Essayistik, die das geschichtliche Element großzügig und sprachlich kultiviert miteinzuflechten weiß. Das Zeitgeschichtli-

che findet sich keineswegs ausgeklammert. „Siehst du jetzt, dort ist er! — Wer? — Der Rhein — Den Rhein wollte er [der Vater] mir zeigen, sonst nichts. — Ist es der gleiche, der so schnell und breit in Ottenheim ... vorbeifließt? — Der gleiche. Aber dort gehört er uns. Hier geht er uns noch nichts an. Er kommt vom Gotthard und gehört den Schweizern. Dort hinten, wo es nichts gibt als Steine und Alpenrosen und Viehweiden ... Und so kommt der Rhein aus dem Schweizerland schon als ein ziemlicher Bursch gegen den Bodensee, versteckt sich in Mutwillen vor den Pflegeeltern zuerst im Wasser, streckt bei Konstanz den Kopf ein wenig heraus und verschwindet wieder im Untersee. Aber bei Stein hört er auf mit dem Spaßmachen und ruft in den Schwarzwald hinauf: Holla, jetzt bin ich da!“

Anmutig und idyllisch zugleich etwa auch ein Kapitel „Advent in der Ortenau“: „Daheim fing es schon an Martini an. Hinten auf der viereckig um den Innenhof laufenden Laube riefen die zwei Gänse aus dem Stall. Der Onkel in Karlsruhe hatte sie aus seiner Heimat, dem Taubergrund, besorgt. Da er aber bei Hofe war, nämlich Kammerdiener, und seine Frau, die Schwester meiner Mutter, uns mit den Randbemerkungen zu allem irdischen Geschehen versorgte, das immer auf die edle Tat eines Großherzogs, eines Grafen oder ganz früher eines Ritters zurückging, so wußte ich auch schon lange, warum die Gänse da unten mit goldgelbem Mais gefüttert wurden und für uns ihr Leben lassen mußten. Weil nämlich der heilige Ritter Martin, dem es gar nicht darauf ankam, einem Armen bei solchem Wetter die Hälfte seines wallenden Mantels zu schenken, einmal auf der Flucht vor Feinden sich in einer Höhle verbarg und dort von Gänsen verraten wurde, die ihn in seinem Versteck anschnatterten ... In der Küche duftete es die ganzen Wochen hindurch nach Anis, Orangeat und Zitronat, und ich war sehr stolz, daß die Mutter so vornehmes Gewürz brauchte ...

Eine süße Verschwiegenheit erfüllte das Haus mit seinem heimlichen Stricken und Sticken, Schnitzen und Malen für die Geschenke. Die große Petroleumlampe wurde immer früher angezündet, und doch wurde die Erde immer heller und der Himmel immer mächtiger, bis die Mutter auf zwölf Tage das Spinnrad in die Ecke stellte und dann nach viel angehaltenem Atem andern tags der Heilige Abend kam...“. Oder zu Ehren seiner Freiburger Wahlheimat: „Und in dieses Ganzanderssein [die Stadt im Schnee] setzte ich mich jetzt in Marsch, geradewegs dem Münster zu. Das war wirklich weißer Werktag überall. Keine Horizontale an Zäunen, Fenstersimsen, Dachrinnen ohne ihre weiße Verbrämung. Der Professor Karl von Rotteck trug eine weiße Baskenmütze über seinen vormärzlichen Locken; dem Berthold Schwarz kühlte ein dürrtiger Heiligenschein die Tonsur; der Herzog Berthold am Brunnen hielt seinen Speer noch stolzer als sonst von sich weg.“

Die Einzelabschnitte des letzten Hauptkapitels („Parnass im Grenzland“) gelten vorweg den großen alemannischen „Vorbildern“, so „Der Dulder“ (Emil Gött) / „Der Pfarrer“ (Heinrich Hansjakob) / „Der Kändler“ (Reinhold Schneider) / „Der Bildner“ (Emil Strauß) / „Josephus vom dürren Ast“ (Viktor von Scheffel) / „Der Waisenbub vom Himmel“ (Johann Peter Hebel). Stets hat Fendrich hier Persönliches zu sagen. Er meidet instinktiv die Allgemeinplätze und hat gegenüber seinem früheren Werk an Aussagekraft und dichterischer Abgeklärtheit entschieden gewonnen. — Ähnliches gilt auch von seinem letzten Werk, den autobiographischen „Hundert Jahre Tränen — 1848—1948“ (erst vier Jahre nach seinem Tod, 1953, mit Unterstützung „der Regierungspräsidien in Nordbaden und Südbaden“ herausgegeben): „Wenn ich meine Jahrzehnte nicht einrechne in das Jahrhundert, von dem jetzt so viel Gutes und Böses erzählt wird, dann darf ich dieses Buch gar nicht schreiben. Inwieweit ich

mitschuldig bin daran, daß kein Lachen mehr auf einem Gesicht steht, und daß wir uns in Trümmern wohlfühlen müssen, darüber möchte ich nicht selbst urteilen. Das sollen andere... Wenn ich zurückschauen in meine Knabenzeit, dann sehe ich über diesem schönsten Teil des Lebens die milde, heitere Luft des Friedens in alle unsere Gassen und Stuben scheinen... Das große Eckhaus der Rosengasse und des Klosterplatzes hatte nicht nur Raum für eine große Beamtenfamilie zum Wohnen, sondern auch Hof und Scheuer und Ställe und Heustock und eine Tenne für die Eltern, die all ihr Acker- und Gartengerät vom Land in die Bezirkshauptstadt genommen hatten, in der noch viele kleine Bauern auf schmalem Boden wirtschafteten... Ich war selber kein Jüngling mehr, wenn auch der jüngste Abgeordnete im Badischen Landtag. Meine Tätigkeit in diesem Parlament... brachte mir ein Gefolge von jungen Studenten und Arbeitern, die verstanden, warum ich die sozialdemokratische Fraktion der Zweiten Kammer dazu bewegte, die revolutionäre Geste aufzugeben, den einzelnen Ministern ihre Forderungen für Schulen, Landwirtschaft und Kunst zu bewilligen und in der Schlußabstimmung nicht wie bisher mit einem dröhnenden Nein abzulehnen. August Bebel, der Führer der Partei, tobte über diesen ‚Prinzipienverrat‘...“.

Einen geradezu dokumentarischen Wert erlangt diese Autobiographie in jenen Teilen, die etwas vom Einlenken der Sozialdemokraten anlässlich des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges und des Generalpardons des Kaisers berichten. Nicht minder von Bedeutung auch Fendrichs Bericht über sein Gespräch mit Wilhelm II. anlässlich der zunehmenden Totalisierung jenes Krieges: „Und nun die Folgen, wie denken Sie sich’s? — kam es aus seinem Mund an mich heran. Ich fand, daß ich an mein Buch erinnern dürfte. Die darin ausgesprochenen Warnungen für ihn als Monarchen hörte er nicht gerne, aber stumm und

nicht ohne Respekt an. Aber ganz rasch ging er von dieser Frage über zu den Ursachen, wie es überhaupt zum Krieg gekommen sei. Nach seiner festen und sehr eng vorgebrachten Überzeugung war — Zabern schuld daran...“ Oder: „Die Großherzogin Luise von Baden war in der beginnenden Fürstendämmerung die einzige Persönlichkeit von Würde und Gewicht. Ende Januar 1918 ließ sie mich dringend rufen. Als federleichte Greisin wartete sie im Thronsaal auf mich... Ich erfuhr, daß der Kaiser in den ersten warmen Februartagen nach Baden-Baden käme. Sie bat mich, ihr anzuvertrauen, was sie ihm sagen sollte, um es noch zu einer engeren Verbindung zwischen Volk und Krone kommen zu lassen...“.

Es ist indes nicht die Aufgabe vorliegender Würdigung, den Politiker und Sozialdemokraten Fendrich und dessen Verdienste oder Versagen innerhalb großer regierungs- und weltgeschichtlicher Zusammenhänge zu charakterisieren und zu werten. Daß Fendrich diese Memoiren geschrieben hat, ist verdienstvoll, weil aufschlußreich; daß er im „Land meiner Seele“ seine dichterischen Memoiren veröffentlicht hat, dürfte — zumindest außerhalb der Zeitgeschichte — noch entschieden erfreulicher und wohlthuender betrachtet werden. Dem Zeitgeist und seinen Forderungen konnte und wollte sich Fendrich nicht versagen; daß er in einigem darüber hinaus zu dichterischer Gestaltung fand, kann, ja muß als das Bleibende in unserem Abriß betrachtet werden. So gesehen, möchte man ihn und zumindest ein Teil seines Schaffens nicht missen innerhalb der vielfältigen Stimmen unserer engeren und weiteren Landschaft. Die einhundertundzwölfte Wiederkehr seines Geburtstages mag manchen dazu ermuntern, dieses oder jenes seiner Bücher einmal in die Hände zu nehmen und darin zu lesen: Die Freunde der Landschaftsschilderung und die Memoirenliebhaber sowie die Geschichtsinteressierten wird er in manchem bestimmt nicht enttäuschen!

*Mensch —
Weltall —
Ewigkeit*

*Gold'ne Sonne,
Himmellicht
uns zur Wonne
im Tau sich bricht.*

*Mond dort oben,
milder Stern,
wollest loben
Gott, den Herrn.*

*Den Gestirnen
gab er Bahn.
Menschenbirnen
bleibt nur Wahn.*

*Ird'sche Wonnen —
Augenblick,
schnell zerronnen
wie das Glück.*

*Menschenleben —
winzig klein,
im Entsteh'n schon
Todeskeim.*

*Gleichst der Welle,
die am Strand
— ach — so schnelle
zerrinnt im Sand*

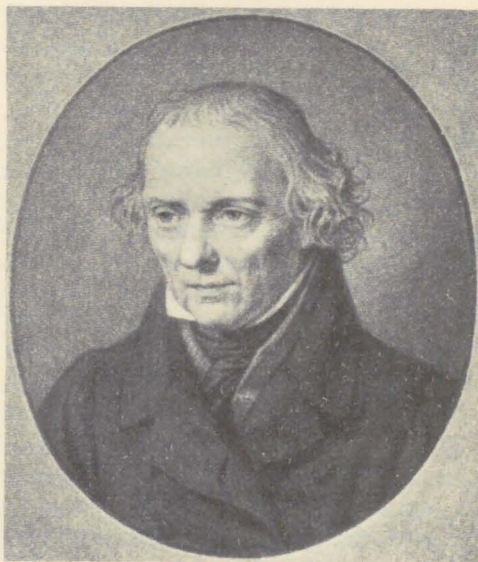
Theodor Meny

Aloys Schreiber

Mehr als ein Reiseschriftsteller

Helmut Bender, Freiburg

Seine Vita sei, wie sie sich in den einschlägigen Werken in der Regel immerhin notiert findet, kurz vorweggenommen. Am 12. Oktober 1763 in Kappel-Windeck bei Bühl geboren, „wo schon seine Vorfahren als Wirte, Posthalter und Kaufleute angesehene Positionen eingenommen hatten...“ (so L. Röhrich in der kommentierten Neuausgabe „Badisches Volksleben“, Freiburg 1978; vgl. u.). Nach dem Besuch des Baden-Badener Gymnasiums bezog er 1781 die Freiburger Universität, studierte vor allem Theologie und wurde bereits 1784 zum „Professor der Aesthetik“ in Baden-Baden ernannt. Seine Priesterschaft gibt er vier Jahre danach auf, er heiratet und übersiedelt nach Mainz, wo er zunächst Hauslehrer beim in Mainz wohnhaften Burggrafen von Westfalen wird und die Theaterzeitschrift „Tagebuch der Mainzer Schaubühne“ begründet, die er nahezu allein abfaßt. Zusätzlich berichtet er in diesem Zeitraum (nur dreivierteil Jahr) auch über die Frankfurter Theaterereignisse. Seine „Dramaturgischen Blätter“ wurden u. a. auch von Goethes Mutter Frau Aja lebhaft geschätzt. GleichermäÙe versucht sich Schreiber zudem im Lyrischen und Novellistischen, in Erzählung und Roman. Doch die Herausgabe von Zeitschriften scheint ihn besonders fasziniert zu haben. Zur Zeit des Rastatter Kongresses lebt er ebenda und ediert u. a. ein „Handbuch des Congresses zu Rastadt“. Infolge der sich ungestüm entwickelnden politischen Ereignisse, wie sie sich gerade auch im von Custine und den französischen Revolutionären besetzten Mainz auswirken, kehrt er schließlich nach Baden-Baden zurück; im



Aloys Schreiber (1763–1841)

Jahr 1799 nimmt er seine frühere Lehrtätigkeit am dortigen Gymnasium erneut auf, bis er 1805 an die Universität Heidelberg berufen wird. 1802/03 gab er die „Allgemeine Kunstzeitung“, 1806/08 die „Badische Wochenschrift“ und 1812 die „Vaterländischen Blätter“ heraus. „Eine Zeitlang plante er auch ein ‚Journal für Frauenzimmer‘, das aber zunächst nicht zustande kam“ (Röhrich). In Heidelberg verband ihn eine Freundschaft mit dem Homer-Übersetzer und Idyllendichter Johann Heinrich Voß, der bekanntlich den zeitgenössischen und insbesondere auch den lokalen romantischen Tendenzen skeptisch, ja feindlich gegenüber-

stand. 1811 gab er eine erste größere Würdigung des eben verstorbenen Landesherrn und Großherzogs Karl Friedrich heraus („Lebensbeschreibung Karl Friedrichs ...“), in den Jahren 1809–1812 wirkte er auch als Schriftleiter des „Heidelberger Taschenbuchs“, das er dann als Herausgeber von „Cornelia – Taschenbuch für deutsche Frauen“ jahrzehntelang weiterführte. Inzwischen hatte ihn die von Clemens Brentano, Achim von Arnim und Joseph von Görres begründete rasch aufbrechende Heidelberger Romantik nach Karlsruhe übersiedeln lassen. Dort wirkte er in den Jahren 1813–1824 als Hofhistoriograph, er hielt auch vereinzelt Vorlesungen über Geschichte und Ästhetik. Als Hofrat wurde er 1826 pensioniert, er kehrte nunmehr endgültig nach Baden-Baden zurück, publizierte eine Reihe weiterer Werke und verstarb ebenda am 21. Oktober 1841.

So bewegt sich das äußere Leben von Aloys Wilhelm Schreiber gibt, so zahlreich und vielfältig weisen sich seine Veröffentlichungen aus. Ob zu recht oder zu unrecht man ihn als einen wahren „Schreiber“, als einen Vielschreiber bezeichnete, ist schwierig zu beantworten. Vor allem muß man seine Vielseitigkeit und seine Publikationsfreude auch der Zeit zugute halten. Es gibt in der Tat kaum eine literarische Gattung, in der er sich nicht mit wechselndem Erfolg versucht hätte. Ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen füllt mühelos mehrere Seiten. Sämtliche Zeitströmungen – von der Aufklärung über den Sturm und Drang bis zu einer spezifischen Spätromantik – prägen sich seinen Werken ein, allerdings häufig geradezu aus einer Opposition heraus, was indes einen Großteil zumindest augenblicklicher Erfolge keineswegs einschränkte. Im „Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden“ (2. Aufl. Karlsruhe 1847) heißt es etwa summarisch: „Außer vielen poetischen Schriften, Erzählungen, gab er 1815 eine badische Geschichte für Schulen, Beschreibungen von Heidelberg und Ba-

den, und mehrere Führer für Rheinreisende heraus ... Seine größere Geschichte der Zähringer ist nicht erschienen.“ Oder, wie A. Stiefvater (in „Badische Landsleute“, 2. Aufl. Freiburg 1968) es formuliert: „Nicht alle seine Werke sind bedeutend ... Am bedeutendsten sind aber seine Reisebeschreibungen ... so wurde er zu einem Vorläufer des Baedeker.“ Parallel dazu Röhrich (vgl. o.): „Seine Popularität verdankt Schreiber vor allem der Herausgabe seiner Reisehandbücher und der Sagensammlungen. Schreibers ‚Handbuch für Reisende am Rhein‘, das 1816 erstmals erschien und zu seinen Lebzeiten viermal aufgelegt und auch ins Französische und Englische übersetzt wurde, galt als der gelungenste Reiseführer für die Rheinlande ... Seine Sammlung von Rheinsagen ging in das ‚Handbuch für Reisende‘ ein; sie ist aber unter dem Titel ‚Sagen aus den Gegenden des Rheins‘ (1828) auch noch als selbständige Sammlung erschienen ...“. In Ergänzung hierzu O. Biehler (in „Baden – Monographie einer Landschaft“, Ausgabe 2/1949, mit dem Aufsatzuntertitel „Ein Publizist und Reiseschriftsteller der Goethe-Zeit“): „Der Historiker Baden-Badens, J. Löser, hat unsern Hofrat, [der] ... Goethe schließlich im Aussehen und Alter nicht unähnlich geworden, den Chronisten dieser Weltbadestadt genannt. Wie oft hat er nicht in einem halben Jahrhundert zur Feder gegriffen, um in geschichtlichen Darstellungen und in Reisewerken von seiner zweiten Heimat zu berichten ...“. Und: „Tausende und aber Tausende westeuropäischer Rheinreisender haben Schreibers Handbuch benützt ...“.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Schreiberschen Publikationen in allen ihren Titeln anzugehen und darüber jeweils zu referieren. Vielmehr möchten wir uns im folgenden auf einige seiner jeweils typischen Werke beschränken und das bereits Genannte durch Zitierungen und Kurzkomentierungen näher präzisieren.

Beginnen wir mit dem Lyriker. 1801 waren (in Düsseldorf) seine „Gedichte“ erschienen. Das Deutschtümelnde darin muß hauptsächlich aus dem Zeitgeist, dann auch aus der Pathosfreudigkeit Schreibers erklärt werden. Vorangegangen war ein Band „Rhapsodien“ (1791); 1817 folgten in niederalemannischer Mundart seine wohl durch Hebel angeregten „Alemannischen Lieder und Sagen“. Der Lyriker Schreiber dürfte heute zu Recht vergessen sein. Ähnlich erging es dem Dramatiker Schreiber. Seine „Szenen aus Fausts Leben“ (Offenbach 1792) wollten gar in Konkurrenz mit dem Goetheschen Faust I treten. Seine Grundtendenzen umreißt er diesbezüglich wie folgt: „Der Mensch ist nicht für den Umgang mit höheren Wesen gedacht, und er darf es nicht ungestraft wagen, aus dem Kreise der Menschheit herauszutreten...“. Im Hinblick auf Goethe: „O zürne nicht, daß ich mit dir nach einem Ziel zu laufen wage. / Der ich noch keinen Kranz des Sieges trage!“ An weiteren dramatischen Titeln seien hier vor allem der Thematik wegen erwähnt: „Das Gespenst“ (Lustspiel von 1789), „Szenen aus den letzten Tagen Marie Antoinettes von Frankreich“ (1794), „Die Aufhebung der Leibeigenschaft“ (Festspiel von 1828).

Ein Band „Gedichte und Erzählungen“ war 1812 erschienen; „Herbstrosen“, ein Dutzend kleinerer Erzählungen, 1815. Topographisches findet sich in Lyrik und Prosa oft miteingeflochten. Die Verlage, derer er sich bedient, wechseln häufig, nicht zuletzt infolge Schreibers eigener Fluktuation. Seine musischen Talente, nicht minder aber seine finanziellen Bedürfnisse (hatte er doch eine neunköpfige Familie mit damals bescheidenem Professorengehalt durchzubringen!) animieren ihn zu vielfältigster Produktion. „Mannheim mit seinem Theater und Darmstadt ziehen unseren Ästhetiker an. Mit J. Meyerbeer tritt er in Verbindung und schreibt ihm den Text zu seiner ersten Oper ‚Jephtas Gelübde‘...“ (Biehler, vgl. o.). In

solchem Zusammenhang muß auch auf einige Vertonungen seiner Gedichte durch Silcher und Loewe hingewiesen werden, selbst Schubert hat sich seiner Lyrik mit der Komposition „An den Mond in einer Herbstnacht“ angenommen.

Über Schreibers dramaturgische Ambitionen haben wir im Hinblick auf seine Mainzer und Frankfurter Tätigkeit ja bereits hingewiesen. Stöbert man in seinen publizistischen Arbeiten, wird man diese in der Regel gehaltvoller empfinden als seine eigenen Dichtungen; „die Kraft zu einer bedeutenden literarischen Tat hat er nicht besessen“, beurteilt es Biehler (vgl. o.), und W. E. Oeftering meint (im II. Teil seiner „Geschichte der Literatur in Baden“, Karlsruhe 1937) u. a.: „Er ist ein Bildungsdichter, dem eine gewandte Form zur Verfügung steht... doch ist nach Platens Urteil ‚alles was dieser beliebte Dichter schreibt, edel und zart‘.“ Dem müßte freilich in einigem widersprochen werden, es gibt durchaus etwa Balladeskes aus Schreibers Feder, das von Bewegung strotzt, erinnert sei diesbezüglich auch an seine vaterländische Dichtung, wie sie die Zeit der Freiheitskriege mit sich brachte: Begeisterung steht Pate, das Feuer kann mitunter nicht geleugnet werden, auch wenn es sich gar bald als Strohfeuer erweist.

1825—1828 erschien in vier Heften (mit insgesamt 352 S.) „Teutschland und die Teutschen von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen“ bei Velten in Karlsruhe, qualitative, wenn auch zeitverhaftete Kupferstiche von J. M. Mettenleiter wurden reichlich beigegeben. Das Werk ist „Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge Ludwig Wilhelm August zu Baden“ gewidmet. In einem „Vorbericht“ bemerkt der Historiker Schreiber u. a.: „Die Geschichte eines Volkes ist die lehrreichste Bildungsschule für seine Nachkommen. Ein jeder Zustand muß als die Folge eines vorhergegangenen betrachtet werden, und wenn wir Teutschen unsre gegenwärtige Zeit ganz begreifen wollen, so

müssen wir die Zeiten unsrer Väter kennen ... Zu lange hat man versäumt, die vaterländische Historie in den Kreis der Jugend einzuführen, und sie als Mittel der Nationalerziehung zu benutzen ...“. Was beabsichtigt unser Autor im folgenden? Er möchte in letztlich kulturgeschichtlicher Manier „von der Lebensweise, den Sitten und Beschäftigungen der alten Germanen“ handeln. Und was gibt er? „Keine trockene, chronologische Erzählung ... sondern ein lebendiges, ansprechendes Gemälde ...“, wie er von sich selbst berichtet. Schreiber kann schreiben, auch wenn wir vom heutigen Standpunkt aus dem Zeitgeist und der Zeitdiktion viele Zugeständnisse einräumen müssen. Schreiber hat Wissen, hat Kenntnisse, die er an den Mann zu bringen weiß. Er hat Begabung, verfügt über Talent, ohne freilich ein Genie zu sein. Ein lebhafter Sachbuchverfasser, würde man es heute formulieren. Daher auch seine Sagenfassungen und seine ansprechenden Reisenotizen.

Geben wir daraus eine Kostprobe: „An Bewirthschaftung der Forste [unter Karl d. Gr.] war noch nicht zu denken. Man hieb ab zum Bauen und Brennen, wo es am bequemsten seyn mochte ... Man nahm gewöhnliche Kiefern ... und schnitt schmale Späne daraus, welche statt der Lichter dienten, wie noch jetzt in vielen Gebirgsgegenden. Diese Späne hießen Spelte, weil das Holz gespalten ward. Eine andre Art Geleuchte verschaffte man sich aus harzigen Bäumen ... Diese Kienhölzer wurden Kachle genannt. — Die Wälder waren meist Gemeingut, und Holz durfte fallen, wer da wollte ... — Jeder Landeigner hatte die Jagd, und wer ein Stück Wild antraf, das ihm Schaden bringen mochte, der durfte es tödten. Karl verordnete, daß die Geistlichen nicht jagen, und sich des Herumschweifens mit Hunden, Falken und Sperbern enthalten sollten. Doch gestattete er einige Ausnahmen für ein paar Klöster, damit die Mönche aus den Fellen des Wildes Handschuhe machen und Bücher einbinden

könnten.“ Anschaulichkeit ist solchen Zeilen in keinem Fall abzusprechen, Popularität ergab sich wie von selbst ...

Ähnliches gilt für seine zeitgemäßen und zeitgenössischen Aussagen. 1823 waren seine „Trachten Volksfeste und charakteristischen Beschäftigungen im Großherzogthum Baden in XII malerischen Darstellungen und mit historisch-topographischen Notizen begleitet. . . in der Herder'schen Kunst und Buchhandlung“ (Freiburg) erschienen. Nilson und Vollmar u. a. hatten dazu ihre qualitativ hochwertigen Aquatintablätter geliefert. Es geht darin vornehmlich um altgewohnte Handwerke, aber auch um Brauchtum und bäuerliche Gepflogenheiten. Wählen wir einige Zitate aus der „Weinlese zu Müllheim“; nach historischer Einleitung (Einführung des Rebstockes in die Oberrheingegend, Horazversen, entsprechende Gepflogenheiten der fränkischen Zeit und was mehr) heißt es: „Im Großherzogthum Baden wird der Weinbau auf den Vorhügeln und selbst in einigen Ebenen längs der ganzen Rheingrenze hin ... noch immer als bedeutender Nahrungszweig betrieben, ja er mag früher wohl noch mehr Land eingenommen haben, als gegenwärtig. Gewöhnlich berechnet man den Flächenraum der heimischen Weinberge auf 74 000 Morgen ... Das Produkt wird, in mittlern Jahren, zu 17 000 Fuder angenommen ... In Hinsicht auf Güte ist er sehr verschieden; dies mag zum Theil von der Verschiedenheit der Lage und des Bodens, zum Theil aber auch von der verschiedenen Art der Kultur herrühren [von den Rebsorten war weiter oben kurz die Rede]. — Einer der vorzüglichsten badenschen Weine wächst im Oberlande, gegen Basel hin. Billig hat daher der Künstler die Scenerie einer Weinlese in diese Gegend, und zwar nach Müllheim versetzt ...“. Das Symptomatische wird von Schreiber so geschickt angegangen, und sowohl dem Bild- als auch dem Textteil muß eingeräumt werden, daß sie beide vielbeachtet wurden und lange Jahre hin Schule mach-

ten, selbst ein Heunisch hat dergleichen noch mitverwendet. „In seinem begleitenden Text fragt Schreiber weniger nach dem künstlerischen Wert der Blätter als nach ihrem Quellenwert...“, konstatiert Röhrich (vgl. o.), was uns freilich in jeder Weise verständlich erscheinen muß: der Volkskundler hat vor dem Ästheten entschieden den Vorrang. Das Altüberlieferte weiß Schreiber so geschickt mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge zu verknüpfen. Auf diese Weise gelingen ihm auch seine Reisebücher.

Anonym erschienen 1793/94 seine „Bemerkungen auf einer Reise von Straßburg an die Ostsee“, gefolgt von den „Streifereien durch einige Gegenden Deutschlands“ (Leipzig, 1795). Schon aus der Zeit heraus sind solche Reiseberichte und -schilderungen von einigem kulturhistorischem Wert. „Es brodeln und gärt in unserm federgewandten Reiseschriftsteller, der manches nicht begrüßen kann, was nicht mit dem rationalistischen Aufklärer und Kulturkritiker [den er damals vorstellte und abgab] durch dick und dünn geht...“ (Biehler, vgl. o.; hingewiesen werden darf auch auf B.s Freiburger Diss. von 1922: „A. Sch. Sein Leben und seine Werke“). In einigem gibt sich unseres Autors Reiseschriftstellerei auch als eine Vorwegnahme entsprechender Persönlichkeiten der nachfolgenden Generation, eines Eugen Huhn oder eines Josef Bader. Allem, was sich unterwegs bietet, wird aufgeschlossen gegenübergetreten, Fakten werden gegeben. Beschreibungen und Darstellungen sachlich genug geboten, doch im Anschluß daran kommt es zu mancherlei Reflexionen und zur Ausbreitung historischer Geschehnisse. Aus dem 1805 erschienenen Bändchen „Baaden in der Markgrafschaft“ hier einige Kurzzitate: „Ich machte gegen Abend eine Promenade nach dem alten Schloße, dem ehemaligen Wohnsitze der Markgrafen von Baaden, welches ein Stündchen von hier im Gebürge sich erhebt. Das meiste ist verfallen, aber auch die traurigen Ruinen geben ein

Bild seiner vormaligen Größe. Eine einzige Zinne ist noch zugänglich — der Weg dahin führt über einen Felsen und ist nicht sehr bequem; desto lohnender ist die Aussicht oben, wo man den Rhein in seinem Schlangenumlaufe, einen großen Theil des Elsaßes, den Straßburger Münsterthurm, eine Menge von Städten und Dörfern — und die erhabene Bergkette der Vogesen vor sich hat.“ Mit dem Stahlstecher Frommel veröffentlichte er nachmalig „Baden-Baden und seine Umgebung“.

Unsere Konzeption kann nicht darauf angelegt sein, Schreibers Werke, wie sie sich u. a. mit „Teutschlands Nationaltrachten“ oder auch mit „Merkwürdigen Gebäuden des Teutschen Mittelalters“ beschäftigen, zu detaillieren. Wir wollten nur aufweisen, wie vielfältig sich Schreibers Publikationen bereits thematisch geben.

Sein bereits oben erwähntes „Handbuch für Reisende am Rhein“ erschien erstmals 1816 (bei Engelmann in Heidelberg). Vorangegangen war eine „Anleitung den Rhein von Schaffhausen... bis Holland zu bereisen“ (1812). In späteren Auflagen werden solche Bände thematisch geradezu systematisch erweitert: neue Nachbarlandschaften finden sich „eingemeindet“, entsprechende Sagen und Gedichte kommen hinzu und bilden ein üppiges Rankenwerk zur Grundsubstanz des Ganzen. Ein separater Band „Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes“ konnte 1819 erscheinen, eine zweite vermehrte Auflage brachte er zehn Jahre später heraus, nochmals zehn Jahre danach wurden die Vogesen in einigem miteinbezogen. In diesem Zusammenhang ist auch Schreibers Herausgeber Tätigkeit zu sehen: ab 1819 erschien das Taschenbuch „Rheinblüthen“, ab 1827 gab er eine „Damen-Bibliothek aus dem Gebiet der Unterhaltung und des Wissens“ heraus. „Miszellen zur Unterhaltung“ waren mit Gedichten, Novellen, belehrenden Aufsätzen, zeitgemäßen Rätseln u. a. verse-

hen. Schreibers Vielseitigkeit, bemerkt auch Oeftering (vgl.o.), ist erstaunlich und geradezu beängstigend in einem.

Geben wir abschließend eine Schilderung unseres Autors durch den Freiherrn von Biedenfeld (im „Stuttgarter Morgenblatt“ von 1859) wieder: „Er war von Mittelgröße, vom Alter schon ein wenig vorwärts gebeugt, mit ziemlich wirrem, graugemengtem Haar, sehr

buschigen Brauen, unter welchem ein Paar graue Augen blickten. . . Die feine kleine Adlernase verstärkte den Ausdruck der sarkastischen Mundwinkel mit den eng geschlossenen Lippen. . .“. Seine Persönlichkeit muß fasziniert haben, sein Wirken verständlicherweise nicht minder; aus dessen Vielfalt einige herauszukristallisieren und zu aktualisieren, war und bleibt unser Anliegen.

Nachtwanderung

*Still ruht im Schlummer schon die Welt.
Am Bach in Schilf und Weiden
der frische Nachttau niederfällt,
und an dem fernen Himmelszelt
der Sterne flimmernd Licht erzählt
von Gottes sel'gen Ewigkeiten.*

*Das ist die Stunde, die ich wähl',
durch Busch und Feld zu streifen,
Denn nächstens wandernd find' ich schnell
den Mond als ehrlichen Gesell'n,
der, so ich ihm mein Leid erzähl',
mir sagt, er könnt' mich gut begreifen.*

*Das Bächlein zieht als silbern Band
und träumt vom frischen Morgen.
Was weiß es von der Menschen Tand,
von Haß und Leid und Unverstand.
Sei ruhig, Herz! In Gottes Hand
und seiner treuen Hut bist du geborgen.*

Theodor Meny

Franz Alexander Böhm

Der erste Badische Kultus- und Unterrichtsminister
nach der Trennung von der Justiz

Engelbert Strobel, Karlsruhe

Als die badische Regierung im Jahre 1911 sich entschloß, die Kultusverwaltung vom Justizministerium zu trennen, wäre es schon verwunderlich gewesen, wenn man nicht den damaligen Ministerialdirektor Dr. Franz Alexander Böhm mit der Leitung des jetzt selbständigen Ministeriums betraut hätte. Schon in den Anfangszeiten seiner beruflichen Tätigkeit war der junge Jurist mehrfach von verschiedenen Außenstellen zur Mitarbeit in das Ministerium abkommandiert und mit Kultusangelegenheiten beauftragt worden. Erst recht nachdem er seit 1899 ganz dem Ministerium angehörte, arbeitete er sich mit zähem Fleiß in die Belange von Schule und Hochschule ein. So sehen wir ihn als maßgebenden Mitverfasser des 1910 vom Landtag verabschiedeten Volksschulgesetzes; außerdem gehörte er schon vor seiner Beförderung zum Minister als Vertreter Badens der alljährlich tagenden deutschen Hochschulkonferenz an. Wie sehr seine Bemühungen um das badische Hochschulwesen auch außerhalb des Landes gewürdigt wurden, entnehmen wir einem Nachruf des bekannten evangelischen Theologen und Philosophen Ernst Troeltsch in der Karlsruher Zeitung vom 10. August 1915, dem damaligen Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden, auf den früh verstorbenen Böhm. Troeltsch hebt hierin ausdrücklich hervor, daß der 1908 verstorbene Leiter des preußischen Hochschulwesens Friedrich Althoff dem Badener Franz Böhm die Nachfolge in seinem Amt anbieten ließ.

Franz Alexander Böhm erblickte — gleichsam als Weihnachtsgeschenk — als Sohn des Kaufmanns Josef Böhm und dessen Ehefrau Julie geborene Kley am 25. Dezember 1861 in Mannheim das Licht der Welt. Der Vater Böhms bekleidete später die Würde eines Vizepräsidenten der Mannheimer Handelskammer. Mit scharfem logischen Verstand ausgestattet, bereiteten dem Jungen Schule und Studienausbildung keinerlei Schwierigkeiten. Anfänglicher Privatunterricht genügte, um ihn 1870 auf den Besuch des Mannheimer Gymnasiums vorzubereiten. Sein Abiturzeugnis vom 20. Juli 1880 enthielt nur die Noten sehr gut und gut und wurde in dem Gesamtergebnis mit sehr gut bewertet. Vom Oktober 1880 bis Oktober 1881 diente er als Einjährig-Freiwilliger beim Grenadierregiment 110. Dem anschließenden Studium der Rechtswissenschaft bis 1884 oblag Böhm an der Universität Heidelberg, unterbrochen 1882/83 von einem Besuch der Berliner Universität. Zu seinen Lehrern gehörte u.a. in Heidelberg der Philosoph Kuno Fischer und in Berlin der Historiker Heinrich von Treitschke und der Volkswirtschaftler Gustav Schmoller. Nach der mit „gut“ bestandenen ersten juristischen Staatsprüfung wurde Böhm am 17. April 1885 zum Rechtspraktikanten ernannt. Im Frühjahr des gleichen Jahres erwarb er sich auch den juristischen Doktorgrad. Die üblichen Anfangsstellungen als Volontär, Gehilfe und Amtsanwalt verbrachte er vom April 1885 bis Mai 1886 beim Amtsgericht Mannheim, danach



Franz Alexander Böhm (1861—1915)

Bad. Gen.-Landesarchiv Karlsruhe

bis August 1886 bei der Mannheimer Staatsanwaltschaft und bis November 1886 beim Amt Mosbach. Daran schloß sich bis Mitte März 1887 eine Volontärausbildung bei dem Mannheimer Fiskal- und Rechtsanwalt Georg Selb an. Nach der Rückkehr zur Staatsanwaltschaft Mannheim gab er weitere Gastrollen beim Bezirksamt Mosbach, dem Bezirksamt Mannheim und schließlich bis Juli 1889 bei der Staatsanwaltschaft Karlsruhe.

In der Zwischenzeit legte er als Drittbester unter dreißig Kandidaten seine zweite juristische Staatsprüfung ab und wurde deshalb am 18. Juni 1888 zum Referendär ernannt. In jener Zeit fand er mehrfach bis Oktober 1891 im Sekretariat des Justizministeriums Verwendung. Selbst als man ihn danach bis September 1892 als Amtsrichter nach Mannheim versetzte, war er die meiste Zeit als Hilfsar-

beiter zum gleichen Ministerium abgestellt. Auch seine folgende Verwendung als Staatsanwalt im Range eines Landgerichtsassessors in Mosbach wurde durch zeitweilige Berufung ins Ministerium unterbrochen. Zwar überstellte man ihn am 26. April 1894 als Staatsanwalt nach Konstanz und ernannte ihn dort am 19. März 1895 zum Landgerichtsrat. Doch auch jetzt glaubte man im Ministerium nicht auf seine Dienste verzichten zu können und holte ihn am 1. März 1897 erneut nach Karlsruhe.

Die Bindung an das Ministerium begann nun festere Formen anzunehmen, als Böhm am 23. Juni 1899 zum Vertreter des Staatsinteresses beim Verwaltungsgerichtshof ernannt wurde. Mit der Beförderung zum Ministerialrat am 1. Oktober 1899 wurde er nun endgültiges Mitglied des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts. Hier war seine Verwendung eine sehr vielseitige, die sich vorwiegend auf kulturelle Belange erstreckte. Am 10. Januar 1906 wurde Franz Alexander Böhm zusammen mit Max Honseß zum Vertreter Badens im Vorstandsrat des Deutschen Museums in München benannt. Nebenbei beauftragte man Böhm am 19. Mai 1909 mit der Funktion eines Ministerialkommissärs beim Oberrate der Israeliten. Die Stellung eines Ministerialdirektors erlangte er am 10. März 1910.

Im Zuge der Neuorganisation der Ministerien wurde Böhm mit Wirkung vom 1. Juni 1911 zum jetzt selbständigen Minister des Kultus und Unterrichts befördert. In seiner gemäßigt nationalliberalen Haltung sah Böhm das Vorbild in dem 1903 verstorbenen Minister Wilhelm Nock, dessen Büste sein Arbeitszimmer schmückte. Eifrig bemühte er sich vor allem um die Gleichstellung der Universitäten Freiburg und Heidelberg, für deren medizinische Einrichtungen er auch mehrfach mit den Oberbürgermeistern Winterer (Freiburg) und Wilckens (Heidelberg) erfolgreiche Verhandlungen führte. Die Einführung des Werkunterrichts in den Schulen

fand seine aktive Unterstützung. Kritisch war allerdings seine Stellungnahme zur Verwendung katholischer Geistlicher im Schuldienst. So gab er auch in der Sitzung der zweiten Kammer des Landtags vom 27. April 1914 eine Erklärung ab, daß er die Berufung eines Priesters in die philosophische Fakultät einer Universität für unverträglich mit dem Wesen dieser Fakultät halte. Trotzdem war er meistens auch in dieser Beziehung auf einen sachlichen Ausgleich bedacht.

In einem Alter, in dem noch viele Arbeitsjahre vor ihm zu stehen schienen, wurde Franz Alexander Böhm vom plötzlichen Tod ereilt. Eine Halsentzündung führte zu einem Geschwür, das sich nach innen öffnete und durch Herzlähmung am 30. Juni 1915 seinem Leben ein unerwartetes Ende setzte. An der Beerdigung durch den Karlsruher Geistlichen Rat und Ehrendomherr Knörzer am 2. Juli 1915 nahmen neben vielen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens u. a. die Großherzogin Luise, Prinz Max von Baden als Präsident der Ersten Kammer, Stadtschulrat Rohrhurst von Heidelberg als Präsident der Zweiten Kammer des Badischen Landtags und Professor Eberhard Gothein als Vertreter der Badischen Historischen Kommission teil. Unter den zahlreichen Beileidsschreiben, die Böhms Personalakten im Badischen Generallandesarchiv angeheftet sind, findet sich auch ein vom 3. Juli 1915 datiertes Schreiben des damaligen Landesvorsitzenden der Badischen Heimat Professor Fischer. Es heißt darin u. a.: „Unserem Verein hat der Verstorbene in diesem Sinne sein stetes Wohlwollen gezeigt, wir haben von ihm die regste Förderung erfahren, ja wir sind nur durch seine wertvolle Mithilfe zu dem großen Aufschwung in den letzten Jahren gelangt.“

Böhm hinterließ neben seiner Frau noch einen Sohn und eine Tochter. Seine Gemahlin Luise, geboren am 6. August 1869 in Villingen, war eine Tochter des Karlsruher Landgerichtsdirektors Emil Fieser und dessen

Frau Luise geb. Ringwald. Sie überlebte ihren Mann um etliche Jahrzehnte und starb im November 1950 in Freiburg.

Von seiten der badischen Hochschulen wurden Böhm fünf Ehrenpromotionen zuteil. Den Anfang machte 1906 die philosophische Fakultät der Universität Freiburg, ihr folgten 1907 die medizinische Fakultät Heidelberg, 1911 die naturwissenschaftliche Fakultät Freiburg und die ingenieurwissenschaftliche Fakultät Karlsruhe und als letzte 1913 die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät Heidelberg. Auch an Ordensauszeichnungen sollte es nicht fehlen. So besaß er vom Zähringer Löwen das Ritterkreuz I. Klasse (1902), das Eichenlaub (1903), das Kommandeurkreuz II. Klasse (1909), den Stern zum Kommandeurkreuz (1911) und das Großkreuz (1912). Ferner wurden ihm verliehen: der Preußische Rote Adlerorden III. Klasse (1905), die Badische Friedrich-Luisenmedaille (1907), der Preußische Kronenorden II. Klasse (1909) und derselbe Orden I. Klasse (1914).

Böhm, der als Einjährig-Freiwilliger im Oktober 1881 als Sekondeleutnant der Landwehr vom Militär abging, hat auch später — wie seinen Personalakten zu entnehmen ist — mit gewisser Regelmäßigkeit seine vorgeschriebenen Reserveübungen absolviert. War es in den Frühjahren 1886 und 1887, im Herbst 1888 und im Frühjahr 1893 das Grenadierregiment 110, bei dem er auch als Einjährig gedient hatte, mit dem er zur Reserveübung einrückte, so bestritt er die Übung vom Oktober 1890 mit dem Grenadierregiment 111.

Bemerkenswerte Aufschlüsse über die volks- und heimatkundliche Tätigkeit des entstehenden Landesvereins Badische Heimat geben übrigens die Briefe, die zwischen 1903 und 1910 der ehemalige Freiburger Bibliothekar Dr. Fridrich Pfaff an Franz Böhm gerichtet hat und die von Ernst Schneider 1959 in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurden.

Wichtiger Hinweis

Liebe Freunde der „Badischen Heimat“!

Der Landesverein Badische Heimat dient durch Herausgabe seines Schrifttums seit Jahrzehnten dem Heimatgedanken und der Heimatpflege. Trotz großer Schwierigkeiten werden wir uns auch weiterhin bemühen, qualitativ anspruchsvolle und drucktechnisch schöne, reich bebilderte Hefte herauszubringen.

Steigende Herstellungs- und Vertriebskosten (Papier, Druck, Postgebühren) haben unsere Aufwendungen beträchtlich erhöht. Deshalb unsere dringende Bitte an Sie: Helfen Sie mit, daß mehr Mitglieder für die Ziele und Interessen unserer „Badischen Heimat“ gewonnen werden. Sie helfen so nicht nur den ideellen Anspruch unseres Vereins weiter auszubauen, sondern auch die finanzielle Basis zu gewährleisten. Führen Sie uns aus Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis neue Mitglieder zu.

Mit herzlichem Dank und freundlichen Grüßen

Landesverein Badische Heimat e. V.

Johann Sebastian Clais (1742—1809)

Mechaniker, Montanist, Salinist,
Unternehmer und Naturalienlieferant
der Markgräfin Caroline Louise von Baden

Gaston Mayer, Karlsruhe

Johann Sebastian Clais, geboren am 28. 2. 1742 in Hausen im Wiesental, verlebte seine Jugend in Badenweiler und erlernte das Uhrmacherhandwerk, wobei er eine außerordentliche Geschicklichkeit an den Tag legte. Die Kunde hiervon drang bis an den markgräflichen Hof in Karlsruhe, so daß Markgraf Carl Friedrich (1728—1811) seine weitere Ausbildung förderte. Nach einer Tätigkeit in Zürich ging er nach Frankreich und England und wurde am 19. 10. 1772 nach seiner Rückkehr zum markgräflich badischen Hofmechanikus ernannt, im Jahr darauf am 22. Juli zum Rechnungsrat. Dazwischen weilte er nochmals in London. Schließlich wurde er als Lehrer der Experimentalphilosophie am Karlsruher Gymnasium angestellt. Eine Lehrtätigkeit scheint er jedoch kaum ausgeübt zu haben, da er noch am 30. 9. 1773 vom Markgraf den Auftrag und die Vollmacht empfing, in den Eisenwerken des Landes Versuche anzustellen und auf mineralische Entdeckungen auszugehen. 1774 wurde er selbst Unternehmer und errichtete in Rastatt eine Fabrik zur Herstellung von Stahl und Verarbeitung verschiedener Metalle. 1778 verlegte er seinen Wohnsitz nach Winterthur, nachdem er dort eine chemische Fabrik gegründet hatte. 1779 bestellte ihn die Republik Bern auf vier Jahre zum Bergwerksdirektor der im unteren Aargau liegenden Eisenerzgruben und 1780 übernahm er die Reorganisation des Salzwerks Aigle. 1782 überließ die Berner Regierung ihren Direktor Clais dem Kurfürsten Karl Theo-

dor von Bayern (1724—1799). Fortan leitete und reformierte er die Reichenhaller und Traunsteiner Saline mit Energie und großer Kühnheit als Oberkommissär und technischer sowie kommerzieller Leiter bis zum Jahre 1806. In einer 1784 in Winterthur erschienenen Schrift „Beiträge zur Salzkunde“ legte er die theoretische Grundlage, auf welche er seine Reformen im Salzsiedewesen aufbaute, nieder. Alexander von Humboldt, der Clais 1792 in Reichenhall besuchte, schrieb später, daß er diesen unter allen theoretischen und praktischen Halurgen offenbar für den ersten halte. 1803 wurde Clais als Generalingenieur der französischen Salinen nach Frankreich berufen, wo er die Salinen Dieuze, Moyenvic und Chateau Salins von Grund aus umbaute. In der Schweiz hatte Clais auch den Abbau der Braunkohlenlager bei Elgg und der Schieferkohle von Käpfnach organisiert. Auch seine Jugendheimat vergaß er nicht und gedachte, die warmen Quellen Badenweilers zum Gebrauch wieder herzurichten.

1807 verfaßte er darüber eine Schrift, betitelt „Badenweyler als Kurort, ein Beitrag zur nähern Kenntnis seiner Umgebungen und besonders seiner lauwarmen Quelle“. Sein Tod am 16. 9. 1809 in seiner Wahlheimat Winterthur zerschlug diese letzten Pläne.

Als Clais im Frühjahr 1773 zum zweitenmal in London weilte, muß er wohl von der Markgräfin Caroline Louise (1723—1783) den Auftrag erhalten haben, ihr von dort Naturalien für ihr Naturalienkabinett zu besor-

gen¹⁾. Möglicherweise war er auch extra zu diesem Zweck dorthin geschickt worden. Jedenfalls schrieb er am 12. 2. 1773 aus London an einen unbekanntenen Legationsrat, vermutlich einen Geschäftsträger der Markgrafschaft in den Niederlanden:

„Gestern Abend erhielt ein Brief von HE Lever²⁾ nebst einem eingeschlossenen an die Durchlauchtigste Marggrävin. Der Inhalt in meinem war, daß sobald er hätte etwas von T. P. der Frau Marggrävin erhalten,³⁾ wolte er ein gegen Collection machen, daß man freude würde darmit haben und nirgends so in Engelland zu haben wäre. Ich wünschte also, daß man es auf das eifertigste schicken würde, weil ich noch hier bin, um die erste Comission gut zu bewerkstellen. Die Derby Stones⁴⁾ wird ich nächsten Mittwoch kriegen welche ich sogleich wird absenden an Euer Gnaden . . . Euer Gnaden gemelten coquillen habe nicht biß heute den Preiß erfahren können . . . Des admireaux & des pavillion d'Orange sind nicht zu bekommen.“

In einem weiteren Schreiben vom 1. März heißt es:

„Die Kisten mit denen Petrificierten Steinen ist nach Rotterdam abgesandt. Ich habe die Liste wie viele Steine an die Durchl. Frau Marggrävin abgesandt, nebst allen Nammen und Preißen bey mir behalten, weil ich sie selbstn über bringen will. Ich bitte Euer Gnaden ganz Unterthänigst die Kisten so geschwind als mögl. abzusenden und einer geschwinden Spedition aller Art zu befehlen, damit ich noch den Empfang darvon hier vernehmen kan, ob alles recht ist. Meine Zeit ist nun sehr kurz und wo ich nicht besondere Befehle kriege, so wird ich biß gegen den 20ten April in Holland seyn. Die Insecten von Halifax sind noch nicht angekommen, ich erwarte sie, fast alle Tag, sobald sie ankommen wird ich sie absenden.“

Von seiner experimentierenden Tätigkeit in Rastatt erfahren wir durch einen Brief an die Markgräfin vom 21. 5. 1775, worin er über die Untersuchung eines „vermeinten Wasser-

blei, welches vom Reichenthal gebracht worden“ berichtet. Nachdem er festgestellt hatte, daß es „nichts Bleyisches wäre“, glaubte er „Platina, das Product eines Peruanischen Gebirgs“ vor sich zu haben. Um die Ursache „eines so fremden Gasts in unserer Zone“ zu begründen, kam Clais auf Vulkanismus und Erdbeben zu sprechen und schreibt: „Es ist doch einmal gewiß, daß die unterirdische Lauffeuer an einem Ort zersthören und ein andren hergegen bereichern. Die Vulcanes der ganzen Erden harmoniren miteinander und sind die Gebährer Neuer Minern, die durch das Erdbeben fortgeführt werden. Folglich ist die Zerstörung eine Geburth für andere“. Schließlic machte er einen letzten Versuch, als wolte er Eisen analysieren und stellte fest, daß das Reichenthaler Mineral Eisenglimmer war.

Vom Salzwerk Aigle schrieb er am 18. 6. 1779 an die Markgräfin:

„Die verlangte untersuchung der Savoischen Salzwercker an mich hatte noch einen glücklichen Ausgang. Da vom König⁵⁾ befohlen worden, mir alle untersuchungen leicht zu machen; so ließ ich durch genugsame Manschaft eine Höhle öffnen, wo ich äußere spuhren genugsam hatte, Steinsalz zu finden, nach 10 Tagen zu Arbeiten wagte ich es durch 14 Zoll öfnung 60 lachter auf dem Bauch hinein zu rutschen, nach ausgestandener viel beschwerlicherer Reiß „als im Erd Manli Loch“⁶⁾ fand ich eine große Kluft, worin das Gestein vollkommen meinem Hofen entsprochen. Ich lies sogleich von denen Salzfeldern sprengen und machte die Proben damit, es gaben mir 100 Pfd. von diesem Salzfeldern 20 Pfd. gutes Küchen Salz, etwas Bittersalz und das übrige war Selenit, Sand etc.. Anstatt nun in Moutier jährlich 16 000 Ctr. Salz gemacht zu haben, wird man durch das Zuthun des Salzsteins die $\frac{3}{4}$ pcto starcke Sohle so bereichern, daß man 200 000 Ctr. wird machen können. Nach deme ich ganz mit meiner Untersuchung zu ende war, so

besuchte den Comte de la Tour zu Pez ,⁷⁾ welcher mir sein Reiches Silber und Bleywerck zeigte. Seit meiner Zurückkunft nach Bern, mußte ich sogleich wiederum abreisen hieher, um ein Neues Salzsiedhaush anzulegen und wo ich vermuthlich den ganzen Sommer und Herbst verbleiben wird.“

Die Markgräfin beglückwünschte Clais in einem Schreiben (Konzept) aus dem „Steinbacher Bad“ (Langensteinbach) im Juli 1779 mit folgenden Worten:

„Des Herrn Claisens glückliche Entdeckung eines Stein Salzes in Moutier hat mich ganz ungemein erfreuet weil ich gedencke, daß es zu seinem Wohlergehn vieles beytragen wird, an welchem ich nie aufhören werde, einen wahren Antheil zu nehmen.“

In einem späteren Schreiben muß sie wohl wegen dort vorkommender Mineralien angefragt haben, denn Clais schrieb ihr am 22. November des gleichen Jahres:

„Da die Natur hiesige Gegenden mit keinem andren Gestein als Kalch, Gips und Talck bereichert, so ist von hier aus nichts für Höchst Dero Cabinet zu offeriren als das seltene Naturproduct de  gewachsenen Schwefels, welcher in durchsichter Gestalt auf der weißen Gips Blende und Talck sich angesetzt; auch gar oft mit gediegenen Salz Christallen verbunden sich darstellt. Solten Euer Hoch F rstl. Durchlaucht nicht schon mit diesem Schwefelproduct versehen sein, so kann ich nach Begehren ein Kistel voll schicken.“

Anmerkungen

¹⁾ Vermuthlich hat Clais schon bei seinem ersten Aufenthalt in England Naturalien für die Markgräfin besorgt, eine Liste „Envoy de Minereaux, de Livres, et d’Estampes Britt. fait en 1768.   S.A.S.Me. la Margre. de Baden“ mit 16 Nummern

„Mineraux et Fossiles“ lässt darauf schließen (Archiv Landessammlungen für Naturkunde)

²⁾ Sir Ashton Lever (1729–1788), Sammler und Begründer eines nach ihm benannten Museums in London.

³⁾ In der Korrespondenz der Markgräfin (Band 80) findet sich folgende

„List of those curiosities & Natural productions, Sr. Ashton Lever can obtain out of the collection of Her Serene Highness the Princess of Baden.

3.1 The whole collection of Marbles found in the Dominions of His-Serene-Highness the Margrave of Baden, consisting of a great number of various kinds. Each piece is of the inclosed seize, (which is the common one). But if Sr. Ashton will have them in another form or seize, he may, on sending a pattern for that purpose.

3.2 Many petrifications of every sort of shells, corals, star, stones, all such petrifications which are to be found in Swizerland. This collection being very numerous, a denomination of each of them shall be made as soon as Sr. Ashton has a mind to, desire some of them.

3.3 All sorts of Agates found in and near our country.

3.4 An Earth of a peculiar sort out of Saxony & call’d there „Terra Miraculosa“.

3.5 Some of that Earth of which the Saxon China is made; it is exter ordinary rare, the Exportation of it being strictly prohibited; some of which the Margrave only obtain’d during the last war which can now no more be had.

3.6 The whole collection of German Butterflies, consisting of near an hundred different species.

3.7 The peculiar Dress of the inhabitants of the different parts of Germany particularly those of the Black Forrest which is already order’d, namely a Mans & a womans dress.

3.8 All the minerals, stones, woods, and other productions of Germany wh-eiter in Her Highness’s collection or not, can nevertheless be procured to Sir Ashton Lever, as soon as he pleases to ask for them.“

⁴⁾ = Amethystfarbene Fluorite der Grafschaft Derbyshire (Derby) – Briefl. Auskunft von Herrn R. J. Cleevly, British Museum (Natural History) London.

⁵⁾ Ludwig XVI. (1774–1792).

⁶⁾ Die Erdmannsh hle bei Hasel.

⁷⁾ Jean-Joseph Comte de la Tour hatte 1760 einen Vertrag zur Ausbeutung der Bleiminen von Peisey (Pez  dürfte eine phonetische Schreibart dieses Namens sein) im französischen Kanton Aime in der Tarantaise abgeschlossen (freundliche Auskunft von Herrn Konservator Hahling, Verein Schweizerische Salzmuseum Aigle).

Schrifttum über Clais

DRAIS, C. W. F. L. v.: Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friederich vor der Revolution. — Bd. 2, 490 S. u. 120 S. Beil. Karlsruhe (Müller) 1818; hier 82/83 Beil!

HELM, J.: Johann Sebastian Clais (1742—1809). Ein vergessenes Genie. — Das Markgräfler Land 29, 12—20, Schopfheim 1967.

HELM, J.: Das bewegte Leben des Johann Sebastian Clais (1742—1809). — Kur- u. Badeblatt Badenweiler, 56, Nr. 26, 5—7, Badenweiler 1968.

HELM, J.: „... ein Tal, ... lachend wie der Frühling!“ — Welt am Oberrhein 8, H. 3, 150, Karlsruhe 1968.

ZIEGLER, G.: Johann Sebastian Clais. — Separatabdruck aus dem Feuilleton des „Landboten und Tagblatt der Stadt Winterthur“, Winterthur 1887.

Archivalien

Generallandesarchiv Karlsruhe. Großherzogliches Familienarchiv, Korrespondenz der Markgräfin Caroline Louise, Bände 19, 36, 40, 47, 49 u. 80.

Prominente Besucher des Karlsruher Naturalienkabinetts im Jahre 1835

Gaston Mayer, Karlsruhe

Im Jahre 1835 besuchten mehrere prominente Naturwissenschaftler das Naturalienkabinetts in Karlsruhe, das damals zwar noch unter der Direktion Carl Christian Gmelins (1762—1837) stand, dessen Geschäfte jedoch schon weitgehend von seinem Assistenten und späteren Nachfolger Alexander Braun (1805—1877) übernommen worden waren. Dieser führte auch die Besucher. Den Anfang machte der preußische Kammerherr und berühmte Geologe und Paläontologe Leopold von Buch (1774—1853) aus Berlin am 13. Juni¹⁾. In seinem Tagebuch²⁾ schrieb er über diesen Besuch:

„Cabinet von Carlsruh. Alle Muscheln.... im gefleckten Sandstein³⁾ von Zweybruck.... by Bubenhausen durch A. Braun gesammelt. *Anomopteris Mougeoti* im Sandstein am Rosengarten bey Durlach, $3\frac{1}{2}$ sehr schöne große *Ostrea*.... ist *Gryphaea* durch starke Depression. Sandstein, schuppig. Nach Brauns Untersuchung sind im Lös nur 2 *Helices arbustora* mit gelb durch *Columschale* bedeckte *umbilicus* und *hispida* klein, flach, 6 Umgänge. *Succinea oblonga* sehr gemein und selten lebend. *S. amphibica*⁴⁾ die gewöhnlichste der nicht im Lös. Außerdem 2 *Pupa* + 3 *Clausilia*⁵⁾. (Auslassungen auf Grund unleserlicher Worte oder Wortteile.)

Vermutlich im September kam der nicht minder bedeutende Paläontologe und Kassier des deutschen Bundestages in Frankfurt am Main Hermann von Meyer (1801—1869) nach Karlsruhe und betrachtete besonders die Versteinerungen des Museums (Mettenius 1882, S. 295). Am 3. Oktober schließlich waren der Professor der Mineralogie

und Chemie Alexandre Brongniart (1770—1847)⁶⁾ und dessen Sohn der Professor der Botanik Adolphe-Theodore Brongniart (1801—1876) sowie der Professor der Entomologie Jean-Victor Audouin (1797—1841), alle aus Paris, zu Gast im Naturalienkabinetts⁷⁾. Braun schrieb am 4. Oktober an seinen Bruder Max (1814—1883) über diesen Besuch (Mettenius 1882, S. 295): „Gestern waren die beiden Brongniart, Vater und Sohn und Audouin hier. Ich führte sie in's Naturalienkabinetts; Audouin war sehr erstaunt über die Oeningere Insekten. Die fliegende Libelle hielt er für einen Ameisenlöwen. Der alte Brongniart durchlief alle Räume unseres finsternen Locals, während ich mit seinem Sohn die Oeningere Pflanzen durchmusterte. Ich habe ihn von allen meinen Bestimmungen so ziemlich überzeugt, obgleich ihm Anfangs die Gleditschiafrucht nicht einleuchten wollte. Von den Oeningere Pflanzen gingen wir zu den fossilen Hölzern über. Da gab es wieder viel zu sehen und zu bereden. Wir haben mehr Schönes, als ich wußte. Sehr interessiert hat sich Brongniart für den ungeheuren Stamm aus dem Murgthal⁸⁾, der ohne Zweifel einer Conifere angehört“.

Alexandre Brongniart vermerkte in seinem Tagebuch⁹⁾ (aus dem Französischen):

„Um 1 Uhr kommen wir in der Stadt an, breite Straßen, saubere und neue Häuser, regelmäßige Gebäude, ehrbar und kalt. Im Englischen Hof. Wir gehen sofort zu Herrn Alexander Braun, Professor der Botanik, dann zum Botanischen Garten, dann zum Naturalienkabinetts, welches ein Beispiel bietet der größten Anhäufung von Objekten



Leopold v. Buch

Leopold von Buch, Bleistiftskizzen von Carl Brunner von Wattenwil

Staatsarchiv Basel



Leopold v. Buch

ohne irgend ein wissenschaftliches Ansehen in den Fächern, d.h. ohne Classifizierung, ohne Sach- oder Ortsbezeichnung¹⁰). Es gibt unterdessen viele gute Dinge, besonders die Versteinerungen von Öhningen und fossiles Holz, ganz verkieselt.“

Am 8. Oktober schrieb Braun wiederum an seinen Bruder aus Baden-Baden, wo er zur Kur weilte¹¹) (Mettenius 1882, S. 296):

„Heute war der Herr Buckland¹²) da mit seiner Frau und noch einem Reisegefährten, Dr. Robertson¹³), einem recht ehrwürdigen alten Engländer, gleichfalls Geognost¹⁴).“

Obwohl ein Besuch des Museums nicht ausdrücklich vermerkt ist, dürfte an einem solchen nicht zu zweifeln sein, zumal unter den Zugängen dieses Jahres folgende von Buckland gespendete Fossilien in den Einganglisten angeführt werden:

„5 Coprolithen von *Ichthyosaurus* aus dem Lias von Lime regis, 2 Coprolithen von *Me-*

galichthys aus dem Steinkohlengebirge von Edinburgh, 1 *Ptychodus*-zahn (Gipsabguss) aus der englischen Kreide und 1 *Pholas papyracea*“.

Anmerkungen:

¹) Im Karlsruher Intelligenz- und Tage-Blatt vom 14. 6. 1835 ist unter der Rubrik „Fremde. In hiesigen Gasthäusern“ eingetragen: „Im goldenen Kreuz..... Herr von Buhl, K. Preuß. Kammerherr von Berlin“. Zweifellos ist Leopold von Buch gemeint.

²) Im Museum für Naturkunde an der Humboldt-Universität Berlin. Die Mitteilung verdanke ich den Herren Dr. Jaeger und Dr. Heinrich.

³) Sandige Fazies des Unteren Muschelkalks.

⁴) = *Succinea putris* L.

⁵) Braun beschäftigte sich damals intensiv mit rezenten und fossilen Mollusken und so mag er seinem Gast diese besonders eingehend vorgeführt haben.

6) Die Beziehungen Brauns zu Alexandre Brongniart waren schon älter. Bereits 1833 erschien in den „Annales des Sciences Naturelles“ ein Aufsatz Brongniarts „Notice sur une Conifère fossile du terrain d'eau douce de l'île d'Iliodroma“, worin dieser auch *Taxodium europaeum* von Öhningen erwähnt und dazu vermerkt: „Un échantillon de cette dernière localité est conservé dans le cabinet de Carlsruhe, et j'en dois un dessin à l'obligeance de M. Al. Braun“.

7) Das Karlsruher Intelligenz- und Tage-Blatt vom 4. 10. 1835 bringt wiederum eine Notiz mit den völlig verstümmelten Namen der französischen Besucher: „Im englischen Hof.... Herr Bronquiant, Professor v. Paris, Hr. Brongmann, Professor daher. Hr. Audomny, Professor daher“!

8) Irrtum Brauns, der Fundort des Stammes ist Schallodenbach (Pfalz), siehe Mayer 1971.

9) Die Mitteilung verdanke ich Herrn Conservateur en chef Yves Laissus, Muséum d'Histoire naturelle Paris.

10) Zahlreiche Mineralien der alten Bestände des Museums sind heute noch mit Originaletiketten Gmelins versehen. Das Urteil scheint demnach zumindest was das Fehlen von Etiketten betrifft nicht gerechtfertigt. Doch war Manches im Museum zweifellos reformbedürftig, jedoch konnte Braun, wie Mettenius (1882, S. 247) schreibt „aus Rück-

sicht auf Gmelin, der sehr an allen alten Einrichtungen hing, die ihm nötig scheinenden Neuerungen nicht einführen“, so daß ihm die Arbeit am Kabinett zu Lebzeiten Gmelins weniger Befriedigung gewährt habe.

11) Im Badeblatt vom 21. 10. 1835 ist vermerkt: „Bei Frau Postexpeditor Zimmer Hr. Braun, Professor aus Karlsruhe, mit Gattin“.

12) William Buckland (1784–1856), Professor für Mineralogie und Geologie in Oxford.

13) Dessen Personalien konnten nicht ermittelt werden. Eine Anfrage in Oxford blieb leider unbeantwortet.

14) Das Badeblatt vom 11. 10. 1835 vermerkt: „In der Sonne (Au soleil d'or). Dr. Robertson und Me Ruckland aus England“. Beide Badeblattauszüge verdanke ich Frau M. Fuss, Baden-Baden.

Schrifttum:

MAYER G. Ein Koniferenstammstück (*Dadoxylon* sp.) aus dem Rotliegenden der Pfalz als Relikt des Naturalienkabinetts der Markgräfin Caroline Louise von Baden. — Aufschluß 22, 69–71, Heidelberg 1971.

Mettenius C. Alexander Brauns Leben nach seinem handschriftlichen Nachlaß. Berlin 1882.

*Eine erfreuliche Mitteilung für
alle Mitglieder, Freunde und
Förderer unseres Vereins*

Für Geldspenden,

die Sie künftig dem Landesverein Badische Heimat e. V. zuwenden wollen, erhalten Sie ab sofort eine

steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung!

Dabei ist zu beachten, daß steuerabzugsfähige Spenden **nicht direkt** an unseren Verein gezahlt werden können, sondern nur auf das **Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Brsg. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg i. Brsg.**

So wirds gemacht:

Sie zahlen oder überweisen Ihre Spende auf obiges Konto mit dem Vermerk: „Spende Badische Heimat“

Das städt. Kassenamt der Stadt Freiburg wird nach Eingang der Gutschriftanzeige Ihnen unverzüglich eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung direkt zusenden Ihre Spende unverzüglich auf das Konto des Landesvereins Bad. Heimat überweisen. (Das Vereinskonto ist dem städt. Kassenamt bekannt.)

Nicht vergessen werden darf:

Name und Postanschrift des Spenders auf dem Einzahlungs- bzw. Überweisungsformular angeben, damit Ihnen die Spendenbescheinigung zugeschickt werden kann, sowie die Angabe „Badische Heimat“, damit die Spende auf das Konto unseres Vereins überwiesen werden kann.

Und bedenken Sie:

Mit jeder Spende unterstützen Sie aktiv die anerkannte kulturelle Arbeit unseres Vereins und sein Wirken für die Heimatpflege!

Machen Sie von dieser Möglichkeit regen Gebrauch!

Dafür dankt Ihnen herzlich der Landesverein Badische Heimat e. V.

Ludwig Wilhelm Otto, Graf von Mosloy (1754—1817)

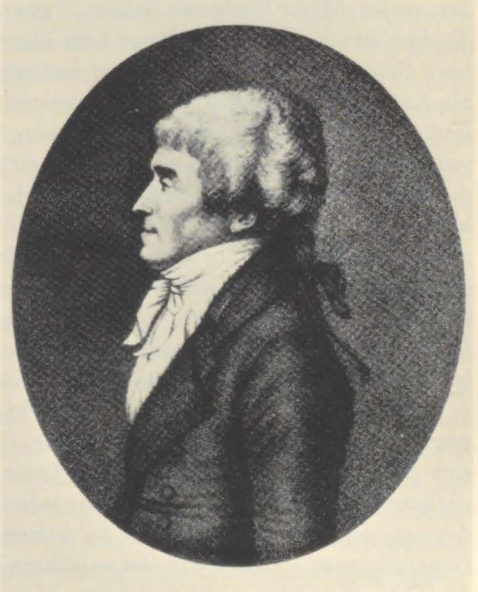
Ein französischer Diplomat aus Kork

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer

Das historisch-topographische Ortslexikon „Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Kehl“¹ verzeichnet im Abschnitt Kork als berühmte Persönlichkeit neben dem Dekan Gottlieb Bernhard Fecht, Mitglied des 1. Badischen Landtages, den russischen General Oppermann. Ludwig Carl Wilhelm Oppermann wurde am 12. November 1764 in Kork als Sohn des aus dem Fürstentum Halberstadt stammenden Johann Friedrich Oppermann (1719—1781) und der Friederica Franzisca Sophia Wildermuth, Tochter des Landsehreibers des Amtes Willstätt, geboren. Seine fürstliche Taufpaten, Prinz Ludwig und Prinzessin Carolina von Hessen-Darmstadt, verdankt er der Tätigkeit seines Vaters, der von 1758—60 Hofprediger und Privatlehrer am Hofe in Buchweiler, dann Pfarrer in Kork und Superintendent der Ämter Willstätt und Lichtenau bis zu seinem Tode war.²

Karl Iwanowitsch Oppermann trat 1789 im Alter von 25 Jahren in die russische Armee ein und gehörte ihr bis zum Jahre 1823 an. Er nahm an den Feldzügen in der Schweiz, in Frankreich und am vaterländischen Krieg 1812 in Rußland teil. Von seiner Frau Karoline Kelchen ist nur bekannt, daß sie 1831 starb.³

In französischen Diensten stand der 10 Jahre jüngere Ludwig Wilhelm Otto, der am 7. August 1754 in Kork geboren wurde.⁴ Er stammte aus der 2. Ehe des Justus Jakob Otto mit Sophie Dorothea Schöne. Die Familien standen in verwandtschaftlicher Beziehung: Justus Jakob war in 1. Ehe mit Salome



Ludwig Wilhelm Otto, Graf von Mosloy

Bassy verheiratet, und Sophie Dorothea stammte aus der 2. Ehe ihres Vaters Johann Michael Schöne, Pfarrer in Rheinbischofsheim, mit Catharina Bassy, der anderen Tochter des Regierungsrates und Amtmannes Ludwig Bassy († 24. 4. 1747). Daß gelegentlich auch Straßburg als Geburtsort genannt wird, geht auf eigene Angaben von Otto zurück.⁵ Seine großzügige Behauptung leitete er wohl von der Tatsache ab, daß sein Großvater, wie meine Nachforschungen ergaben, aus einer alten Straßburger Familie stammte.

Hofrat Justus Jakobus Otto, Amtmann der Ämter Lichtenau und Willstätt

Lokalisiert werden konnte die hessische Herkunft des Vaters Justus Jakobus, der am 29. März 1715 in Gießen auf die Welt kam. Großvater Johann Sebastian, 1686 in Straßburg als Sohn des gleichnamigen Lederhändlers geboren⁷, hatte in Gießen studiert, sich dort als Advokat niedergelassen und 1709 in Darmstadt Maria Catherina Juliana Passer, Tochter des hessischen Hofrates Justi Eberhard Passer, geheiratet.⁸ Aus seiner Stellung als Kanzler des Landgrafen von Darmstadt und später als Hessen-Hanau-Lichtenbergischer Geheimrat in Buchweiler ergaben sich die Berufschancen für seinen Sohn Justus Jakobus, der zunächst von 1724–26 das Pädagogium in Darmstadt besuchte. 1732 wurde er an der Universität Gießen⁹ und 1735 in Göttingen immatrikuliert,¹⁰ wo er 1736 seine Dissertation verteidigte.¹¹ 1742, dem Geburtsjahr seines Sohnes Johann Ludwig, ist der hochfürstl. Hanau-Lichtenbergische Rat noch Amtsassessor. Bald darauf mußte er sich als Amtmann wegen der großen Quartierlasten herumschlagen, die insbesondere das ungarische Husarenregiment des kaiserl. Generalleutnants Baron von Trips während des Österreichischen Erbfolgekrieges verursachte.¹²

An vier früh verstorbene Kinder erinnert heute noch in der evang. Kirche von Kork ein Grabstein, den er 1761 auf dem alten Friedhof errichten ließ.¹³ Geschwisterlich vereint ruhten dort Franciscus (1755–56); Francisca Dorothea (1752–58), die ihre Namen nach den Frauen der beiden Landschreiber, Maria Dorothea Schulmeister und Anna Francisca Wildermuth, erhielt; Samson (1759), nach dem Taufpaten Freiherr Samson von Ratsamhausen, und Carolus (1757–61), nach dem Freiherrn Carl von Dungern, kaiserl. General der Infanterie, benannt. Am 2. März 1762 folgte Justus Jakobus ihnen nach. Die Todesurkunde unter-

schrieben seine erwachsenen vier Söhne Ludwig als Jurastudent, Friedrich Christian als Lieutenant de Nassau, Carl Sebastian als Etudiant en belles lettres und Justus Jakobus als Juris cultor.

Ludwig Wilhelm Otto

Ludovicus Wilhelmus Otto ließ sich am 28. März 1760 — ein Jahr vor Goethe — an der philosophischen Fakultät der Universität Straßburg immatrikulieren.¹⁴ Besonderen Wert legte er auf das Studium der Geschichte des öffentlichen- und Lehnsrechtes sowie von Fremdsprachen. Er beteiligte sich aktiv an der von dem Dichter Jakob Michael Lenz ins Leben gerufenen „Deutschen Gesellschaft“ und hielt bei ihrer Eröffnung am 2. November 1775 einen Vortrag über die „Unvollkommenheit der Kriminalgesetze“, in dem er sich anhand aktueller Fälle mit barbarischen Strafgesetzen auseinandersetzte.¹⁵ Mit dem Abschluß des juristischen Studiums im Januar 1777 begann sein Eintritt in die diplomatische Laufbahn als Privatsekretär des zum frz. Gesandten in München ernannten Chevalier de la Luzerne, dem er aufgrund seiner Kenntnisse von der Universität einstimmig empfohlen worden war. Es ist hier nicht möglich und auch nicht beabsichtigt, eine Biographie im Rahmen der frz. Außenpolitik zu bringen, die der Verfasser gesondert vorbereitet.¹⁶ Aber es sollen wenigstens knapp die beruflichen Etappen eines Mannes skizziert werden, den der Historiker Otto Brandt als den vielleicht begabtesten Diplomaten bezeichnete, den Frankreich nach dem Ende der Monarchie nächst Talleyrand — übrigens beide vom gleichen Jahrgang — besitzen hatte.

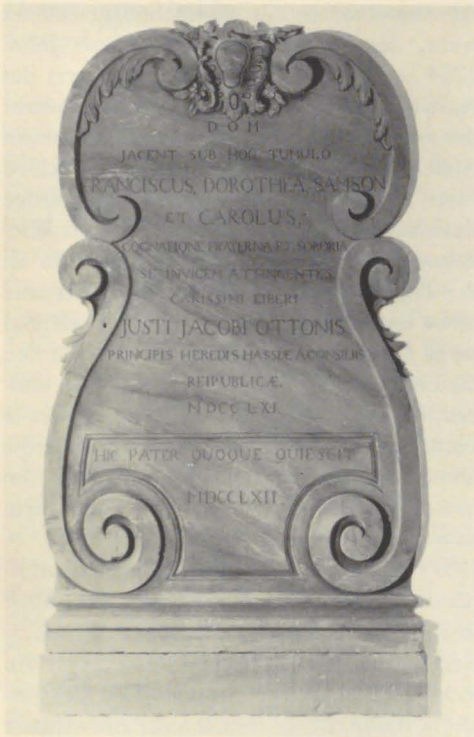
Als Luzerne im Herbst 1770 in die Vereinigten Staaten reiste, um dort die Nachfolge des frz. Gesandten de Gérard in Philadelphia anzutreten, nahm er Otto wieder als Privatsekretär mit. Nachdem dieser 1785 als Nachfolger von Barbé-Marbois zum Legations-

sekretär ernannt worden war, wurde er sowohl nach der Abberufung des Chevalier de la Luzerne als auch von dessen Nachfolger Graf von Moustier jeweils als Chargé d'affaires beauftragt. Seine neue, nun gesicherte Stellung erlaubte ihm eine Verbindung mit „einer der besten Familien Amerikas“; er heiratete die Tochter des Pierre van Brugh-Livingston, die aber bald darauf starb. Der Witwer entschloß sich zu einer neuen Ehe; die kirchliche Trauung mit der Tochter des frz. Konsuls Saint-John de Crèvecoeur fand am 13. April 1790 in New York in Anwesenheit des Staatssekretärs Thomas Jefferson statt. Die Ernennung des Chevalier de Ternant zum neuen Gesandten mag mit dazu beigetragen haben, daß er im Dezember 1792 nach Frankreich zurückkehrte, wo er sich beim Außenminister Le Brun-Tondu um das Amt eines Abteilungschefs bewarb. Am 29. 1. 1793 wurde er an Stelle von Hugues-Bernard Maret, dem späteren Herzog von Bassano, der in einer Mission nach England geschickt wurde, zum Chef der 1. politischen Abteilung ernannt. Im Jahr darauf erhielt er einen deutschen Landsmann zum Kollegen: den Schorndorfer Pfarrersohn Karl Friedrich Reinhard,¹⁷ der Anfang Februar 1794 die dritte Abteilung übernahm, so daß nun von den drei Divisionschefs zwei deutscher Herkunft waren, die beide den Girondisten nahestanden. Am 26. Juli wurden gegen die drei Abteilungsleiter Otto, Colchen und Reinhard Vorführungsbefehle erlassen, doch der Sturz Robespierres tags darauf bedeutete für sie die Rettung. Am 2. November wurde Otto wirklich verhaftet und in das als Gefängnis dienende Palais Luxembourg in Einzelhaft überführt. Er konnte anscheinend die gegen ihn erhobenen Vorwürfe entkräften, und dank der Fürsprache des ihm befreundeten ehemaligen Außenministers Deforgues und des Kommissars für auswärtige Beziehungen Miot beim allgemeinen Sicherheitsausschuß wurde er im Dezember aus der Haft entlassen. Er nahm auch weiterhin sein

Amt im Rahmen des Wohlfahrtsausschusses wahr, dem nach den Dekreten vom Jahre 1794 auch die Befugnisse des Ministers des Auswärtigen zustanden. Mit dem Amtsantritt des vom ersten Direktorium ernannten neuen Außenministers Charles Delacroix schied Otto aus dem Ministerium für auswärtige Beziehungen aus. Da seiner Bitte um Wiederverwendung, die er am 7. Juli 1796 an den Direktor Reubell richtete, von Delacroix nicht entsprochen wurde, und er offenbar keine Chance sah, in absehbarer Zeit in den diplomatischen Dienst zurückkehren zu können, kaufte er sich gegen Ende des Jahres in Leches bei Lagny an der Marne eine kleine Domäne. Ihre Bewirtschaftung konnte ihn natürlich keineswegs befriedigen. Nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor V (4. 9. 1797) brachte sich Otto bei dem neuen Direktor Merlin (Douai) wiederum vergeblich in Erinnerung. Die entscheidende Wendung erfolgte nach der Ernennung von Sieyès am 8. Mai 1798 zum außerordentlichen Gesandten in Berlin, wo er Preußen für eine Allianz gewinnen sollte. Sieyès, der Otto auch dienstlich aus seiner Zeit als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses kannte und für seine Mission einen versierten und einen deutsch sprechenden Mitarbeiter benötigte, erlöste ihn aus seiner deprimierenden beruflichen Untätigkeit. Seine Ernennung zum 1. Legationssekretär erfolgte am 15. Mai 1798, und einige Wochen später nahmen beide ihren Dienst in Berlin auf.

Nachdem Sieyès am 16. Mai 1799 vom Rat der Alten an Stelle des ausgeschiedenen Reubell zum Mitglied des Direktoriums gewählt wurde, verließ er am 24. Berlin und ließ Otto als Geschäftsträger zurück. Die Zusammenarbeit mit Sieyès eröffnete Otto eine glänzende Karriere.

Napoleon bekundete seit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire den Franzosen und dem Ausland gegenüber seinen Willen und seine Bereitschaft zum Frieden. Da er vordringlich an einem Vertrag mit England interessiert



Grabstein in der ev. Kirche in Kork

Foto: Helmut Schneider, Kork

war, suchte er eine geeignete Persönlichkeit, die in London Friedensverhandlungen diplomatisch vorbereiten sollte. Auf Empfehlung von Sieyès, der damals der konsularischen Vollzugskommission angehörte, wurde Otto mit dieser außerordentlich bedeutsamen Mission betraut. Da der englische Außenminister Lord Grenville Beziehungen zu Frankreich ablehnte, schickte man Otto zunächst in der Funktion des Kommissars für den Austausch der französischen Kriegsgefangenen am 22. November 1799 als Nachfolger von Nion nach England. Nach einem Zwischenaufenthalt in Den Haag trat er im Januar 1800 sein Amt in London an. Am 20. August wurde er von Bonaparte bevollmächtigt, einen allgemeinen Waffenstillstand zwischen Frankreich und Großbritannien einzuleiten und abzuschließen. Aber erst nach dem Rück-

tritt¹⁸ des jüngeren Pitt im Februar 1801 und der Bildung eines neuen friedenswilligen Kabinetts wurde die Bahn frei für Verhandlungen,¹⁹ die mit der Unterzeichnung der Präliminarien des Friedens vom 1. Oktober 1801 durch den britischen Außenminister Lord Hawkesbury und Otto erfolgreich abgeschlossen wurden.²⁰ Otto wurde am 30. November 1801 zum bevollmächtigten Minister am Hof von London ernannt, aber die restlichen Verhandlungen bis zum Abschluß des Friedens von Amiens vom 25. März 1802 übertrug Bonaparte seinem Bruder Joseph. Ende Mai 1802 wurde der General Andréossy zum Gesandten bei der britischen Majestät und am 7. Juni Otto zum Gesandten bei den Vereinigten Staaten ernannt. Otto schlug diese Ernennung ab; er wurde am 17. November vor der Eröffnung der neuen Session des Parlaments aus London abberufen. Dem Vertrag von Amiens, zu dessen Zustandekommen Otto kraft seiner Persönlichkeit so viel beigetragen hatte, war kein langes Leben beschieden. Am 16. Mai 1803 verkündete eine königliche Botschaft den Abbruch der Beziehungen zu Frankreich. An diesem Tag begann für Otto mit der Ernennung zum Gesandten in München ein neuer Abschnitt seiner Laufbahn, deren Höhepunkt wiederum mit einem für Frankreich wichtigen Vertragsabschluß verknüpft ist: dem Allianzvertrag von München (Bogenhausen) vom 24. 8./23. 9. 1805, der von dem bayerischen Minister Baron von Montgelas und Otto unterzeichnet wurde. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er mehrfach von Napoleon ausgezeichnet. Dieser machte ihn am 16. 11. 1805 zum Staatsrat, ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion und verlieh ihm den Titel comte de Mosloy (nach dem Otto gehörigen Gut Mosloy bei la Ferté-Milon). Außerdem wurde er 1808 mit dem Großkreuz des Ordens der bayerischen Krone pour le mérite civil dekoriert. Im Januar 1810 trat Otto einen neuen Posten als Gesandter in Wien an, wo schon im Fe-

bruar seine Verhandlungen mit Metternich über die Heirat Bonapartes mit der Erzherzogin Marie Louise begannen.

Der Kaiser berief ihn am 25. Januar 1813 in den Staatsrat und unterrichtete am gleichen Tag Franz I. von der Ernennung des Grafen von Narbonne zum Nachfolger von Otto, der am 21. März Wien verließ. Er kehrte nach Paris zurück und nahm an der Arbeit des Staatsrates teil.

Eine Mission als Generalkommissar, die Otto während des alliierten Winterfeldzuges von 1813/14 angenommen hatte und die ihn im Januar 1814 nach Mainz führen sollte, mit der Ermächtigung in Trier zu residieren, konnte er wegen der militärischen Entwicklung nicht mehr durchführen. Er kehrte bald darauf wieder nach Paris zurück. Nach der Rückkehr der Bourbonen wird er als außerordentlicher königlicher Kommissar in den 21. Militärabschnitt geschickt. In einem Aufruf vom 6. Juni 1814 warb er nun bei den Franzosen um Vertrauen für Ludwig XVIII., aber nach der Rückkehr Napoleons im März 1815 stellt er sich ihm als Unterstaatssekretär im auswärtigen Dienst unter Minister Caulaincourt zur Verfügung. Nach dem Ende der „Herrschaft der hundert Tage“ erhielt er von der provisorischen Regierung den Auftrag, in England sicheres Geleit für Napoleon zu erwirken, der sich in die Vereinigten Staaten begeben wollte. Seine Mission scheiterte schon in Calais, da das englische Kabinett sich auf die Mitentscheidung der Alliierten über das Schicksal Napoleons berief und ihm keinen Paß ausstellte. Nach dem erneuten Regierungswechsel wurde er von den Bourbonen aus Paris verbannt. Schließlich erhielt er wieder die Erlaubnis, nach Paris zurückzukehren, wo er am 9. November 1817 starb.

Amtsschaffner Carl August Hannibal Otto

Auch nach dem Tode des Amtmannes Justus Jakobus Otto im Jahre 1762 wirkten in den

Korker Amtsstuben Beamte des gleichen Namens weiter. Die Erwähnung eines Amtmannes Otto, der bei den Unruhen im August 1789 aus Kork fliehen mußte,²¹ und eines Amtsschaffners Otto²² lassen verwandtschaftliche Beziehungen vermuten. Die Klärung dieser Frage ergab folgenden Sachverhalt.

1768 bewarb sich der Amtsschreiberei-Skribent Otto um eine freigewordene Stelle der Kirchenjustifikatur, offenbar ohne Erfolg, denn am 4. November 1771 wurde er zum Kabinettskanzlisten ernannt und am 22. 6. 1773 erhielt der Kabinettsregistrator Otto die Amtsschaffnerstelle des Amtes Willstätt in Kork.²³ Dank dieser neuen Position konnte der Amtsschaffner Carl August Otto am 10. 8. 1773 in Pirmasens Johanna Dorothea Wilhelmina Lanz, Tochter des Hofschneiders Johann Kaspar Lanz heiraten. Er war der Sohn des Christian Heinrich Otto aus Ottdorf (Kursachsen) und der Anna Maria Faul, Witwe des Hanau-Lichtenbergischen Regierungsrates Christian August Rehfeldt. Christian war Anfang Januar 1742 aus dem Pirmasenser Regiment „Erprinze“, dem er 1741 beigetreten war und dem er als Leutnant und Kapitän angehörte, bereits wieder strafentlassen worden.²⁴

Aus der Ehe von Carl August mit J. D. W. Lanz kamen in Kork vier Kinder zur Welt: Susanne Wilhelmine (23. 6. 1774), die später den Landphysiker Ludwig Kobelt heiratete; Friedrich Carl (13. 9. 1775), später Kaufmann in Westindien; Carl Reinhard Gottfried (14. 3. 1778) und Caroline Louise (23. 4. 1784).

Carl August starb am 11. 11. 1805 in Kork als kurfürstlicher Amtskeller des Amtes Willstätt in Kork.

Eine größere Familie in Kork gründete sein Sohn Carl Reinhard, der als Hessen-Hanauischer Amtsrat im Jahre 1802 beim Übergang der Ämter Lichtenau und Willstätt an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden in badische Dienste trat. Seine Frau Luise Friede-

rica Charlotte war die Tochter des ehem. Hessen-Hanauischen Amtmannes und Regierungsrats Philipp Jakob Kappler, der bei der förmlichen Übergabe der beiden Ämter am 29. 11. 1802 als Oberbeamter die Grafschaft Lichtenberg vertrat und als Obervogt des Oberamtes Bischofsheim in badische Dienste übernommen wurde. Sie schenkte in den Jahren von 1807 bis 1817 sieben Kindern das Leben. Unter den Taufpaten finden wir nun weniger Beamte, wenn auch in den letzten Jahren der Amtmann Konrad Rettig in Kork mehrmals die Patenschaft für die Kinder des Großherzoglichen Domänenverwalters übernahm, aber es treten schon einige Kaufleute, Apotheker und schließlich der Spediteur Gottlieb Hüttschmid auf, der 1817 als „Besitzer des hiesigen Kupferwerkes“ genannt wird. Die ehemaligen Amtsgebäude und stattliche Gehöfte zeugen noch heute von der Bedeutung des ehemaligen Amtesortes.

Anmerkungen:

¹ Herausg. vom Historischen Verein für Mittelbaden, 1964.

² G. Ch. Schildberg, *Le Pastorat du comte de Hanau-Lichtenberg de 1618—1789*, Tome II, 1979. Dort auch Angaben über den um 1642 in Görlitz geborenen Pfarrer Georg Otto, der von 1676—1678 Pfarrer in Kork war.

³ Frdl. Mitt. der Hauptarchivverwaltung beim Ministerrat der UdSSR, Moskau, 29. 5. 1979.

⁴ Die Daten über die Sippen Otto in Kork sind den Kirchenbüchern des evang. Pfarramtes Kork entnommen.

⁵ Archives du Ministère des Affaires étrangères, Paris. Personnel, 1. Série Re liée, vol. 55. Dem Archiv sei für seine frdl. Unterstützung besonders gedankt.

⁶ Otto Stumpf, *Das Gießener Familienbuch (1575—1730)*, II. Teil, Gießen 1974

⁷ Archives de la ville de Strasbourg. Taufbuch St. Thomas.

⁸ Frdl. Mitt. der Evang. Gesamtgemeinde Darmstadt v. 29. 3. 1979.

⁹ Universitätsarchiv Gießen, frdl. Mitt. v. 26. 7. 1979.

¹⁰ Universitäts-Archiv Göttingen, frdl. Mitt. v. 19. 3. 1979.

¹¹ Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (Dr. Wolf) v. 28. 4. 1978. Dem Archiv bin ich auch für weitere Hinweise zu Dank verpflichtet.

¹² Ludwig Lauppe, *Die Pirmasenser Grenadiere*. In: *Die Ortenau* 37 (1957), S. 88.

¹³ Frdl. Hinweis von Helmut Schneider, Kehl-Kork.

¹⁴ Die alten Matrikel der Universität Straßburg 1621—1793, bearb. von Gustav C. Knod, I. Band, S. 79.

¹⁵ Johann Froitzheim, Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goethe-Forscher. In: *Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen*, X. Heft, 1889, S. 43 ff. Zu diesem Thema auch Johannes Werner, *Literarische als gesellschaftliche Form*. Heinrich Leopold Wagner, „Die Kindermörderin. Ein Trauerspiel“. Eine Interpretation. Diss. Freiburg 1976.

¹⁶ Auf Literaturhinweise wurde deshalb hier weitgehend verzichtet.

¹⁷ Vgl. Robert Marquant, Karl Friedrich Reinhard, Diplomat und Schriftsteller. In: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken*, herausg. von Robert Uhlant, Stuttgart 1977.

¹⁸ Pitt war in den ersten Wochen des Jahres noch nicht gestorben († 23. 1. 1806), wie J. F. Bernard, Talleyrand, 1979 (dt. Übersetzung), S. 263, meint.

¹⁹ Zu korrigieren bei Jean Tulard, Napoléon, 2. Aufl. Tübingen 1979, S. 165: Otto wurde nicht erst nach der Abdankung von Pitt zugunsten von Addington als Antwort Napoleons nach London geschickt, sondern war schon ein Jahr dort.

²⁰ Zu korrigieren bei Bernard, a. a. O. S. 264: Der Vorvertrag wurde nicht von Joseph, Bonapartes ältestem Bruder, unterzeichnet; das war erst beim Friedensvertrag von Amiens der Fall.

²¹ Johannes Beinert, *Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls*, Kehl 1909, S. 307.

²² Hans Georg Zier, *Studien zur Agrargeschichte des badischen Hanauerlandes besonders im 17. und 18. Jahrhundert*. Diss. Freiburg 1951, S. 158.

²³ Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, 21. 3. 1979.

²⁴ Frdl. Mitt. der Stadtverwaltung Pirmasens — Standesamt — v. 5. 3. 1980. Erscheint im Kirchenregister als „Hauptmann in der Schweiz“, trat aber möglicherweise wieder in ein Pirmasenser Regiment ein, da seine Witwe noch 1763 eine Erziehungsbeihilfe für den jüngsten Sohn Franz Alexander Victor, Konditor, erhält.

Heidelberger Tage eines Frühvollendeten

Lili Febrle-Burger, Heidelberg

Otto Braun, der Frühvollendete (1897 bis 1918) war der einzige Sohn von Dr. Heinrich Braun, eines warmherzigen väterlichen Freundes meiner Eltern. Dieser genoß damals als sozialwissenschaftlich engagierter, weitsichtiger Politiker im öffentlichen Leben ein großes Ansehen. Der Kriegstod seines Sohnes Otto löste durch die 1920 herausgegebenen „Schriften eines Frühvollendeten“ noch nachträglich eine allgemeine Bestürzung in Deutschland aus, denn diese nachgelassenen Briefe und Tagebücher zeugten, wie der Historiker Georg W. F. Hallgarten in seinem 1969 erschienenen Buch „Als die Schatten fielen“ hervorhob, „von einer geistigen Reife und seelischen Tiefe ohnegleichen.“

Otto, der Sohn der Brauns, so schreibt der Historiker, „schien — ohne daß man es zunächst allgemein wußte — zum Führer meiner Generation geboren. Als er, erst zwanzig Jahre alt, im April 1918 in Frankreich fiel, stellte es sich heraus, daß der Verlust dieses jungen Mannes, in dem die Natur schon rein äußerlich ein vollkommenes Werk geschaffen hatte, für Deutschland nicht zu ersetzen war ...“. Die Trauer um den Sohn hatte in den gütigen Zügen seines Vaters erschütternde Spuren hinterlassen. Man vermochte nur betroffen von dem melancholischen Ausdruck seiner Augen in das zerfurchte, feinnervig reagierende Gesicht zu blicken.

Bereits 1916, zwei Jahre vor Ottos Kriegstod, hatte er seine über alles geliebte Frau verloren, die nach Goethes Lili genannte Lily Braun, geborene Kretschmann, deren bildschöner Großmutter Jenny von Gutstedt, einer Geliebten von Napoleons Bruder Jérôme, dem „Bruder Lustig“ von Westfalen, auch der schon fast achtzigjährige Goethe

1828 ein neugriechisch abgefaßtes Liebesgedicht widmete:

„Wenn der Fluß die Pfade bricht
ich zum Nachen schreite
Leite, liebes Himmelslicht
mich zur anderen Seite.“

Lily, Jennies Enkelin, die deren Schönheit geerbt hatte, war als eine der bedeutendsten deutschen Schriftstellerinnen berühmt geworden, vor allem durch ihre „Memoiren einer Sozialistin“ und durch ihren Roman „Im Schatten der Titanen“, aber auch als Vorkämpferin für eine lebenswürdige Sozialversicherung werdender Mütter. Der damals achtzehnjährige Otto hatte an ihr nicht nur eine zärtlich geliebte Mutter, sondern auch seine kongeniale Gesprächspartnerin verloren. Als der junge Kriegsfreiwillige alarmiert heimwärts eilte, fand er seine Mutter nur noch zwischen Blumen „wie eine Himmelskönigin“ aufgebahrt.

Durch den regen Gedankenaustausch der Beiden hatte sich die Besinnung auf Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin und Stefan George wie ein goldener Faden gezogen. Aber schon dem enthusiastischen Sechzehnjährigen entgingen dennoch nicht die aufsteigenden Gewitterwolken eines drohenden Weltkriegs, als er sich 1914 auf einer Bildungsreise durch Europa befand. Zu einem euphorisch erlebten Höhepunkt dieser Rundreise wurde kurz vor Kriegsausbruch Heidelberg. Das Neckartal erschließt sich ihm bei Sonnenuntergang, während ihm der laue Abendwind durch die Haare weht und fern verfließend die Sonne in der Rheinebene bade „im entzückenden Spiel.“ Ein dionysischer Glücksrausch entlockt ihm seine letzte Strophe eines hymnischen Gedichts:



Otto Braun als Zwölfjähriger (1897—1918)

„Da heb' ich meine Arme — ungeheuer ist gold und blau der Himmel ausgebreitet und wie der Falke kreisend steigt mein Lied gelassen aufwärts zum Bezirk der Sterne.“

„Eigentlich ist das Gedicht unverschämt“ bemerkt er anschließend bescheiden dazu.

Am 21. Juli 1914 notiert Otto in sein Tagebuch: „Auf der Fahrt nach Heidelberg die Geschichte der Stadt gelesen. Es ist sehr eindrucksvoll, eine Lokalgeschichte zu verfolgen. Die große Geschichte wird von einem festen Zentrum aus beleuchtet und spiegelt sich in all ihren Wandlungen darin seltsam wider. Es gibt Weniges, was, gut betrieben, bildender und lehrreicher wäre.“

Überwältigt berichtet er auch über seine nachfolgende Besichtigung des Domes und der Krypta von Speyer: „Das Grabmal des Rudolf von Habsburg, das wir bei Kerzen-

schein betrachteten, ist streng und schön, wahrhaftig „Urvater Rudolf“. Die romanischen Gewölbe erinnern ihn an Verse von Stefan George. Der Rhythmus scheint ihm darin „ebenso nachzuklingen wie die Herrlichkeit des salischen Kaisertums. In der Gruft selbst wirken die Erinnerungen so stark, daß alles andere schweigt. Wir umschritten sie stumm.“

Bei Kriegsausbruch nach Berlin-Zehlendorf heimgekehrt, schreibt er am 2. August 1914 in dem behaglichen, von Wäldern umgebenen Landhaus seiner Eltern unter den noch unmittelbar nachwirkenden Eindrücken von Heidelberg und Speyer: „Mag auch alles so verhängt und dunkel sein, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen, das Eine ist mir sicher: Deutschland kann nicht untergehen. Und ich gründe diesen Glauben nicht wie die Prahler auf die Überzeugung von unserer Vollkommenheit und unseren Leistungen, sondern gerade aus dem Bewußtsein, daß wir uns noch nicht erfüllt haben, erwächst mir diese Gewißheit. Vielleicht haben wir in der Musik uns schon ausgesungen, in Bild- und Bauwerk und vor allem in der Gestaltung des Lebens genügen wir unserer Bestimmung noch nicht. Die Aufgabe, die uns geworden, ist schwer, schwerer als die anderer Völker, weil wir vielfacher und vielspaltiger sind. Wohl ist Goethe als Mensch und Künstler der Reichtum, die Fülle das Innige und Tiefe zu reinem Gebild geworden, aber immer ist es der Einzelne, der aus dem Chaos, aus dem Ungeformten, sich selbst Stil und Form schaffen muß. Hölderlins Sehnsucht bleibt auch heute unerfüllt:

„Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks

Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands“

Nicht die hohe Kultur des Einzelnen kann uns zur Vollendung führen, nur aus der großen Gestaltung des Lebens, der Gesamtheit, der Gemeinschaft, wird uns die Erlösung un-

seres wahren Seines werden. Dann erst vermögen wir das „neu Gebild“ zu schaffen, von dem Hölderlin sagt, daß es einzig sein und von uns zeugen werde ... In diesem Sinne, für dieses Ziel will ich hinaus, das heiligste Gut zu schützen: Deutschland. — Und Otto Braun, europäischen Blutes und Sohn eines Vaters jüdischer Abkunft, aber dennoch wie dieser, von Hölderlins urdeutschem schicksalskundigen Genius beseelt, eilt — fast noch ein Knabe — begeistert zu den Fahnen. Das Tragische seiner Opferbereitschaft bestand in seiner Hoffnung, für eine Nation zu kämpfen und zu sterben, die dazu berufen sei, seinen Jugendtraum zu verwirklichen: Eine sozial geeinte Menschheit mit einer universal gebildeten Führungselite auf dem höchsten Niveau eines griechischen Ethos, erreichbar durch den Mut jedes Einzelnen zu sich selbst und durch eine unablässig sich erneuernde Liebe zu den Mitmenschen. Bereits der elfjährige Knabe schrieb am 2. September 1908: „Man muß eine neue Religion haben ... man wagt es nicht auszusprechen, man ist zu feige. Was fehlt jetzt der Welt? — Liebe.“

Beides war dem Knaben angeboren. Als er beispielsweise seinen nächsten Freund am Mangel menschlicher Liebe „wie einen Fisch am Strande“ leiden sah, schrieb ihm der elfjährige Gymnasiast am 10. April 1909, er

würde ihn nicht, wie die Schulmeisterin, wegen seiner schlechten Laune gescholten haben, sondern, so wörtlich: „Ich hätte Deinen Namen genannt, Dich lange angesehen und Dich dadurch in Dein besseres Sein zurückgerufen.“

Das hohe Ideal, dem sich später der jugendliche Kriegsfreiwillige mit Leib und Seele verschrieb, beflügelte in ihm, über die Gräber hinweg, seinen todesmutigen Glauben an einen neuen Menschheitsfrühling. So berichtete aus der letzten Zeit des Weltkriegs ein Freund über Otto, wie dieser in einer stürmischen Februarnacht, als es galt, in der vordersten Front die weit verstreut herumliegenden Toten zu bergen, seinen schauernden Kameraden zurief: „Wenn Ihr nicht den Geist der Verwesung meistert, so meistert sie Euren Geist.“ —

Am 29. April 1918 ist Otto selbst gefallen. Seine Urne wurde später in der Mitte eines kreisrund angelegten Rosenbeets in dem von uralten mächtigen Eichen und zarten Birken beschatteten Garten seines Vaterhauses in Berlin-Zehlendorf beigesetzt. Und immer, wenn das goldene Abendlicht durch die überhängenden Zweige der Bäume auf das Rosenbeet herabfunkelte, pflegte der alte Heinrich Braun noch einmal auf die Veranda seiner Villa hinauszutreten, um bei diesem Anblick lange schweigend zu verweilen.

In Dir blickt sich das Dasein an

*Wir wollen, wenn der Abend sinkt,
uns neigen zu den eignen Tiefen
und hören, wie das Blut erklingt
von Stimmen, die am Tage schliefen.*

*Und wenn du dich geschwisterlich
dem Nachtgesang der Welt geneigt,
vielleicht geschieht's, daß auch in dir
die gleiche Weise schwingt und geigt.*

*Der Strom, die Quelle tönt in dir,
durch dich geht aller Sterne Bahn,
in dir singt Wind und Regenfall,
in dir blickt sich das Dasein an.*

*Und neigst du dich zum letzten Grund,
wo dunkel deine Wurzeln saugen,
sieht dir der Tod der in dir wohnt,
mit deinen Augen in die Augen.*

Otto Gillen

Dem Gewissen gehorcht

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

„Ihr Erbarmen wandte sich den ganz Fremden, den art- und sippenfernen zu“, schrieb Marie Luise Kaschnitz in ihren Aufzeichnungen „Tage, Tage, Jahre“, und diese Erinnerung der Dichterin galt der älteren Schwester Lonja. Doch Marie Luise Kaschnitz, geboren in Karlsruhe-Mühlburg, Tochter des Generals Max Reinhard August von Holzling-Berstett und der dem großherzoglichen Hause verwandten Elsa von Seldeneck, hätte diese Worte ebenso gut einem ihrer Vorfahren widmen können: Leopold Hartmann von Holzling, seit 1801 Offizier in der badischen Armee und im Jahre 1809 als Hauptmann Chef der Voltigeur-Kompanie im Regiment Baden. Denn dieser Kriegsmann, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle und mehrfach wegen seiner Umsicht und Tapferkeit lobend erwähnt, stellte im Feldzug Napoleons gegen Spanien die Stimme des Gewissens über den ihm sonst selbstverständlichen Gehorsam, wandte sein Erbarmen den Menschen eines fremden Landes und feindlichen Volkes zu, und das kam so:

Um jenes Jahr 1809 wandelte sich der Feldzug auf der Iberischen Halbinsel mehr und mehr in einen erbitterten Kleinkrieg. Unter den grimmigen Überfällen spanischer Freischärler hatte nicht zuletzt die Division des Generals Leval zu leiden, die das Gebiet längs des Tajo zwischen Talavera und Almaraz „befriedete“, und zu dieser Division gehörte auch ein badisches Truppenkontingent. Immer voran erkundete der schneidige Hauptmann von Holzling mit seinen Plänklern, denn das „Himmelfahrtskommando“ bei seinem Unternehmen hatte General Leval den rheinbündischen Alliierten zugedacht. Doch der „uns immer Ehre machende Holzling“ — so heißt es in einem Gefechtsbericht

an das badische Kriegsministerium — kam stets mit heiler Haut davon. Schließlich hatten er und seine Voltigeure bei Zornoza, Durnango und Valmaseda schon Pulver genug gerochen und wußten sich deshalb zu wehren. Leichtsinzig hingegen war ein Zug westfälischer Chevauxlegers. Sie ließen sich in einem Städtchen am Tajo von der vermeintlichen Freundlichkeit der Bürger blenden, tranken zuviel vom schweren spanischen Roten und wurden bis auf einen in der Nacht von Partisanen niedergemacht, die freilich mancherlei Gründe zu blutiger Rache

Leopold Hartmann von Holzling. — Gemälde im Besitz von A.M. Frh. von Holzling-Berstett, Bollschweil





Den Dank der Spanier an den menschenfreundlichen badischen Offizier schildert diese zeitgenössische Darstellung.

Archiv H. L. Zollner, Eutlingen

hatten und glaubten, als spanische Patrioten garnicht anders handeln zu können.

General Leval schäumte vor Wut, als er vom Meuchelmord an den westfälischen Reitern erfuhr und erteilte, noch im frischen Zorn, dem Hauptmann von Holzging den Befehl, mit seiner Kompanie unverzüglich den Ort — den die Freischärler selbstverständlich sofort wieder verlassen hatten — zu besetzen und niederzubrennen, nicht ohne zuvor ein schreckliches Strafgericht unter den Bewohnern abgehalten zu haben.

Es war ein Befehl, wie er in Kriegen schon unzählige Male erteilt worden war, und Hauptmann Holzging hätte ihn ohne weiteres ausführen können. Aber er war nicht nur ei-

ner der tapfersten und mutigsten Offiziere. „Er ist noch mehr, er ist auch Mensch“, so steht es in einer Veröffentlichung, die 1820 in Basel unter dem Titel „Züge teutschen Muthes und Hochsinns“ erschien, und es heißt dort weiter:

„Mit Grausen erfüllt jener Auftrag sein edles Herz; doch ablehnen konnte und wollte er ihn nicht. Das nahe schreckliche Schicksal so vieler Unglücklicher, und gewiß auch größtenteils unschuldiger Menschen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er die Stadt in Flammen auflodern, hört schon das Klaggeschrey der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden! — Er sieht und hört nur die Gebilde seiner Einbildungskraft. Doch entworfen ist auch schon sein Plan — genommen sein Entschluß.“

Holzging marschierte unverweilt mit seinen badischen Voltigeuren ab. Nach mühsamem Weg über die Berge erreichte er den Ort jenes Überfalls, ließ vor den Toren seine ermüdete Truppe rasten und begab sich selbst zum Prior eines nahe der Stadt gelegenen Klosters. Kurz darauf eilten zwei Mönche aus dem Kloster der Stadt zu, und noch keine Stunde verging, da nahte ein langer Zug von Weibern, Kindern und Greisen, bepackt mit Wäschebündeln und allerlei Hausrat, mit Säcken und Körben und barg sich mit seinen Lasten in der Kirche des Klosters. Kaum waren die letzten in dem kleinen Gotteshause verschwunden, erschien der Hauptmann von Holzging wieder bei seinen Soldaten, befahl dem Tambour den Generalmarsch zu schlagen, schickte ein paar der angetretenen Sektionen aus, Holz zusammenzuholen, das er schließlich in einige mächtige Stöße auf dem Marktplatz, auch rings um die Stadt aufschichten und dann anzünden ließ. Als die Flammen aufloderten, kauerten auf den Dächern der Häuser und Hütten Holzgings Voltigeure, bereit, dem Funkenregen zu wehren. Im Hauptquartier zu Talavera indessen stand der General Leval am Fenster seines Zim-

mers und sah die Rauchsäulen hinter den Bergen aufsteigen, die vom Vollzug seines Befehls kündeten — eines Befehls, der dem General jetzt selbst zu hart und zu vorschnell erschien.

Was bleibt nun noch viel zu erzählen? Daß die Bewohner des Städtchens am Tajo dem badischen Hauptmann und seinen braven Soldaten unter Tränen für die Bewahrung von Haus und Habe dankten, war natürlich. Daß der Prior jenes Klosters dem Senor Capitan zur ständigen Erinnerung an diesen Tag ein goldenes Kreuz verehrte — das der schneidige Holzling nebst den Locken schöner Spanierinnen im Portefeuille verwahrte — war ein sichtbares Zeichen der Hochachtung für einen ritterlichen Feind und wahren Caballero. Daß endlich der französische Di-

visionär seinen badischen Untergebenen dafür umarmte, daß er seinen Befehl nicht ausgeführt hatte, bewies, daß auch in Levals rauher Schale ein guter Kern steckte.

Nein, zu erzählen bleibt eigentlich nichts mehr. Es darf höchstens noch hinzugefügt werden, daß sich Hauptmann Holzings „Züge teutschen Muthes und Hochsinns“ würdig jener Tat anfügen, von welcher Johann Peter Hebel mit der Erzählung „Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld“ im Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes berichtet. Beide Taten sind Zeugnisse jener humanen Grundhaltung, die einige bedeutende Kulturpsychologen dem Wesen des Menschen am Oberrhein rühmend zurechnen — vor allem aber ist die eine wie die andere Geschichte zweimal des Lesens wert.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Assion

Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Albert Bissinger

Landsknechtstr. 11, 7800 Freiburg

Dr. Erwin Dittler

Offenburger Str. 4, 7640 Kehl-Goldscheuer

Dr. Lili Fehrle-Burger

Werrgasse 7, 6900 Heidelberg

Gaston Mayer

Erbprinzenstr. 13, 7500 Karlsruhe

Karl-Heinz Poble,

7867 Wehr/Baden

Michael Sieber

Unterer Burggarten 13, 6901 Dossenheim

Dr. Hermann Schmid

Obertor 3, 7770 Überlingen

Beate Stiehl

Am Feuersee 7, 7400 Tübingen

Dr. Engelbert Strobel

Karlsruher Allee 19, 7500 Karlsruhe-
Durlach

G.A. Ungerer

Karpfengasse 5, 6900 Heidelberg

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe-41

Dr. W. Wipprecht

Keuperstr. 14, 7253 Renningen

Hans Leopold Zollner

Gerhart-Hauptmann-Str. 12, 7505 Etlingen

Die Feier zum 100. Geburtstag von Hermann Burte am 17. Februar 1979 in Maulburg

Karl-Heinz Poble, Wehr

Am 15. Februar 1979 hätte Hermann Burte seinen 100. Geburtstag begehen können. Aus diesem Anlaß lud die Hermann-Burte-Gesellschaft zwei Tage später zu einer Feierstunde in der Alemannenhalle in Maulburg ein. Rund 400 Burte-Freunde aus allen Kreisen der Bevölkerung, darunter auch zahlreiche Gäste aus der Schweiz und aus dem Elsaß, waren gekommen, um in einer drei Stunden währenden Feier den verschiedenen Ansprachen sowie den dichterischen und musikalischen Umrahmungen zu lauschen. Es war keine Demonstration, sondern ein echtes Bekenntnis zu einem Mann, der seinem Volk hohe Werte literarischen Schaffens hinterlassen hat.

Rechtsanwalt Herbert Harrer, Präsident der Burte-Gesellschaft, gab in seiner Begrüßungsansprache seiner besonderen Freude darüber Ausdruck, daß von den geladenen Gästen auch Regierungspräsident Dr. Person erschienen war. Weiter galt sein Gruß Professor Dr. Georg Thürer, Landrat Leible, den Präsidenten des Hebelbundes, Pfarrer Mennicke, und der Muetersprochgesellschaft, K. Poppen, sowie den Bürgermeistern Hugenschmidt (Lörrach), Dierkes (Efringen-Kirchen) und Schwald (Maulburg).

Professor Thürer, bisher ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur und für Schweizer Geschichte an der Hochschule St. Gallen, widmete Harrer Worte des Dankes für sein Bemühen, die Rede auf Burte zu halten. Selbst als Dichter hervorgetreten, sei Thürer besonders prädestiniert ge-

wesen, die Einführung zu dem anlässlich des 100. Geburtstages des Dichters erschienenen Burte-Gedichtauswahlband zu schreiben: „Sie haben Position bezogen!“ rief er ihm zu und zitierte aus diesen Einführungsworten: „Selbst Dichter haben heute Lust und Zucht verloren, wie sie Reim und strenger Strophenbau erfordern“. Harrer fuhr mit der Frage fort: „Ist es bei uns noch so oder darf es hier noch so sein, daß Dichter die Erlesenen sind?“ Die erlesenen deutschen Dichter dürfen eben nicht mehr die Erlesenen oder Berufenen sein. Sie sind nicht mehr, wie Burte sagt, die „erlesene Kernschar der Geister“.

Der Redner verwies auf die Rahmenrichtlinien des hessischen Kultusministeriums von 1972 oder 1973, welche die Forderung beinhalten, Deutschunterricht ohne Deutsch zu lehren, weil es die Vermittlung bloßen Herrschaftswissens sei. Hier geht es also um das deutsch geschriebene Wort, um die deutsche Literatur, die deutsche Lyrik und die deutschen Dichter.

Harrer bedauerte, Ehrenmitglied Senator e. h. Prof. Dr. Franz Burda, welcher der Veranstaltung aus gesundheitlichen Gründen fernbleiben mußte, nicht begrüßen zu dürfen. Professor Burda war Hermann Burte zu Lebzeiten ein wirklicher Freund, auf den er bauen und vertrauen konnte.

Prof. Thürer griff bei seiner Festansprache einleitend auf die Worte Eichendorffs zurück: „Wer einen Dichter verstehen will, muß seine Heimat kennen.“

Zwar, so meinte er, sei er an einem Fluß aufgewachsen, der dem Oberrhein zufließt, habe aber dennoch den südlichen Schwarzwald nicht gehörig erwandert, der lebendigen Rede der Leute noch zu wenig oft beige-wohnt. Andererseits fühle er sich insofern nicht unbefangen, als er das Alemannische werktätig liebe.

Es folgte ein ergiebiger Abriss des Lebenslaufes von Hermann Burte unter Darstellung seiner Leistungen. Hermann Strübe, der sich später als Dichter Hermann Burte nannte, sah sich nach dem Besuch der Schule und der Kunstakademie in Karlsruhe in den Jahren zwischen 1904 und 1907 in England und Frankreich um, ehe er, von ganz kurzen Unterbrechungen abgesehen, seinen Wohnsitz für immer im Markgräflerland nahm. Hier begann sein Schaffen als Erzähler, Dramatiker, Lyriker und Maler.

Der im Jahre 1912 erschienene Jugendroman „Wiltfeber“ wurde Burtes berühmtestes Werk, für das er 1913 den Kleistpreis erhielt. Kurz danach wurde Burte auch der höchsten Dramatikerehrung für würdig befunden, denn sein Schauspiel „Katte“ (1914) wurde für den Schillerpreis vorgeschlagen, den er allerdings erst 1927 erhielt. Im Drama „Katte“, das schon 1907 entworfen wurde, aber erst 7 Jahre später erschien, wird die Tragödie offenbar, welcher der Freund des jungen Friedrich des Großen zum Opfer fiel. Weitere Bühnenstücke folgten wie u. a. „Der letzte Zeuge“ (1914), „Simson“ (1917), „Prometheus“ (1932). Schon die Dramen bezeugen, wie Burte den Vers meisterte. Die Annahme, daß er seine Kraft als Lyriker auch an schwierigen Versmaßen erproben würde, bestätigte sich schon beim Blick in die frühesten Gedichtbände wie „Patricia“ (1910) und „Die Flügelspielerin“ (1913). Ihnen folgten dann weitere wie die gewichtigen Gedichtbände „Ursula“ (1930) und „Anker am Rhein“ (1938). Zählt man in den rund 10 Gedichtbänden mit hochdeutschen Versen

die Seitenzahlen zusammen, so sind es deren rund 1700.

Unter den Gedichtwerken Burtes haben seine alemannischen Gedichte, die er 1923 unter dem Titel „Madlee“ herausgab, ihr besonderes Gesicht und ihr einzigartiges Gewicht. „Madlee“ ist der alte alemannische Rufname für Magdalena.

*„Chumm, wenn's Morgelüte schallt
Ab der alde graue Chilche —
Hochi nobli liebi Gsalt,
Haimeszue! un bis Gottwilche!“*

Die Universität Freiburg zeichnete den Dichter 1924 mit dem Ehrendoktorat aus, und als der Hebelpreis geschaffen wurde, sprach man ihm diesen 1936 als erstem zu. Viele weitere Ehrungen wurden ihm zuteil. So erhielt er die Ehrenbürgerschaft von Maulburg (1929), von Lörrach (1939) und von Efringen-Kirchen (1958).

Ein Vergleich zu J. P. Hebel dränge sich auf, sagte Thüerer weiter. Beide Dichter sahen in der gleichen Talschaft ihre Heimat. Sie sprachen die gleiche Wiesentaler Mundart und dichteten in ihr. Burtes Vater lehrte den Sohn, den Dichter Hebel zu ehren, und dieser hielt sich daran sein Leben lang. Theodor Heuss äußerte 1952, daß Burte „den Hebel-schen Ansatz individuell stark zu erweitern verstanden habe“.

Im Auftrag von Professor Dr. Franz Burda verlas Karl Neuschütz dessen Manuskript. Er betonte, daß man es mit Burte wie mit einem Freund halten müsse, bei dem einem auch nicht alles gefiele, bei dem aber das Positive weit überwiege.

Burda zitierte Rainer Maria Rilke und Golo Mann mit ihren zustimmenden Äußerungen gegenüber Burte. Er habe an ihm eine „feurige Beredsamkeit“ bemerkt, er sei ein Dichter, an dem man an der Mundartdichtung nicht vorbeikomme, und er hoffe, daß allem Geschehenen zum Trotz auch Burtes Stern wieder hell glänzen werde.

Buchbesprechungen

Bernd Sulzmann, Historische Orgeln in Baden (1690—1890) — Verlag Schnell & Steiner, München/1980 (73. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde), 296 Seiten, 135 großformatige Abbildungen, Orts- und Personenregister.

Es geschieht nicht oft, daß aus der anschwellenden Buchproduktion zur Kunst- und Kulturgeschichte Südwestdeutschlands ein neuer Band heraussticht, der in seiner Art ohne Parallelbeispiel ist. Bernd Sulzmann, der Orgelsachverständige der baden-württembergischen Landesdenkmalämter Freiburg und Karlsruhe, und der mit seinen Kunstführer in Mitteleuropa bahnbrechende Verlag Schnell & Steiner, München, legten nun eine solche einmalig zu nennende Publikation über die historischen Orgeln Badens vor, als Buch eine Pioniertat und Augenweide zugleich, vor allem, wenn man die großzügige Bebilderung und den erstaunlich günstigen Preis bedenkt.

Obwohl für den großen Kreis der Orgelliebhaber geschrieben (deshalb Verzicht auf zu spezielle orgelbautechnische Angaben), ziehen selbst Fachleute (Orgelbauer, Denkmalpfleger, Musikwissenschaftler, Organisten) einen beträchtlichen Nutzen aus dem als badische Orgelbaugeschichte, Nachschlagewerk und Bildband kenntnisreich erarbeiteten Sulzmann-Buch. Der Autor, der sich in bisher 40, vornehmlich in Fachzeitschriften erschienen Veröffentlichungen als derzeit führender Orgelexperte Badens legitimierte und sich als Sachwalter des historischen Orgelbestandes Verdienste erwarb, vermittelt seinen Lesern zuerst einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Orgelbaues in Baden, behandelt die ältesten Denkmalorgeln (1690—1750) und den Einfluß des französischen Orgelbaues in Mittelbaden, des schwäbisch-österreichischen im südlichen und Bodenseebereich sowie des pfälzisch-fränkischen in Nordbaden. Die gelungene Synthese main-fränkischer und französischer Konstruktionsprinzipien zu einem eigenen Orgeltyp, der „oberrheinischen Barockorgel“, wie sie der hochkarätige Rastatter Hoforgelmacher Ferdinand Stieffell zu bauen verstand, wird ebenso bewußt wie die Qualität der früh- und hochromantischen Orgeln des 19. Jahrhunderts.

Im Hauptteil des Buches stellt Sulzmann 130 historische Orgeln vor, etwa je zur Hälfte aus Süd- und Nordbaden, aus 64 katholischen, 1 alt-katho-

lischen, 64 evangelischen Kirchen und 1 Schloß. „Historisch“ werden diese deshalb genannt, weil sie in ihren Konstruktionen noch keine neuzeitlichen Fabrikationsmerkmale und -techniken enthalten, mit mechanischen Trakturen, ohne Elektrizität und Pneumatik gefertigt waren. Gewiß sind nur wenige unverändert überliefert worden; Zeitgeschmack und „technischer Fortschritt“ hinterließen Eingriffe und Wunden. Was erhalten blieb, ist aber noch beachtlich genug. Ausgewählt nach singulären Gehäuseschöpfungen, nach Erhaltungszustand und Klanggepräge des Werkes wirken die in großformatigen Bildern vorgestellten Orgeln wie eine Topographie, chronologisch geordnet und in Gruppen die bedeutendsten Werkstätten unseres badischen Landes während des besprochenen Zeitraumes vorstellend. Zu jeder Orgel bietet der Begleittext Informationen über die historische Substanz, die Besonderheiten der Konstruktion, die Baugeschichte in Form einer Datenliste und die Disposition (Klangzusammenstellung der eingebauten Register). Für besonders Interessierte werden die Archivquellen und grundlegende Literatur zitiert, um Ansatzpunkte für eine intensivere Beschäftigung mit dem einzelnen Werk zu bieten. Dazu ergibt die Aneinanderreihung der vom Verlagsfotografen Kurt Cramer beige gesteuerten Großfotos der Orgelprospekte einen so drastischen Eindruck von den erhaltenen Orgelkostbarkeiten Badens, daß in der Summe das Sulzmann-Buch für viele wie ein Bericht über ein bisher unentdecktes Land wirken kann.

Kombiniert mit einer Bibliographie des badischen Orgelbaues, stellt Sulzmann ein Verzeichnis der Orgelbauer an den Schluß seiner Publikation. Eine Zusammenstellung, die dem Autor wohl besondere Mühe gekostet haben dürfte und die in ihrem praktischen Wert als Nachschlagewerk für alle, die sich für den alten Orgelbestand und dessen Erbauer interessieren, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Dabei wird den eingeweihteren Spezialisten kaum entgehen, daß der Autor auch neueste Forschungsergebnisse eingearbeitet hat, wie etwa die Feststellung der Lehrzeiten der Orgelmacher Martin und Schaxel, die für deren künstlerische Beurteilung nicht ohne Bedeutung sind.

Nach dem verheerenden 17. Jahrhundert als schmerzlichen Einschnitt in der Entwicklung waren es zunächst fremde, hereingezogene Orgelbauer, die nach 1715 begannen, den vernichteten Alt-Or-

gelbestand durch Neubauten zu ersetzen. So spektakuläre Großorgeln wie etwa in Walldürn, St. Peter (Hauptorgel) oder Gengenbach (Abteikirche) blieben in der Anfangszeit des Wiederaufbaues allerdings Ausnahmen, während sich in kleineren Kirchen meist einmanualige, sehr ökonomisch konstruierte Orgeln durchsetzten. Am meisten Popularität erlangte die Straßburger Orgelmacherfamilie Silbermann. Obwohl auf unserer Seite des Oberrheins kein Berufsgenosse ähnlich legendären Nachruhm erreichte, hat es auch in Baden erstklassige Barockorgelbaumeister gegeben. Man denke nur an den Rastatter Hoforgelmacher Ferdinand Stieffell, dessen Werke sich ohne weiteres mit denen des Silbermann-Ateliers messen können. Anhaltende Nachfrage begünstigte im 18. Jahrhundert bald das Heranwachsen einheimischer Orgelbauwerkstätten, deren Qualitäten denen der fremden nicht nachstanden. Daß auch der badische Orgelbau des 19. Jahrhunderts nicht abschätzig bewertet werden darf, selbst wenn man ihm die Zerstörung oder Veränderung so mancher Barockorgel ankreidet, läßt Sulzmann in eine nachdenklich stimmende Bemerkung ausklingen: Unserer Generation werde man wohl schon in naher Zukunft den noch gewichtigeren Vorwurf machen, daß wir — trotz aller Weisheit in Orgeldingen — mit der romantischen Orgel nichts anzufangen gewußt, blindlings umdisponiert und zerstört hätten, „um eine zeitlose Idealorgel als Ausdruck unseres mangelnden guten Willens durchzusetzen“.

Wer auf der Zunge vorkostet, was Sulzmann gut gewürzt serviert, wird allerdings nur mit Wehmut an die im 19. und 20. Jahrhundert verlorenen Barockorgeln zurückdenken können. Feuersbrünste raubten uns die Silbermann-Orgeln in St. Märgen und Riegel; die gewaltige Riepp-Rabiny-Orgel der Abteikirche Schutterern folgte ihrer noch größeren Schwesterorgel (Silbermann) aus der Abteikirche St. Blasien in die Vernichtung nach. Welchem Schicksal badische Orgeln teilweise ausgesetzt waren, läßt sich an der ehemaligen Gengenbacher Abteikirchenorgel demonstrieren. Sie, die als Chororgel dem zugehörigen Raum ihre Stimme schenkte und mit einem in Deutschland einmaligen Gehäuseaufbau in die Gesamtstimmung des Kircheninneren eingefügt war, fand am Ende des 19. Jahrhunderts keine Gnade und mußte einer verständnislosen Stilwut weichen. Nur dem beherrzten Zugriff der Städtischen Sammlungen Freiburg ist es zu danken, daß wir die Relikte der Gengenbacher Orgel heute noch im Kirchenraum des Augustinermuseums bewundern können.

Von der Konzeption des Sulzmannschen Orgelbuchs her ist freilich nicht die Beantwortung aller Fragen zu erwarten, die sich bei der Betrachtung

der Orgelprospekte aufdrängen. Wer wissen möchte, welchen Einfluß vielleicht Architekten oder deren Innernäume auf die Gehäusebauten gehabt haben (ich greife als Beispiel einmal die prächtigen Orgeln der Peter Thumb-Kirchen von St. Peter und Hilzingen heraus), oder welche Bildhauer, Dekorationsschnitzer und Maler an der kunstvollen Ausstaffierung der Orgelaufbauten mitarbeiteten, wird zwar ab und zu Hinweise eingestreut finden, eine systematische Aufarbeitung solcher mehr kunstgeschichtlichen Fragen wäre aber wohl, zumal einschlägige Vorarbeiten weitgehend fehlen, über die zeitlichen und physischen Möglichkeiten des Autors hinausgegangen. Die Orgel, wichtiger Akzent und oft teuerstes Ausstattungsstück im barocken Raumgefüge der Kirche, bedürfte in solcher Hinsicht noch der liebevollen Zuwendung der kunsthistorischen Forschung. Es würden sich dabei die nicht selten weitgespannten künstlerischen Beziehungen der Orgelbauer zu zeitgenössischen Bildhauern und Kunsthandwerkern erkennen lassen. Daß der berühmte J. A. Silbermann zur Dekoration seiner Orgelgehäuse keineswegs nur die vor der Haustüre wohnenden Straßburger Meister heranzog, sondern für die etwa nach St. Blasien und St. Märgen gelieferten Orgeln den Freiburger Universitätsbildhauer Joseph Hörr verpflichtete, oder für die Orgel des Arlesheimer Domes den Colmarer Bildhauer Anton Ketterer II schnitzen ließ und in Ettenheimmünster auf den Klosterbildhauer zurückgriff, deutet an, was allgemein noch der Bearbeitung durch die Kunsthistoriker harrt und zur badischen Orgelbaugeschichte beigesteuert werden müßte.

Bernd Sulzmann hat den „historischen Orgeln“ eine breite Bresche geschlagen. Seine in mühseliger Kleinarbeit gewonnenen Forschungsergebnisse werden mit Sicherheit auf lange Sicht die gültige Grundlage für Kenntnis und Beurteilung des badischen Orgelbaus von 1690 bis 1890 bleiben und auch der Erhaltung des verbliebenen Orgelbestandes dienen. Ihm und dem wagemutigen Verlag kann man für die vorgelegte Leistung nur Dank und Anerkennung zollen. Mit dem „Sulzmann“ (-Buch) in der Hand wird sich Orgelliebhabern und kulturhistorisch Interessierten die badische Heimat von einer ihrer schönsten Seiten erschließen.

Hermann Brommer

Neues vom Verlag Rombach, Freiburg

1. Johannes Künzig „Die alemannisch-schwäbische Fasnet“

Für diesen Nachdruck, der rechtzeitig zur Fasnet 1980 erschienen ist, gebührt dem Verlag Rombach

Dank Prof. Dr. Johannes Künzig, der verehrte Altmeister der Volkskunde, verfaßte diese Schrift im Jahre 1950, fünf Jahre nach Beendigung des 2. Weltkrieges. Mit der ihm eigenen Kompetenz ging er damals daran, dem alten Fasnetbrauchtum Hilfe zur Wiederbelebung zu leisten. Im Dienste der alten Fasnet hat sich damit Prof. Künzig als Bewahrender — wie in so vielen anderen Fällen — bewiesen, und zwar in einer Zeit, wo von Nostalgie noch keine Rede war. Es geht ihm immer um die echte Fasnet, und jahrzehntelanges Forschen findet in der Schrift ihren Niederschlag. Auf wissenschaftlicher Basis gelingt es Prof. Künzig, das Brauchtum volkstümlich und allgemeinverständlich darzustellen. Nur wer die Materie so beherrscht, kann so schreiben! Das Schrifttum über die Fasnet erlebte in letzter Zeit einen Boom, und es kamen zugegebenermaßen schöne Bildbände heraus. Dafür ist ein hoher Preis zu zahlen. Das Buch von Prof. Künzig ist handlich und leicht im Gepäck mitzuführen. Es bietet vollkommene Übersicht und Unterrichtung für den Interessierten und wertvolle Literaturhinweise für den, der tiefer oder partieller in das Brauchtum eindringen will. Die 53 Abbildungen ergänzen den Text in schöner Weise.

Künzig, Johannes: Die alemannisch-schwäbische Fasnet, veränderter Nachdruck der Ausgabe, Freiburg im Breisgau 1950, mit 53 Abbildungen, 104 Seiten, broschiert DM 15,—

2. Johannes Werner „Die Passion des armen Mannes“

Wer denkt bei diesem Titel da nicht sofort an den Bauernkrieg? In der vorliegenden Schrift wird aber jene stürmische, gärende Zeit um 1500, die Ablösung des Mittelalters durch die heraufziehende Neuzeit, nicht nur im sozialen Blickpunkt gesehen, sondern auch alle jene davon untrennbaren Probleme, welche Menschen und Zeit prägen: Humanismus, Protestantismus, Kapitalismus. Es stoßen also die wirtschaftlichen, theologischen und ökonomischen Bereiche zum Sozialen. Damit werden alle wesentlichen Kriterien, die zur Passion des armen Mannes beigetragen haben, tangiert.

Aus gutem Grund hat das Buch die Gliederung, welche der eines mittelalterlichen Altars entspricht. Und dabei wird der Versuch gemacht zu zeigen, daß in der sakralen Kunst der damaligen Zeit, der Darstellung der Heilsgeschichte, besonders der Passion, auch die soziale Kritik dargestellt wird, wenn auch in verschlüsselter Form. „Die Kunst, die sich so zeitlos gibt, ist in Wirklichkeit mit zeit-

lichen Dingen ganz ausgefüllt.“ Der Verfasser macht also in der Kunstgeschichte die Sozialgeschichte sichtbar. Die Darstellung dieser Sozialgeschichte gelingt tiefgründig und teilweise auch für den Historiker faszinierend. Das Buch enthält einige sehr beeindruckende Kapitel, z. B. „Der Judaslohn“, wo die Wurzeln des spätmittelalterlichen Antisemitismus aufgezeigt und Judas schlechthin zum Juden und Repräsentanten des Judentums wird. Oder „Der Totentanz“, der Tod, vor dem alle Menschen gleich sind und der alle Menschen gleich macht. Zitat: „In der geschichteten Gesellschaft des Mittelalters erschien der Tod, der sie ignorierte, indem er sie egalisierte, als revolutionär. Der Gedanke liegt nahe, daß der Totentanz, eine beständige Erinnerung an die natürliche Gleichheit aller Menschen in jener erregenden Epoche seinen Teil dazu beitrug zur Vorgeschichte des revolutionären Bewußtseins, aus dem dann der Bauernkrieg hervorging; undenkbar, daß diese Botschaft des Totentanzes, dessen hohe Zeit ja mit der des Aufstandes zusammenfällt oder ihr doch unmittelbar vorausgeht, in ihr ungehört hätte verhallen können.“ Folgerichtig wird die Rolle der Mystik und der Bibel für den Bauernkrieg untersucht, die Bedeutung der Fahne und das Symbol des Regenbogens (z. B. auf der Fahne Münzers), dieses Symbol für Gottes Treue und Herrlichkeit und für die unmittelbar bevorstehende Vollendung der Welt. Und hierzu noch folgende Textprobe: „Doch endlich zum reinen Kreis gerundet, einer Gloriole gleich, glänzt er auf einem Bild jener Zeit, den auferstandenen Christus umgebend, der ja die Verklärung aller Gerechten am Jüngsten Tag vorwegnimmt: auf dem Isenheimer Altar. Er wurde 1515 vollendet und blieb 1525 unzerstört, als die Elsässer Bauern die Klöster stürmten — ihrer Sache war der Maler ein Parteigänger und das Werk eine Allegorie. Es läßt sich betrachten als Spiegel tiefsten Leids in der Kreuzigung, zugleich aber als Versprechen höchster Freude in der Auferstehung. Das Bild des Gekreuzigten zeigte sich auf den Bundschuhbannern; von Münzers Fahne aber leuchtete, gleichsam hinein in die Passionsnacht der Armen, die regenbogenfarbene Gloriole dessen, der ihre Not im Tod auf sich genommen und zum Guten gewendet hat — ein tröstliches, österliches Zeichen. In die Isenheimer Tafeln führen eben diesen Zusammenhang allen vor Augen: daß nämlich der Mensch, der die größte Qual erlitt, am Ende triumphierte. Gewiß haben viele gehofft, daß es ihnen genau so ergehen möge.“ Ein gutes Buch, bei dem zahlreiche Holzschnitte den Text nachdrücklich unterstützen.

Werner, Johannes: Die Passion des armen Mannes, soziale Motive in der spätmittelalterlichen

Kunst am Oberrhein. 112 Seiten, 25 Abb., broschiert DM 15,—

3. Hans-Helmut Schaufler „Die Schlacht bei Freiburg i. Br. 1644“

Gegenstand der Untersuchungen Schauflers ist ein für Freiburg und das Oberrheingebiet sehr wichtiges Ereignis, die Schlacht vom Jahre 1644. Der Zeitpunkt liegt wenige Jahre vor dem Friedensschluß des 30jährigen Krieges. Damals ging es darum, möglichst gute Positionen für die Verhandlungen zu erreichen. In diesem Falle ging es um die besten Positionen am Oberrhein, für deren Erringung eine bayrische Armee für den Kaiser unter Feldmarschall Franz von Mercy und dem legendären Reiterführer Jan von Werth und auf der anderen Seite zwei französische Armeen unter dem Vetter Ludwig XIV., Marschall Louis II. de Bourbon, Duc d'Enghien (Armée de France) und Marschall Henri Vicomte de Turenne (Armée de L'Allemagne) eingesetzt waren. Die fähigsten Heerführer ihrer Zeit fochten die Rivalität zwischen Habsburg und Frankreich in einer mehrtägigen und äußerst blutigen Schlacht aus. Das Ziel war hoch gesteckt. Auf der einen Seite ging es um die Wiedergewinnung verlorener Gebiete des Reiches, französischerseits um die Sicherung der Eroberungen im Elsaß und im Breisgau. Das Ergebnis der Auseinandersetzungen kann so formuliert werden, daß sich die Franzosen für eine lange Dauer im Elsaß festsetzen konnten, aber daran gehindert wurden, dies auch im Breisgau zu tun. Es ist viel darüber debattiert worden, wer eigentlich die Schlacht bei Freiburg gewonnen hätte. Sie ist im Grunde unentschieden ausgegangen. Anders aber steht es um den strategischen Wert der Kämpfe. Enghien konnte im Anschluß an die Schlacht das ganze linke Rheinufer bis Koblenz besetzen. Schaufler sieht die Schlußfolgerung so: „Daß Mercy dies nicht verhinderte, kann man ihm gerechterweise nicht vorwerfen. Die Verteidigung des linken Rheinufers konnte nicht allein die Aufgabe der bayrischen Armee mit ihrem beschränkten Aktionsradius sein. Daß Enghien in einen ungedeckten Raum hineinstoßen konnte, muß in erster Linie der kaiserlichen Gesamtkriegsführung angelastet werden. Wäre z.B. Philippsburg besser auf eine Verteidigung vorbereitet gewesen, wäre Enghiens Siegeslauf wohl gebremst worden.“ Enghien zog also den besseren Nutzen aus der Schlacht und verwandelte die Kämpfe in einen strategischen Vorteil für Frankreich. Ein sehr interessantes Buch, voller kriegshistorischer Details und gerade für die Stadtgeschichte Freiburgs außerordentlich wichtig.

Schaufler, Hans-Helmut: Die Schlacht bei Freiburg im Breisgau 1644, 136 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten, brosch. DM 15,—

4. Johann Jakob Schneider „Das badische Oberland“

Dieser Nachdruck stellt eine Landeskunde ganz besonderer Art dar. Es ist ein Dokument aus der Biedermeierzeit um 1841, und der Verfasser schreibt eine entsprechende Prosa. Er wird hymnisch, wenn es um das Fürstenhaus geht, und reimt nach der Art Hebels, wenn er sich des Alemannischen bedient. Das Vorwort von Robert Feger bietet ein umfassendes Zeitgemälde und rückt das Buch in kultureller und politischer Hinsicht auf den richtigen zeitgeschichtlichen Platz. Auch der Verfasser, Pfarrer Schneider, wird mit seiner weiteren literarischen Tätigkeit vorgestellt. So eingestimmt, kann der Leser nun die Reise durch das Oberland antreten und sich von dem ganz persönlich gefärbten Bild gefangen nehmen lassen. Pfarrer Schneider belehrt unterhaltsam und setzt die Schwerpunkte nach der „Station“, die er beschreibt. Allen Orten sind Lithographien zugeordnet, die heute besonders wertvoll sind. Sie sind ein wesentlicher Bestandteil des Buches und entsprechen dem Stilcharakter des Textes. Die Lithos wurden auf Stein gezeichnet von dem Lörracher Verleger C. R. Gutsch nach Zeichnungen von G. Schütz und Th. Bader. Sie wären es wert, daß sie heute wieder aufgelegt würden. Es ist Robert Feger zuzustimmen, wenn er sagt, daß wer Belehrung aus der Vergangenheit annehmen will, gerne zu diesem in seiner Art unvergleichlichen Buch greifen wird.

Schneider, Johann Jakob: Das Badische Oberland, Nachdruck der Ausgabe von 1841 mit 26 Stichen und einer Karte, Vorwort von Robert Feger, 160 Seiten, broschiert DM 20,—

5. Löhl „Freiburg im Frühling 1890, geschrieben im Jahre 1890“

Diese Zukunftsvorstellungen für die Entwicklung der Stadt Freiburg wurden von Löhl im Jahre 1890 zugunsten des Münsterbauvereins geschrieben, wobei aber — wie der Verfasser schrieb — „nicht zu verkennen sein wird, daß die Beschreibung unserer guten Stadt Freiburg, wie sie in 90 Jahren sein möge, nicht einfach einem phantastischen Sinn entspringen ist, sondern sich sichtlich aufgebaut hat auf Verhältnissen und Zuständen, wie solche sich unserm körperlichen Auge in der Gegen-

wart darstellen.“ Der kühne Versuch, die heutige Wirklichkeit vorauszusagen, gelang in mancher Hinsicht überraschend gut. Löhl verwendete sich Anbahnendes und sich Entwickelndes mit einem guten Gespür, wie diese sich in der Zukunft auswirken könnten. In diesem Sinne ist das Buch gar nicht so phantastisch, wie es zunächst den Anschein hat. Wenn man bedenkt, wie schwer es heute ist, Prognosen auf die Zukunft zu stellen, und weiß, wieviel Glück man haben muß, wenn sich diese wenigstens teilweise bestätigen sollen, dann kann man Löhl zu seiner „vernünftigen Phantasie“ gratulieren. Gleichzeitig darf man aber auch froh sein, daß manches Vorausgesagte nicht eingetroffen ist. Bildmontagen versuchen, Löhls Visionen nachzuvollziehen und lockern die Schrift auf. Das Nachwort gibt ein Bild der Stadt um 1890, den damaligen Stand der Technik und schildert die politische Situation jener Zeit. Damit wird dem Leser der Vergleich der Stadt von 1890 mit der von 1980 sehr erleichtert.

Löhl: Freiburg im Frühling 1980, beschrieben im Jahre 1890, Veränderter Nachdruck der Ausgabe von 1890. Einleitung, Nachwort und Bildmontagen von Josef Diel, Wolfgang Klug und Rolf Süß, 64 Seiten, 10 Abbildungen, 2 Karten, broschiert DM 10,—

Ludwig Vögely

Günter Metken, Liebe zu Lothringen. Horizonte und Hügel. 2. Aufl. Karlsruhe, Verlag G. Braun, 1978. 228 S., DM 24,—

Lothringen ist bei uns ein weithin unbekanntes Land. Am ehesten geläufig ist es noch in der Wortverbindung Elsaß-Lothringen, in der allerdings zwei recht gegensätzliche Landschaften zusammengespannt wurden. Man kann sich kaum größere Unterschiede bei so enger Nachbarschaft vorstellen als zwischen Elsaß und Lothringen. Zweifelloso ist das Elsaß erheblich bekannter und attraktiver. Bei Lothringen denkt man zunächst an Kriegsschauplätze und Schwerindustrie. Dabei ist es eher ein grünes Bauernland mit weidenden Kühen und wogenden Kornfeldern, mit stillen Bachtälern und verträumten Dorfidyllen. Aber diese Perspektive eröffnet sich nur demjenigen, der Lothringen nicht allein auf der Durchreise nach Paris vorbeiziehen sieht, sondern sich Zeit dafür nimmt. Günter Metken ist dabei ein zuverlässiger, ungemein sachkundiger Führer. Zu recht erschien bereits die zweite Auflage seines Buches, das kein Reiseführer üblicher Art ist, obwohl man es auch so benutzen kann. Ein ausführliches Orts- und

Namenregister sowie eine klare Übersichtskarte mit allen erwähnten Orten helfen dabei. Der Band läßt sich aber ebenso gut als kulturhistorisches Lesebuch über Lothringen genießen. Metken gliedert seine Darstellung nach Landschaften und widmet wichtigen Dingen eigene Kapitel. Der unbestrittene Mittelpunkt des Landes ist die kunst- und industriereiche Stadt Nancy. Jahrhundertelang war allerdings Metz von größerer Bedeutung. Andere wichtige Städte sind Toul, Verdun, Pont-à-Mousson, Epinal oder Lunéville, um nur einige zu nennen. Nicht vergessen seien die berühmten Wallfahrtsorte Sion-Vaudémont, St. Nicolas-de-Port, Avioth oder Domremy-la-Pucelle, der Geburtsort der Johanna von Orléans. Das sind Höhepunkte. Metken versteht es aber gerade auch, verborgene Schönheiten aufzuspüren und den Blick für die Weite und Größe dieses Landes zu öffnen. Er kommt dabei zu überraschenden Entdeckungen. Die „Liebe zu Lothringen“ hat ihm dabei die Feder geführt. Es ist Günter Metken gelungen, etwas vom Geist dieses stillen Landes, das immer auch eine Brückenfunktion zwischen germanischer und romanischer Welt hatte, zu vermitteln. Eine größere Anzahl Photographien, vorwiegend von Bau- und Kunstmälern und Kunstwerken, unterstützen ihn dabei. Der hübsch aufgemachte Band wird Lothringen sicher neue Freunde gewinnen.

Heinz Schmitt

Josefine Wehrauch und Heiner Heimberger, Neudenaues Überlieferungen. Sagen — Brauchtum — Mundartliches. Hrsg. im Auftrag des Heimatvereins Neudenaues von Peter Assion. Neudenaues 1979. 155 S., 1 Porträt-Tafel, 14 Abb. im Text. DM 12,— (Bezug: Heimatverein, 6956 Neudenaues/Jagst).

Das badische Frankenland hatte in Heiner Heimberger einen kenntnisreichen, unermüdlich tätigen und vielseitigen Volkskundler. Ihm und seiner zeitweiligen Lehrerkollegin Josefine Wehrauch ist die Sammlung von Neudenaues Überlieferungen zu verdanken, die jetzt durch Peter Assion, dem Leiter der Badischen Landesstelle für Volkskunde, herausgegeben wurde. Die Sammlung kam im wesentlichen schon in den Jahren von 1923 bis 1933 zustande, als Heimberger und Josefine Wehrauch Lehrer in Neudenaues an der Jagst waren. Sie nahmen alles auf, was sie dort an sprachlichen und brauchtümlichen Überlieferungen vorfanden. Das geschah zu einer Zeit, als Neudenaues noch größtenteils seine traditionellen Strukturen besaß. Heute wäre eine solche Sammlung nicht mehr zu

sammenzubringen. Jahrzehntlang hatten die Aufzeichnungen im Schreibtisch von Josefine Weihrauch geruht. Nur kleine Teile davon waren da und dort einmal publiziert worden. Nun hat die Neunzigjährige ihre Sammlung der Öffentlichkeit übergeben. Für den Herausgeber Assion war es sicher ein Glücksfall, daß er die Orts- und Sachkenntnis von Frau Weihrauch noch zur Verfügung hatte. Seine Einleitung gibt dem volkskundlich Interessierten die notwendigen Informationen über die näheren Umstände der Sammelarbeit, die Persönlichkeiten der Gewährsleute, die Textgestalt der Sagen (sie wurden teilweise von Josefine Weihrauch in die Mundart zurückübertragen, nachdem die Aufzeichnung hochdeutsch erfolgt war) und deren Inhalte. Die 161 Sagen nehmen den größten Teil des Buches ein. Es folgen Bräuche im Jahres- und Lebenslauf, wobei Peter Assion in Anmerkungen auf die heutige Brauchübung hinweist. Ein Kapitel ist der Volksheilkunde gewidmet, ein weiteres den Sprachformen (Wetterregeln, Rätsel, Kinderverse, Sprichwörter und Redensarten). Von Heiner Heimberger stammt das mit gekonnten Zeichnungen versehene Inventar der Neudenaauer Bildstöcke. Sein poetischer Essay „Stille Liebe zu Neudenu“, der ursprünglich in der Zeitschrift „Baden“ erschienen war, wurde gleichfalls in das Buch übernommen. Eine Neudenu-Bibliographie von Peter Assion beschließt dieses bemerkenswerte volkskundliche Quellenwerk.

Heinz Schmitt

Hans Matt-Willmatt, Weilheim im Landkreis Waldshut. Waldshut: Verlag H. Zimmermann KG, 1979; 276 S. mit Reproduktionen und Bildern, Orts- u. Personenregister, Leinen DM 25,80, zu bez. durch die Gemeinde 7891 Weilheim.

Mit Spannung nimmt man den stattlichen Band zur Hand. Man freut sich, daß das 1977 abgeschlossene Werk von 276 Seiten nun endlich herausgekommen ist; man versenkt sich in den Text und verfolgt das wirklichkeitsnahe Bild einer Gemeinde, durch erschöpfende, wissenschaftliche Analyse gezeichnet. Da wird Lesen zum Erleben; aus Fakten steigt der Hintergrund von Weilheim farbig auf.

Als Verfasser zeichnet der im Dezember 1978 verstorbene Heimatdichter Hans Matt-Willmatt, der sich dieses Werk, schon lange krank, buchstäblich abgerungen hat. Die Fundamente hatte er schon in früheren Jahren gelegt, die Masse des Stoffes half ihm seine Frau Brigitte in imponierender Weise zu bewältigen. In gemeinsamer Auseinandersetzung wurden die historischen, sozialen, kulturellen,

ökonomischen Probleme angegangen, durch persönliches Engagement sind die Qualitäten gewaltig gesteigert. Die Umwandlungen von der Besiedelung bis hin zur neuerlich vollzogenen „Gemeindereform“ bilden eine Fülle Stoff. Über die Dauerstellung der objektiven Tatbestände hinaus werden in wohlthuendem Wechsel unterschiedliche Anschauungen verdeutlicht, Irrtümer früherer Forscher korrigiert, Aussagen, die Unverbindlichkeiten demonstrieren, vermieden, dafür aber Fakten angereichert, Dichtung von Wahrheit getrennt. Hier wurde sichtbar Primärforschung betrieben, lateinische Quellen entziffert und brillant übersetzt.

Was dieses historische Werk von gleichartigen Büchern unterscheidet, ist die zwingende Zusammenschau, die Fähigkeit, nicht einzelne Epochen nacheinander durchzukneten, vielmehr die Themen in Längsschnitten anzugehen, bestimmte Phänomene wie „Protokolle des St. Blasianischen Niedergerichts“, „Kriege und Heimsuchungen“, „Pfarrrei und Kirche“ in detaillierter Darstellung zu schildern. Dabei werden die zahlreichen Verflechtungen Weilheims mit den historischen Ortsteilen Dietlingen, Schnörringen, Bürgeln und Haselbach sichtbar gemacht; die „Einheitsgemeinde“ Weilheim mit Bannholz, Bierbrönnen, Nöggenschwiel und Remetschwiel von heute fügt sich knapp an. Hans Matt-Willmatt räumt mit der „guten, alten Zeit“ auf, wenn er beispielsweise über die Nöte der Auswanderung im 19. Jahrhundert berichtet. Die sich verzahnenden Abschnitte steigern ihre Farbigkeit durch Einbezug des ortsgebundenen Brauchtums, von Sagen und kulturellen Schaffen. Dabei werden typische Wesenheiten des alemannischen Raumes herausgearbeitet.

Wer kennt schon die Minnesänger Ulrich von Gutenberg oder Steimar von Waldshut, wer weiß, daß man 1770 in Weilheim bereits für eine Art Mittelpunktschule plädierte, ist nicht die wundervolle Geschichte des „Schmiedledick“ der Lehrerin Elisabeth Walter nur noch bei der älteren Generation in Erinnerung? Typische Dialekteinschläge sind eingefangen in den Sagen und Reimen. Im Anhang werden Währungen und Maße in unsere Welt hinübergerettet, ortsgebundene Wörter sind mit Synonymen ausgestattet, ein beachtliches Literatur- und Quellenverzeichnis gibt Aufschluß, und der Suchende bedient sich gerne des sorgfältig zusammengestellten Orts- und Personenregisters. Die Texte sind mit Fotos des Waldshuter Heimatforschers Konrad Sutter aufgelockert. Das Buch ist in der Tat eine Fundgrube, ein unentbehrliches Standardwerk für unsere Region, eine Kostbarkeit humaner Geschichtsauffassung.

Elmar Zimmermann

Hermann Kopf, Karl von Rotteck — Zwischen Revolution und Restauration. Freiburg (Rombach) 1980. Taschenbuch, 144 S., mit 17 Abb., DM 15,—.

„In der Geschichte des deutschen Liberalismus steht der Name des Freiburger Professors Karl Rotteck mit an erster Stelle“, sagt Alois Stiefvater in seinem Bändchen „Badische Landsleute“ (1968). So ist es aus allgemein- wie lokalgeschichtlichen Gründen begrüßenswert, über Rotteck zu publizieren. Der Verf., bereits mit mehreren historischen in unserm Raum angesiedelten Studien hervorgetreten, hat sich einer solchen Aufgabe vorbildlich unterzogen. Nach einem knappen, doch präzise charakterisierten Lebensabriß Rottecks, dem eine Skizze über damalige Zeitumstände vorangestellt wurde, gelingt es Kopf, an Hand seines Briefwechsels mit namhaften Persönlichkeiten (u. a. Zschocke, Wessenberg, Varnhagen von Ense) sowie einiger seiner „Querelen“ (u. a. mit H. Schreiber, Welcker und Buß) ein treffendes Bild dieses politisch und literarisch unermüdlich Tätigen aufzuzeigen. Ein Kapitel „Ideen“ (u. a. Vaterland, Weltgeschichte, Fortschritt) ergänzt das Gesagte und Zitierte und läßt auch Rottecks Persönlichkeit vielfältig aufscheinen. Das Bändchen ist sorgfältig gearbeitet, mit Anmerkungen und Auswahlbibliographie versehen und mit aufschlußreichem Bildmaterial ausgestattet.

Dr. Helmut Bender

Ingeborg Hecht, Wie könnt ich Badenweiler je vergessen . . . Von Künstlern, Katzen und kurenden Leuten. Müllheim: August Schmidt 1979. 119 S., brosch., mit farb. Umschlag. Zeichnungen von Fritz Fischer und Doris Keune-Wagner.

Persönliches hat sich mit idyllisch und essayistisch Erzähltem geschickt verbunden. Badenweiler und seine Umgebung haben ein solches Bändchen durchaus verdient. Topographisches und Kulturgeschichtliches finden sich immer wieder faktenreich und amüsant in einem mithineingeflochten. Begegnungen vor allem, Geschehnisse und Ereignisse. Die Nachkriegsjahre werden anschaulich wiedergegeben. Freilich auch ein literarisches, wenn nicht mitunter geradezu literaturgeschichtliches Bändchen, in dem u. a. „Die Südwestdeutschen Autoren tagen“ und ebenso von Emil Bizer und Ernst Scheffelt wie von Emil Strauß und Annette Kolb die Rede ist. Eine Welt im kleinen, wenn nicht mehr, von munteren Einfällen und Reflexionen erfreulich aufgelockert. Es liest sich un-

beschwert und gewinnbringend darin, und mit der Verfasserin Schlußsatz es zu sagen: „Es lohnt sich, das nicht zu vergessen . . .“. Dr. Helmut Bender

Breisgau — Hochschwarzwald. — Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar. Herausgegeben vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Bildteil von Leif Geiges u. a. Freiburg i. Br.: Schillinger 1980. 372 S. + zahlreiche, zum Teil farbige Tafeln + Heimatkarte. Ganzleinen DM 48,—.

Der 1973 durch die Kreisreform aus den bisherigen Kreisen Freiburg, Müllheim und Hochschwarzwald entstandene neue große Landkreis, der „wohl zu den schönsten und vielgestaltigsten Landkreisen in Baden-Württemberg zählt“ (so Landrat Schill im Vorwort), hat seine topographische Enzyklopädie erhalten. Daß es sich um ein (gewissermaßen halbamtliches) Gemeinschaftswerk (mit 38 Mitarbeitern und zahlreichen Fotografen) handelt, versteht sich von selbst, zusätzliche Zeichnungen erarbeitete Irma Schüle, auch gab man zur Textauflockerung etliche alte Ansichten und Stiche wieder. Der Verlag hat daraus auch ein herstellerisch schönes und bildkünstlerisch wertvolles Buch inszeniert.

Eingangs skizziert der Geograph und Bibliothekar Liehl „Die Lage des Kreises . . . im Verwaltungsraum des Landes und im Landschaftsgefüge“. Im folgenden Abschnitt „Natur und Landschaft“ werden „Erd- und Landschaftsgeschichte / Bodenentwicklung und Bodentypen / Wasser und Gewässer / Klima und Bioklima“ sowie die Pflanzen- und Tierwelt ausführlich von jeweilig zuständigen Fachleuten behandelt. Der nächste Hauptabschnitt ist der Geschichte gewidmet: „Frühe Siedlungen und Kulturen / Römerzeit und frühes Mittelalter / Politische Geschichte / Kirchengeschichte / Siedlungsgeschichte und Hausformen“, was zur Kulturgeschichte überleitet: Volkskunde (Brednich), Mundarten (Baur), Kunst- und Baudenkmäler (Krummer-Schroth), Literatur — Musik — Museen sowie Bildungsstrukturen — Schulen — Weiterbildung — Jugendförderung (A. Schmid). Es folgt der Großabschnitt „Wirtschaft und Verkehr“: die Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte (von Ott), die Landwirtschaft (von Miltenberger), Ackerbau- und Weidewirtschaft (von Spitznagel), Weinbau (von Fünfgeld), Sonderkulturen (von Hanson), Viehwirtschaft (von Hübner), Industrie und Gewerbe (von Mohr), Fremdenverkehr (von Mallebrein), schließlich Regional- und Landschaftsplanung (von Homburger). „Gesellschaft und Sozial Einrichtungen“ werden in den Kapiteln „Bevölke-

rung und Erwerbsleben / Gesundheitswesen / Sportliche Aktivitäten“ angegangen.

Einzelnen Landschaften sind die Beiträge „Die Breisgauer Bucht“ (Stadelbauer), „Die Vorbergzone“ (B. Metz), „Der Kaiserstuhl“ (Michna), „Das Markgräflerland“ (Mohr und Stadelbauer), „Der Hochschwarzwald“ und „Die West-Baar“ (beide Lielh) vorbehalten. Eine reichhaltige Dokumentation der ehemaligen und heutigen Gemeinden schließt an; „Erste urkundliche Erwähnungen der Kreisgemeinden“ bestätigen in tabellarischer Form die geschichtlichen Aussagen. Weiterführende bzw. benutzte Literatur wurde den jeweiligen Kapiteln beigegeben, ein „Ortsnamen-, Personen- und Sachregister“ bietet Fachmann und Laien jede Hilfe.

Kartenskizzen (hervorzuheben u. a. auch die Reproduktion einer alten Karte auf dem Vorsatzpapier) und Statistiken bereichern den Band in erfreulicher Übersichtlichkeit. „Wie Mosaiksteine fügen sich die Beiträge . . . zu einer großen Gesamtdarstellung des Kreises zusammen . . .“ (Schill), was auch in der Doppelbedeutung des für seine „Mosaik“-Bände bekannten Verlages gelten mag. Ein Werk, das man gleicherweise haben und lesen soll, gleich ob man schon immer dazugehört oder eben erst dazugestoßen ist.

Dr. Helmut Bender

E. Müller-Ettikon, Die Salpeterer. Geschichte eines Freiheitskampfes auf dem südlichen Schwarzwald. Freiburg: Schillinger 1979. Geb., 422 S., mit 8 Abbildungen.

Wie das beigegebene Literaturverzeichnis nachweist, ist auch in unseren Nachkriegsjahren eine Reihe von Publikationen über dies stets faszinierende Thema erschienen, von Hansjakobs Pionierarbeit anno 1867 ganz zu schweigen. Doch wegen der Zuständigkeit des Autors und der Gründlichkeit des Vorgetragenen wird keiner, der sich ernsthaft mit den Salpeterern, ja mit dem Hotzenwald und seiner Geschichte beschäftigt, an dem hier vorgelegten Band vorübergehen können. Wobei eher präzisierend als einschränkend zu betonen ist, daß sich Müller-Ettikon ausschließlich der eigentlichen Salpeterer-Bewegung im 18. Jahrhundert und nicht deren religiösen Fortführungen im 19. Jahrhundert zugewandt hat. In einer Art Vorspann werden „Die Stimme des Wälders“ und „Die Stimme des Abtes“ einander gegenübergestellt, und damit sind Thematik und Problematik des Ganzen bereits geschickt umrissen: auf der einen Seite die freiheitsbewußten Hotzen, die sich „dem Erzhaus Österreich“ direkt unterstellt wis-

sen, auf der andern die St. Blasianische Herrschaft, die im Verhalten der Hotzen letztlich Rebellion wittert. In chronologischer Folge werden die vier Aufstände ausführlich und mit zahlreichen Belegen aus den Urkunden des Karlsruher Generalandesarchiv behandelt. Der Verf. beschreitet einen Mittelweg zwischen Geschichtsschreibung und Narrativistik. Er gliedert stets in logischen Folgerungen; ein Fach- und Sachbuch und noch mehr in einem. Schon das Hauptkapitel „Der erste Aufstand“, vom ausführlichen Bericht über den „Salpeter-Hans“ (Albietz) eingeleitet, weist aufschlußreiche Tatsachen und lebhaft Schilderungen auf. Müller-Ettikon hat es verstanden, die Anliegen der Hotzenbauern begreiflich zu machen, ohne in allzu heftige Schwarzweißmalerei zu verfallen. Das Reportagehafte der Lehner'schen Darstellung („Die Salpeterer . . .“, 1977) wird hier mittels deskriptiver Kontinuation erfolgreich ersetzt. — Vielleicht hätte man sich ein Namenregister und auch eine weitere Detaillierung der Bibliographie gewünscht (Aufsätze, nicht nur Monographien), doch sei zugegeben, daß sich der Band, der eine immense Arbeits- und Materialbewältigung vorstellt, mehr oder weniger in einem Zug liest, so daß sein Nachschlagcharakter sekundär bleiben dürfte. Die Buchausstattung gibt sich solid und ohne alle reißerischen Ambitionen.

Dr. Helmut Bender

Karl Julius Weber, Reise durch das Großherzogtum Baden. Vorwort von Franz Georg Brustgi. Erläuterungen zu den Illustrationen von Rudolf Henning. Stuttgart: Steinkopf 1979. Großoktav, mit Stahlstichreproduktionen, 272 S.

Der Verf. (1767–1832), besonders bekanntgeworden mit seiner Feuilleton-Sammlung „Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ (5 Bde., 1832–35) sowie mit seiner als anrühlich bezeichneten „Mäncherei oder Geschichtliche Darstellung der Klosterwelt . . .“ (3 Bde., 1818–20) hatte 1826–28 4 Bde. „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ herausgebracht. Daraus wurden hier die das damalige Großherzogtum Baden betreffenden Texte ausgewählt und mit einem faktenreichen Vorwort versehen. Das liest sich amüsant, gibt sich mitunter auch aufschluß- und geistreich. In einer Art „Nachwort“, nämlich „zu den Illustrationen“, rechtfertigt R. Henning die zunächst willkürlich erscheinende Wahl der Abbildungen, die man dem bekannten und gesuchten Stahlstichwerk „Das Großherzogtum Baden in malerischen Originalansichten . . .“ (1842 ff.) entnahm. Dieses Werk, un-

ter Huhn/Poppel rangierend, gehört mit zum Wertvollsten, was die erste Jahrhunderthälfte über das neuentstandene Baden herausgebracht hat. Die reichlich und in alphabetischer Folge eingereihten Reproduktionen (von insgesamt mittlerer Qualität) lockern freilich die Texte auf. Ein einheitliches Ganzes ist deshalb nicht unbedingt entstanden, doch bereits Weber war es mehr an Einzeldrücken als an einem geschlossenen Werk gelegen. So gesehen, gibt sich der insgesamt gefällig gemachte Band nicht unattraktiv; brauchbar auch ein angeschlossenes Verzeichnis der Abbildungen als Ortsregister, besonders hervorzuheben, daß hier auch die jeweiligen Zeichner und Stecher aufgeführt werden. Das Buch verdient so durchaus die Beachtung vom historisch interessierten Badenfreund.

Dr. Helmut Bender

Müllheim — Stadt zwischen Wald und Reben. Geschrieben von **Fritz Fischer** und **Horst Tries** — gesehen von **Leif Geiges**. Freiburg: Schillinger 1978. 132 S., mit zahlreichen, teils farbigen Abb. Kart. geb. mit farb. Überzug.

„Die Bürger Müllheims freuen sich auf dieses Buch . . .“ meinte Bürgermeister H. Sängler in seinem Vorschlag — und sie haben sich gefreut — und weshalb sollten die andern, die die Stadt und das Markgräflerland schätzen, sich nicht mitfreuen dürfen? Zwar nicht das erste, aber doch das jüngste Buch über die „Mitte des Markgräflerlandes“, vielleicht auch das attraktivste. Von kompetenten Verfassern geschrieben: von Fritz Fischer, dem alteingesessenen Müllheimer Journalisten, und von Horst Tries, dem Bezirksredakteur der „Badischen Zeitung“ ebenda, die Bilder aber vom bewährten Leif Geiges, in Freiburg geboren und in Staufen wohnhaft. Und die Tatsache, daß Ortsteile wie Britzingen, Feldberg, Hülgelheim, Vögisheim und Zunzingen hier mitberücksichtigt werden konnten, verleiht dem Ganzen einen breiteren Aspekt und größeren Radius. „Müllheim ist eine Landstadt“ setzt Fischer in seinem „Vorspiel“ ein, und hübsch ist es, gewissermaßen im Hinblick auf das benachbarte Badenweiler von „Einheimischen und Exoten“ zu hören. „Mit Riesenschritten“ geht’s durch die Geschichte, und man erkennt es bereits an den Zwischenüberschriften („Der erste Müllheimer Weinmarkt“, „Die ‚Alte Post‘“ und was mehr), daß da viel Substanz dahinter steht. Eigene Kapitel haben „Die Müllheimer Badekur“ sowie „Männer, die Geschichte machten“ (allen voran Adolph Blankenhorn, der Weinbaupionier). — „Merkwürdiges, Originelles, Erheiterndes“ durfte nicht fehlen, ebensowenig das Fasnetrei-

ben. Das heutige Müllheim und die eingemeindeten Orte behandelt Tries gegenwartsnah und nach Stadtteilen gegliedert. Die Bilder sind motivisch und technisch gleich gut ausgewählt und reproduziert. Die Vorsatzblätter mit dem Poppelstich wirken geradezu bibliophil, das alles hat Aussagekraft und Charakter, wie man’s von Müllheim erwartet.

Dr. Helmut Bender

Bad Krozingen — Zwischen Rhein und Belchen. Beschrieben von **Isolde Doelfs** gesehen von **Leif Geiges**. Freiburg: Schillinger 1979. 120 S., mit zahlr. teils farb. Abb., kart. mit farb. Überzug.

Bad Krozingen hat einen solchen Band aus der Reihe „Obersrheinische Gemeinden“ längst verdient gehabt (E. Meckels „Bad Krozingen“ war 1959 erschienen). Nicht nur mit dem Starfotografen Leif Geiges hat es der Verlag gut getroffen, vielmehr darf auch der Verfasserin für ihre durchgängig dem Historischen wie dem Aktuellen gerecht werdenden Texte gedankt werden. Zunächst läßt sie die Geschichte defilieren, um jeweils das Spezielle bzw. das Topographische hervorzukehren; alsdann geht sie auf Persönlichkeiten und auf Kulturhistorisches ein. Durchweg finden sich die Überschriften zu den einzelnen Absätzen griffig gewählt. „Vom Marktflecken zum Heilbad“ leitet eigentlich schon zu spezifisch Krozingischem über. Die Sehenswürdigkeiten werden vorab im Kapitel „Was uns die Jahrhunderte hinterlassen haben“ gewürdigt. Chronikales wird mitunter am Rande gesagt, ohne episodisch zu wirken (vgl. etwa „Totenmessen für Lebende“, gemeint damit die Leprakranken). Die eingemeindeten Ortsteile (Biengen, Schlatt, Hausen und Tunsel) haben eigene Abschnitte. Daß „Krozingen — das große Dorf“ — schließlich vorwiegend als Kurort gefeiert wird, versteht sich von selbst. Ergänzend und zugleich in sich separiert hat die Kamera in vorbildlichen Reproduktionen alles eingefangen, was der Ort und seine Umgebung bietet („Eine Gemeinde wächst über ihre Grenzen hinaus“). Die Bildkommentare sind knapp und präzise in einem (bedauerlich allenfalls die Druckfehler S. 15!). Steht zu wünschen, daß die vorliegende Publikation — in Ergänzung des Geleitwortes von Bürgermeister Hellmann — neue Gäste und neue Freunde gewinnen möchte! Niveau und Qualität des Bandes sprechen dafür.

Dr. Helmut Bender

Waldkirch ist schön von Gelegenheit. Gesehen von Otto Kasper, beschrieben von Hubert Thoma, Hermann Rambach, Hans Springweiler und Willi

Thoma. Freiburg: Schillinger 1979. Farb. kart., 140 S., mit zahlreichen teils farb. Abb.

„Nach der großen Gemeindereform von 1975 war es . . . angebracht, das Werden unserer Stadt, die Landschaft, die sie umgibt und die Menschen, die darin wohnen und arbeiten, darzustellen“, meint der Waldkircher Bürgermeister Gugo Eisele ganz zurecht in seinem Geleitwort „Über Waldkirch und seine Geschichte“. Er betont die Anschaulichkeit und das Leichtverständliche und Eingängige vorgelegten Bandes, der sich durchaus würdig der Reihe „Oberrheinische Gemeinden“ des jüngst so oft positiv hervorgetretenen Verlages anschließt. Das geht Text- und Bildgestaltung in gleicher Weise an.

„Die neue Stadt“ betrachtet H. Thoma eingangs unter besonderer Berücksichtigung der „Gewerbe- und Wirtschaftsstruktur“ sowie der „Partnerschaft mit ausländischen Städten“. Der altbewährte Archivar und Museumsleiter Rambach schließt mit einem größeren und übersichtlich untergeteilten Beitrag „Waldkirch ist schön von Gelegenheit“ an. Er leitet sein Thema, das ja auch dem ganzen Band zur Überschrift wurde, mit einem Merian-Zitat ein, beginnt dann mit Suggental, den Peterhöfen, mit der Schwarzenburg und Dettenbach, um ins eigentliche Waldkirch zurückzukehren. Die Stadt wird in ihren wesentlichen Bauwerken und Künstlern angegangen, das Geschichtliche etwa im Hinblick auf „Kastel- und Schwarzenberg“ behandelt, die Vorstädte, aber auch die Eingemeindungen entsprechend miteinbezogen, Altersbach und der Kandel, Siensbach, Kollnau und Buchholz samt Batzenhäusle kommen nicht zu kurz. „Waldkirch im 19. Jahrhundert“ behandelt

Springweiler, er geht darin u. a. auf das Schul- und Verkehrswesen, auf die Forst- und Landwirtschaft und die Ortspolizei, aber auch auf die Fasnet nicht minder ein. Einige Unterkapitel weisen bereits in unser Jahrhundert („Die beiden Weltkriege / Fremdenverkehr / Wandlungen im Öffentlichen und Gewerblichen / Vereine und Pressewesen“). Es folgen Kurzbiographien über die Maler Georg Scholz, Dora Vetter und Rudolf Riester. Prof. Bentmann (Karlsruhe) schreibt über „Max Barth — Portrait eines Nichtangepaßten“ aus dessen Feder die anschließend eingerückte Plauderei „Der Wochenmarkt“ stammt. W. Thoma referiert danach über den Wein dieser Gegend, er versteht es, mit historischen Einschüben und Herleitungen das einem jeden Kenner recht schmackhaft zu machen. „Aus der Wunderwelt der Edelsteine — Bohrer und Ballierer — ein Waldkircher Gewerbe mit Poesie“ durfte nicht fehlen, auch wenn das Metier sich nicht immer nur poetisch gab; eine Betrachtung über den ehemaligen Suggentäler Bergbau ist miteingeflochten und wird vom Kapitel „Gratwanderung über den Hornbühl“ faktenreich ergänzt. „Der Psalter aus St. Martin in Waldkirch“ findet sich von W. Thoma eigens angegangen. Abschließend werden Kandel und Kandelsagen von W. Thoma und Rambach entsprechend gewürdigt. Der reichhaltige Bildteil spricht an, er wurde mit künstlerischem Geschick und solider Herstellungstechnik plaziert. So entstand der Band, den man anzuschauen und detailliert zu lesen gleichermaßen bestrebt sein dürfte, selbst wenn man kein gebürtiger bzw. angesiedelter Waldkircher ist.

Dr. Helmut Bender